This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

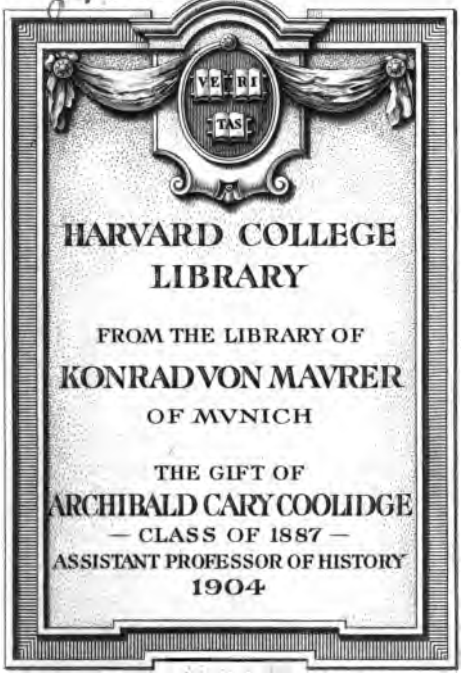
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Geog 4308.39.7



Anzeige. Zeuwische Lit. Zeit. März 1840 Nr. 55 p. 436.

Tuttolasso's

Wanderungen

durch

Deutschland,

Polen, Ungarn und Griechenland

im

Jahre 1836.

Haec inter bonos amicitia, inter malos factio est.

Sallust.

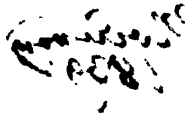
STUTTGART.

1839.

Verlag der Classiker.

Mon 538

Geog 4308.39.7



Harvard ... ary
Mon ... on
Gift of ... idge
July 18, 1904

538

Zur Nachricht

an den Leser.

Ob das uralte Geschlecht der Tuttilassi mit dem eben so uralten der Semilassi in verwandtschaftlicher Beziehung stehe, und in welchem Grade dies stattfinden möge, ist mir nicht gelungen mit Bestimmtheit auszumitteln. Ich sparte zwar keine Mühe, dieser wichtigen Frage näher auf die Spur zu kommen, erreichte aber kein befriedigendes Resultat. Ich habe in öffentlichen und in Privatbibliotheken, in Staats- und Familienarchiven Chroniken, Urkundensammlungen, Wappenbücher, Stammbäume u. s. w., welche dort zu finden waren, lange durchwühlt und mit Aufmerksamkeit durchsucht; alle Mittel, welche das genealogische Rüstzeug darbietet, wurden zu meinem Zwecke benutzt, allein Alles umsonst; ich bin dadurch zu keinem Grade von Gewißheit gelangt, sondern nur zu einigen unbedeutenden Muthmaßungen, die ich denn auch in Ermangelung eines Bessern hier mittheilen will.

Es ist ausgemacht, daß beide Geschlechter italienischen Ursprungs sind, im elften Jahrhundert schon zu Ruhm und Glanz gelangten, aber auch schon zur Zeit Kaisers Friedrich des Zweiten aus Italien nach Deutschland auswanderten, sich daselbst niederließen und im Verlauf der Zeiten sich ganz germanisirten. Von welcher Art ihr Verhältniß zu den damaligen, in hartem Kampf liegenden Parteien der Ghibellinen und Guelfen war, läßt sich ebenfalls aus den kärglichen Nachrichten, die da und dort vorkommen, nicht entnehmen. Doch scheint mir aus denselben hervorzugehen, daß beide ruhmvolle Geschlechter jedenfalls zu einer und derselben Partei gehörten, und sich nicht feindlich gegenüber gestanden haben. Welcher von beiden Parteien aber sie sich angeschlossen, bleibt im Dunkeln. Indessen zweifle ich

keineswegs, daß urſprünglich eine nahe Verwandtſchaft zwiſchen beiden Häuſern ſtattgefunden haben müſſe. Denn zu allen Zeiten beſtand zwiſchen den Tuttilaſſi und Semilaſſi (Ganzmüden und Halbmüden) eine Art Vetterſchaft, eine Bluts- und Wahlverwandtſchaft, da beide die erſte Grundbedeutung ihrer Namen aus einer und derſelben Urſache, dem gleichen Princip ziehen. Es iſt nur das italieniſche: poco più, poco meno, was nach dieſer Ableitung den geringen Unterſchied beider Namen ausmacht. Ueber das verwandtſchaftliche Verhältniß der beiden ſo merkwürdigen Geſchlechter iſt überhaupt ſchon manche ſcharfſinnige Vermuthung aufgeſtellt worden; ohne mich weiter mit denſelben zu befaſſen, will ich doch eine anführen, weil ſie mir von einem hochadeligen Herrn mitgetheilt worden, der ſein ganzes Leben mit genealogiſcher Beſchäftigung zubrachte, aus welchem Grunde dieſelbe gewiß nicht ohne Werth iſt. Die Verwandtſchaft der Tuttilaſſi und Semilaſſi, ſagte er, läßt ſich auch durch die Wechſelwirkung von Ruhe und Bewegung darſtellen. Denn, wer ſich ſtark bewegt, wird zuvörderſt halbmüde (semilasso) und bei weiterer Fortſetzung der Bewegung wird er endlich ganzmüde (tuttolasso). Wer ganzmüde iſt und ausruht, der geht nach einiger Zeit in den Zuſtand der Halbmüdigkeit über. Allein da man nicht weiß, auf welche Weiſe jedes der beiden Geſchlechter ſeine Laufbahn begonnen, mit Ruhe oder Bewegung, ſo läßt ſich alſo auch auf dieſem hermeneutiſchen Wege für das höhere oder geringere Alter des einen oder des andern dieſer Adelsgeſchlechter nichts Sicheres beweiſen.

Wir müſſen uns daher gedulden, bis irgend eine zufällige Entdeckung uns nähere Aufſchlüſſe über dieſen intereſſanten Gegenſtand gibt, die im jetzigen Augenblicke um ſo erfreulicher wären, da beide Häuſer, obwohl hochadeligen und ausländiſchen Urſprungs, der deutſchen Nation zwei ſo treffliche, tiefe, geiſtreiche, originelle, populäre, nationale Schriftſteller gegeben haben.

Der Herausgeber.

Vorwort.

Schon als Knabe, da ich im Cornelius Nepos die Großthaten an den Thermopylen las, noch mehr, als ich durch Fenelon Telemach und sein Heimathland näher kennen lernte, zog es mich nach Griechenland mit unwiderstehlicher Gewalt. Als junger Offizier wünschte ich nichts mehr, als die Eroberung einer schönen Griechin zu machen, und Schillers Götter Griechenlands vollendeten bei mir die Stimmung, welche ich nicht anders als ein Heimweh nach Griechenland nennen kann.

Mit wahrem Nationalhaß gegen die Türken war ich aufgewachsen, nicht nur als guter Christ, sondern noch besonders darum, weil sie mir als Unterdrücker meines Lieblingsvolkes erschienen. Als daher nach dem deutschen Befreiungskriege mein Freund, der edle von Dieſt, die christlichen Fürsten Europa's aufforderte, den Halbmond aus Europa zu vertreiben, stimmte ich begeistert seinem Enthusiasm bei, obwohl ich mich in Wien während des Congresses überzeugt hatte, daß eine solche Combination unmöglich sey, indem Keiner dem Andern die Beute oder auch nur den größeren Einfluß gönnen würde, den dort ein neuer Staat einem der alten möglicher Weise gewähren könnte.

Wie die edlen Hellenen endlich selbst den Freiheitskampf im Jahre 1821 begannen, wäre ich gern einer der Ersten gewesen, der dem Lande meiner Jugend-Träume Hülfe gebracht hätte; aber andere Pflichten machten dies unmöglich. Doch die Helden von Missolunghi

und die Großthaten zur See machten mir die jetzigen Griechen eben so werth, als mir die alten es sind; und seit ich in den Salons von München und Berlin Sprößlinge aus den edelsten Geschlechtern dieser Heldennation persönlich kennen lernte, wurde ich nur noch mehr in dem Wunsche bestärkt, dies Wunderland zu sehen. Ich ärgerte mich beinahe darüber, daß es nicht zum guten Ton gehörte, eine Tour nach Griechenland zu machen. Oft suchte ich in höheren Cirkeln darauf hinzuwirken, doch stets war die Antwort: Que voulez-vous dans un pays sans hôtels, sans chevaux de poste et sans chaussées, etc.? und so sah ich meinen Lieblingswunsch lange hinausgeschoben.

Endlich machte ein König diese Reise. Nunmehr konnte der beste Ton nichts mehr dagegen einwenden; und wenn es einst fashionabel werden wird, die Tour nach Griechenland gemacht zu haben, gebührt mir der Vorzug, einer der Ersten gewesen zu seyn, der diese Mode in Gang brachte.

Wenn ich meine Bemerkungen auf dieser Reise mittheile, so geschieht dies nicht, um der gewöhnlichen Lesewelt eine Reisebeschreibung mehr in die Hände zu liefern; noch weniger thue ich es, um den deutschen Gelehrten Aufschlüsse über diese oder jene Ruine aus der Zeit Lykurgs oder über eine zerbrochene Vase zu geben: für solche Sachen sind in Deutschland Federn genug in Bewegung.

Ich habe nur für die Bessern meines Vaterlandes geschrieben, um auch meines Theils beizutragen, sie durch meine Erfahrungen zu höherem Streben zu erwecken. Für den deutschen Gelehrten will ich ein Verstorbener seyn, ein Todter!

Necesse est suomet ipsi morr praecipites eant.
Sallust.

Inhalt.

	Seite
Abreiſe von Paris	1
Leipzig	16
Das ſchleſiſche Gebirge	31
Die Mucker	45
Das einzige ſchöne Dorf in Polen	60
Die polniſche Schweiz	75
Ungarn	93
Athen	108
Die Regentſchaft Griechenlands	124
Auch ich war in Arkadien	140
Die Cycladen	160
Die Maina	177
Der Patriarch zu Conſtantinopel	193
Abreiſe aus Griechenland	215
Der Philolog-Philhellene	234
Das Meer-Auge	328
Wien	343
Der neue polniſche Adel	362
Der Adel im Militärſtande	379
Der loyale Weſtphale	394
Die Rangliſte der preußiſchen Armee	419

Allein ich mußte den Weg durch Deutschland nehmen, weil ich meine Güter wieder einmal besuchen, und mit einem Buchhändler einen Vertrag über die von mir herauszugebende Reisebeschreibung abschließen wollte. Um beide Zwecke zu vereinigen, schien mir der Weg über Leipzig der passendste, und am folgenden Tage war schon der Paß besorgt, der Wagen gepackt, die Postpferde bestellt, und stark ermüdet fuhr ich im Schlafe aus dem selbst in der Nacht so geräuschvollen Paris, so daß ich bei meinem Erwachen, da die Pferde zum ersten Male gewechselt wurden, zu träumen glaubte, als ich auf einmal eine tiefe Stille um mich wahrnahm. In Paris fühlt man ein fortwährendes Sausen in den Ohren, so daß ich jedesmal die erste Nacht außerhalb Paris, wegen der ungewöhnlichen Ruhe um mich her, nicht sogleich einschlafen konnte. Sobald der Wagen weiter rasselte, schlummerte ich wieder ein, und schon war es hoch am Tage, als ich erwachte. Ich befahl meinem Kammerdiener, auf der nächsten Station meinen Kaffee zu bestellen und mir ihn in den Wagen zu bringen.

Eh bien, womit werde ich auf der langweiligen Fahrt bis Mainz, allein im Wagen, mich beschäftigen? so fragte ich mich selbst, da ich diesen Weg schon oft gemacht hatte, und mich diesmal nirgends aufhalten wollte.

Nun, mit meinem Reiseplan, und besonders mit dem meiner Reisebeschreibung; denn diese ist für mich nicht ohne Bedeutung. Durch den heutigen Zeitgeist haben meine Güter sehr viel verloren. Meine Bauern sind von den Frohnen befreit, ich bin nicht mehr der erste Erbe ihres Vermögens, wenn sie sterben, sie brauchen kein Lösegeld zu geben, wenn sie wegziehen, und ihre Kinder haben nicht mehr umsonst bei mir zu dienen. Natürlich, daß meine Güter nicht mehr die gehörigen Einkünfte abwerfen, zumal ich sie von meinem Ahnherrn nicht ohne Schulden übernahm, welche, weil ich ein paar Schwestern ausstatten mußte, und dabei meinem Stande angemessen leben wollte, natürlich noch bedeutend vermehrt wurden.

Die gute alte Zeit ist vorbei. Ich hatte lange gekämpft gegen Gläubiger und Behörden, welche letztere sich meiner mehr als nöthig

annahmen; und so mußte ich mich bequemen, solche Maßregeln zu treffen, daß meine Gläubiger, Christen wie Juden, von meinen Gütern den Rahm abschöpften; mir selbst blieb nur so viel übrig, daß ich zwar mit vier Postpferden reisen, aber nirgends lange verweilen kann; denn dies ist bei meiner Art zu leben das Kostbarste. Doch das Reisen soll mir nun auch etwas einbringen.

Darum eine Reisebeschreibung! Zehntausend Thaler muß der Leipziger Buchhändler geben, keinen Pfennig weniger; dafür erhält er das Manuscript, welches schon deßhalb diesen Preis werth ist, weil es mich zum Verfasser hat, und Reisen nach Griechenland jetzt noch zu den Seltenheiten gehören.

Meine Reisebeschreibung gab mir daher Beschäftigung genug auf der Reise selbst, wenn ich auch von Frankreich nichts sagen wollte; von diesem Lande haben ja vor mir schon Andere genug geschrieben. Ich war recht sehr froh, als ich in Mainz zum ersten Male aus dem Wagen stieg, wieder deutsch um mich herum sprechen zu hören. Ein Mann von Stande

kommt jetzt in Frankreich gar zu oft in Collision mit Menschen, die von keiner Standesverschiedenheit mehr Notiz nehmen. Das Gesetz, kraft dessen die saubere Revolution von 1830 jedem Menschen in Frankreich erlaubte, sich nach Gefallen **Marquis de A., Comte de B.** oder **Chevalier de C....** zu schreiben, hat nicht die Wirkung gehabt, daß irgend jemand Gebrauch davon machte; sondern es hat schlimmer gewirkt, als das Abschaffungsdecret des Adels in der ersten Revolution. Letzteres veranlaßte Widerstand und hat die Bourbons älterer Linie zweimal wieder nach Paris geführt. Dagegen jetzt nahm man dem französischen Adel nichts, weßhalb er in den Augen von Europa auch nichts weiter verlor. Der Adel wird daher die älteren Bourbons nicht zum dritten Male zurückführen. In Deutschland würden sich bei einem ähnlichen Gesetz eine Menge Menschen finden, welche sich die Rechte des Adels anzumaßen keinen Anstand nähmen, gerade wie jetzt jeder Bürgerliche, ohne daß es auffällt, ein Petschaft mit Schild und Helm führt. Es könnte nicht fehlen, daß dieses

Verfahren einerseits den Adel veranlaßte, enger zusammen zu halten, um sich vor einer Vermischung mit solchen, wie das Unkraut von selbst aufgeschossenen, Grafen und Barons zu bewahren, während es andererseits bald den Bürgerlichen selbst so zum Spott gereichen würde, daß eine solche Neuerung in Deutschland zum Vortheil des Adels ausschlagen müßte. In Frankreich hat jenes Gesetz die umgekehrte Wirkung hervorgebracht. Man half sich, wie dort so oft in schwierigen Fällen geschieht, durch ein Bonmot, und der Erfolg ist, daß jetzt in Frankreich im Ganzen der Adelstitel nur für einen Theil des Namens angesehen wird, z. B. bei den Namen Petinian de Mabertin und Marquis de Mabertin denkt man sich in Frankreich gar nicht mehr, daß von zwei Männern verschiedenen Standes die Rede sey, sondern man hält sie im gewöhnlichen Leben für ganz gleich, obwohl der erstere nur ein Kaufmann ist. Man sagt ohne Unterschied: Monsieur Casimir Perrier und Monsieur de Peyronnet, wogegen wir in Deutschland sagen würden: Herr von Peyronnet und ein gewisser

Herr Perrier. Die Vermiſchung der Stände iſt gerade durch das fragliche Geſetz in Frankreich um ſo auffallender geworden, da man ohnehin die Leute meiſt nur nach ihrem Namen, und nicht nach ihrem Titel, Rang oder Charakter bezeichnet, ſelbſt die Vornehmſten nicht. Man ſagt Madame de Berry und Madame de Montmorency, und Madame Perrier, Monſieur de Polignac und Monſieur Breſſon, wie Monſieur Laffitte. Auf dieſe Weiſe hat in Frankreich der leidige Zeitgeiſt ſeinen ſchönſten Triumph gefeiert, und es würde ſchwer halten, daſelbſt wieder die gute alte Zeit herbei zu führen. Denn für die Roture iſt dort der Adel jetzt kein Gegenſtand des Neides mehr, und der Adel kann nicht einmal ſagen, daß ihm etwas genommen worden ſey. — Und doch, wie viel hat man ihm nicht genommen?!!

Da iſt's in Deutſchland noch beſſer. Doch kann ich nicht behaupten, daß ich in Mainz gerade Veranlaſſung hatte, mich ſo ſehr über den Unterſchied zu freuen; unter den Beamten und in allen Geſellſchaften waren Adel und Bürger ohne Auswahl durch einander geworfen,

und nur unter der preußischen Garnison fand ich ein Offiziercorps, das meist noch von Familie war; denn in der österreichischen Armee finden sich so viele Bürgerliche, daß man nie recht weiß, mit wem man es zu thun hat; besonders da die guten Oesterreicher jeden Herrn von nennen. Diese Sitte ist nicht viel besser als die in Frankreich jetzt erlaubte beliebige eigne Beilegung des Adels, wovon ich mich vor einiger Zeit in Wien überzeugte.

Ein deutscher Beamter, den ich dort in einer Gesellschaft traf, in welche er in seiner Heimath wahrscheinlich auch nicht gekommen wäre, wollte die ihm erwiesene Ehre, daß man ihn stets Herr von N. N. nannte, nicht annehmen, und bemerkte: Mein Herr Graf, ich bitte um Entschuldigung, ich heiße nicht von N., sondern N. schlechtweg. Der Wiener entgegnete hierauf lachend: Ich muß um Nachsicht bitten, mein Herr Regierungsrath, daß ich Ihnen nicht gleich Ihren rechten Titel spendirt hab', wie Sie es bei sich zu Hause gewohnt sind; bei uns heißt halt jeder Lump: Herr von! So nennt man auch den Herrn

Staberl, wenn man ſeinen Namen nicht weiß, Herr von Parapluimacher, und die Mutter ſchilt ihren Knaben, der ſich noch die Augen reibt, ohne alle Abſicht: Herrn von Langſchläfer!

Bei dem Vorübergehen an einem Buchladen fiel mir ein, daß ich mich außer einigen franzöſiſchen Werken über Griechenland auch mit deutſcher Gelehrſamkeit verſehen müſſe. Daher kaufte ich mir zugleich als Wegweiſer durch Deutſchland ein Werk, das mir ſchon oft empfohlen wurde, und das ich noch nicht hatte zu Geſicht bekommen können, nämlich: Webers Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen. Man hatte mir viel von dem Geiſte des Verfaſſers geſagt, und ich bekenne, daß ich noch bei wenig deutſchen Schriftſtellern den esprit, der die Franzoſen ſo ſehr auszeichnet, ſo wiedergefunden habe, wie bei ihm.

Allein leider iſt dieſes Buch auch ein Werk des Zeitgeiſtes. Der gewöhnlichen Leſewelt kann es wohl gefallen; aber es iſt nicht für Leute von Familie geſchrieben. Der Verfaſſer huldigt ganz der modernen Ariſtokratie. Ein Fabrikant, der fünftauſend Menſchen beſchäftigt,

scheint ihm mehr zu imponiren, als ein Graf mit fünftausend Bauern, und ein Kaufmann mit 500,000 Thalern Handels-Capital mehr, als ein Baron mit einem Grundbesitz, der landschaftlich auf 500,000 Thaler abgeschätzt ist, bis er das Hypothekenbuch gesehen und denselben schuldenfrei gefunden hat. Zwar mag Weber eine recht gute Erziehung genossen haben, mag auch manchmal mit vornehmen Leuten umgegangen seyn; allein er hat es nicht vermocht, sich zu einer höheren Weltansicht zu erheben. Ueberall sieht man in ihm den in beschränktem Raume gebornen Bürgerlichen, den in schwüler Atmosphäre aufgewachsenen Menschen. Wäre er aus adlichem Blute entsprossen, wäre er von Stande und wirklich Hochwohlgeboren, wäre er als Page aufgewachsen, oder als junger Offizier Prinzessin-Tänzer gewesen, und dann bald unter die hohen Offiziere oder Präsidenten gegangen: wahrlich, ein solcher Mensch hätte eine treffliche Reisebeschreibung durch Deutschland liefern können. Man muß zum Freiherrn geboren seyn, um alle Verhältnisse aus der Vogel-Perspective anschauen,

im Großen würdigen und mit Anstand darstellen zu können. Darum die hohe Achtung unseres Herrn Weber vor den Kaufleuten. Er nennt den Handel die Lebensquelle der Staaten, obwohl er eingesteht, daß ebenderselbe die Individuen frei macht; denn wenn Alles im Staate leidet, leidet doch der Kaufmann am wenigsten, er wirft seine Last auf die Waaren. Was soll der Adel dagegen thun, der nicht mehr seine Bürde auf den Bauer wälzen und dem Kaufmann nicht mehr seinen Ueberfluß abnehmen darf, der aber dennoch laut dem preußischen allgemeinen Landrecht zur ersten Stütze des Staates bestimmt ist? Freilich, nach Herrn Weber fiele die ganze Welt zusammen ohne Handel, und wir sänken in die erste Kindheit der Welt zurück. Darum mag auch Herr Weber so gern die alte Geschichte von der Stiftung des deutschen Ordens wiederholen, dessen Mitgliedschaft jetzt zweiunddreißig Ahnen erfordert, und der doch von Lübecker und Bremer Bürgern seinen Ursprung herleitet, die damals auch, wie in Venedig und Genua, zugleich Krieger und Kaufleute waren. Darum

auch die Behaglichkeit, mit der unser Herr Weber erzählt, wie von dem armen Weber Fugger das angesehene und reiche Fürstengeschlecht herstammt, das schon nach der dritten Generation für ebenbürtig gehalten ward.

Es ist allerdings wahr, daß durch den Handel erst die italienischen, dann die deutschen Städte so mächtig geworden sind, daß sie die Weltordnung ganz umgekehrt haben, und daß jetzt die Kaufleute das Geld und den Einfluß besitzen, der sonst dem Adel zustand. Aber wo soll das am Ende hinaus? Scheint es doch, als wenn der Adel in Frankreich schon ganz überflüssig geworden wäre, und nach diesem Beispiel möchte man ihn auch in Deutschland am liebsten beseitigen. Darum das Geschrei der Herren Börne und Consorten. Doch alle diese Schreier schaden dem Adel weniger; denn alle Bürgerlichen, die etwas zu verlieren haben, schließen sich seit der von Kaiser Siebenpfeiffer I. gespielten Farce den Regierungen an, die ihrerseits es auch lieber mit der Masse des Volkes und mit der jetzigen Geldaristokratie halten, weil im Bürgerstande jeder gleicher Unterthan

ist; während die Fürsten in dem Adel einen Rivalen ihrer Macht sehen, weil derselbe durch sein Standesinteresse in steter Opposition gegen den Souverain stehen muß.

Darum hat das herrliche Werk des Baron von Harthausen über die Staatsverfassung in Preußen bei den Monarchen so wenig Anklang gefunden, weil er gerade diese Seite der Adelsvorrechte heraushob.

Laßt uns erst recht mächtig nach unten seyn, nach oben wird es sich dann schon von selbst finden. Der Gutsherr, der tausend Leibeigene hat, ist mächtiger als ein Anderer, auf dessen Gütern tausend freie Leute allerlei Volkes wohnen, und befänden sich darunter Fabrikanten, Doctoren und gar Schriftgelehrte; denn diese halten es am Ende doch lieber mit dem Landesherrn.

Je weniger daher solche Bücher schaden, wie die der Sansculotten Börne, Wirth u. s. w., desto verderblicher sind gelegentlich hingeworfene Bemerkungen, wie in den Reisen Webers, z. B. wenn er das Lob der deutschen Städte mit den Worten singt:

„Unsere Städte machten die ersten Gesetzsammlungen, sie liebten mehr als der Adel das Recht; minder stürmisch als die Lombarden, waren sie gehorsam gegen Kaiser und Reich; daher sind sie eine der schönsten Erscheinungen in jenen dunkeln, aber fatalen Zeiten.“

Es ist doch möglich, daß einmal ein Prinz oder gar ein Serenissimus selbst eine solche Stelle der Art liest, indem er in müßigen Stunden ein solches Buch durchblättert; leicht könnte er dann auf den Gedanken kommen, sich lieber bei einem solchen gewissen Herrn Weber, als bei dem Hofmarschall oder Oberkammerherrn Grafen v. Weber, Raths zu erholen, und wie möchte es dann auch in Deutschland mit dem Adel enden?!!

Durch diese Betrachtungen nicht in die beste Stimmung gesetzt, eilte ich durch Frankfurt ohne Aufenthalt, da mir der Ort ein Gräuel ist, wo das einzige Service von Gold sich in den Händen eines Privatmannes befindet. Auch unter den Souverains speist nur der König von England auf einem goldenen Service, seit Napoleon das seinige 1814, und Friedrich

Wilhelm III. das ſeines Großohms im Jahr 1806 verloren haben. Wo ein Jude als Repräſentant der neuen Ariſtokratie thront, konnte ich nicht weilen. Ich eilte weiter.

Coepere nobilitas dignitatem, populus libertatem in lubidinem vertere.

Sallust.

II.

Leipzig.

Seit die altritterlichen Vergnügungen aus der Mode gekommen, ist Lectüre, sowie Kartenspiel, ein nothwendiges Uebel geworden. Diese Lesesucht hat aber eine noch viel verderblichere Pest veranlaßt, nämlich die Schreibsucht, wovon man nur hier in Leipzig einen wahren Begriff bekommen kann. Zwar sucht die Censur, so viel sie vermag, die Leute von dieser gefährlichen Krankheit zu heilen, doch es will nicht viel helfen. Das demagogische Gift dringt überall hervor. Ist ein Damm gegen ein angeschwollenes Wasser auch hoch genug, so bricht doch gewöhnlich am Fundament immer noch etwas hindurch.

So las ich heute in dem berühmten Archiv für Geschichte und Literatur von Bercht eine

Abhandlung über die drei ersten Jahre der französischen Revolution, und fand darin hinreichendes Gift gegen die unantastbaren Rechte des Adels. Der Verfasser geht davon aus, daß vor der Revolution die privilegirten Stände den hundert und dreißigsten Theil der ganzen Nation ausgemacht hätten, und daß die andern hundert und neunundzwanzig Theile auf einmal dieselben Rechte hätten erringen wollen. Der ehrliche Verfasser meint in seiner Kurzsichtigkeit, die der niedern Geburt und Sphäre eines Doctors angemessen ist, daß dies Verlangen gar so unrecht nicht gewesen. Der gelehrte Herr vergißt, daß auch in Rom nur der Stand der Ritter etwas galt, die andern waren capite censi, d. h. sie zählten lediglich nach Köpfen, wogegen der Adel einen ganz andern Werth besaß. Bei diesem kommt Ehre, Macht und Ansehen mit in die Wagschale. Da mag ein Edelmann so viel gelten, als hunderttausend andere Menschen, als da sind die Bürgerlichen aller Klassen.

Man kann dies am besten aus demselben Aufsatze sehen. Vor der Revolution lebten in

Frankreich nur 150,000 Personen von Adel, mithin im Verhältnisse zu dem großen Reiche nur sehr wenige, der Personenzahl nach; aber sie hatten Jahrhunderte lang alle die anderen Millionen überwogen und würden es noch ferner gethan haben, wenn sie nicht in der Geistlichkeit ein großes Gegengewicht gefunden hätten. Diese bestand nämlich aus 316,038 Personen mit 70 Millionen Einkünften, wogegen der Adel 268 Millionen bezog. Die Bürgerlichen aller Art hatten zwar ein Einkommen von 960 Millionen. Aber da diese auch allein die Lasten an den Staat, den Adel und die Geistlichkeit zahlen mußten, blieben dem Einzelnen nur 6 Centimes auf den Tag.

Jeder Geistliche hatte fünfzigmal mehr, jeder Edelmann aber hundertmal mehr Einnahme. Man rechnet nämlich, daß auf jeden Geistlichen eine jährliche Einnahme von 1300 Franken kam, auf den Edelmann aber von ihren Grundstücken allein 1500 Franken. Hiezu kam aber, daß der Adel damals fast alle Emolumente allein bezog, welche mit den höheren Stellen im Civil- und Militärdienst verknüpft waren.

Es lieferte nämlich:

1) der Klerus: 130 Erzbischöfe und Bischöfe, 1350 Abbés, Commandeurs und Aebte, 550 Aebtissinnen, 12,000 Prioren, 12,000 Canoniker und 14,000 Beneficiaten, also 40,030 geistliche Stellen, von denen alle gut dotirte dem Adel angehörten;
2) die Verwaltung: 30 Staatsminister, 40 Staatsräthe, 78 Requetenmeister, 33 Intendanten der Provinzen, 300 Secretäre des Königs, die meisten der 52 Generalpächter, machen mit allen andern zusammen über 54,000 Beamte aus;
3) die Magistratur: 217 Mitglieder des Parlaments von Paris und die Räthe der zwölf übrigen Parlamente; im Ganzen 450 solche hohe Stellen;
4) die Landarmee: 1266 Officiers généraux, und ungefähr 24,000 Oberofficiere, mithin 25,266 Stellen;
5) der Seedienst: 62 Generale und 1000 Officiere, mithin 1062 Stellen.

Klerus und Adel, welche zusammen aus 466,000 Personen bestanden, besaßen mit einander an

productiven liegenden Gütern	240,000,000,
unproductiven	35,000,000,
Zehnten und Feudalrechten .	140,000,000,
Pensionen und Ehrenstellen .	64,000,000,
Stolgebühren und frommen Gaben an die Geistlichkeit	210,000,000.
Summa	690,000,000 Fr.
Davon gingen ab:	
für Grundsteuern . . .	28,600,000,
für Verbrauchssteuern .	60,000,000,
mithin im Ganzen	88,600,000 Fr.

Abgaben.

Die Bürger und Bauern dagegen hatten 400 Millionen Fr. Steuer zu bezahlen.

Auf der andern Seite aber bezog der Adel noch über 100 Millionen Fr. Emolumente aus den obenerwähnten von ihm besetzten Stellen.

So gut standen die Zeiten in Deutschland für den Adel nie, er war zu zahlreich, und deßhalb vertheilte sich der auf ihn kommende Antheil am Gesammtvermögen mehr als in Frankreich. Darum sahen wir aber auch in Frankreich plötzlich die Leidenschaften in dem

hohen Grade rege werden, als die Roture auf einmal glaubte, auch der Adel müsse seinen Theil an der Deckung des Deficits tragen, das seit Ludwig XV. immer drückender geworden war. Dies Deficit war leider die erste Veranlassung zu jener unglaublichen Revolution. Der König schrieb Steuern aus, die souveränen Parlamente, aus den bedeutendsten Adeligen der Provinzen bestehend, verweigerten dieselben; leider war der Hofadel damals feindlich gegen den Provinzialadel gestimmt. Ersterer verleitete den König, das Ansehen des Letzteren durch einen Machtspruch, ein sogenanntes lit de justice, zu brechen, und so ging der Widerstand zuerst von den bedeutendsten Köpfen des Adels selbst aus; z. B. Graf Mirabeau, Marquis de la Fayette, Graf von Taillerand-Perigord, denen selbst der Duc d'Orleans beitrat.

Als einmal der erste Impuls gegeben war, ging das Ungeheure unaufhaltsam weiter.

Aber ist's denn etwa viel besser bei uns in Deutschland? Ich habe hier in Leipzig einen wahren Gräuel gesehen, indem ich bemerkte,

wie weit man bereits in Sachsen mit dem Nivelliren gekommen, und zwar ohne eine blutige Umwälzung, lediglich auf dem trockenen Wege des Zeitgeistes. Der Buchhändler Barth hat sich ein Haus einrichten lassen, welches mit dem Luxus der vornehmsten Welt ausgestattet ist. Was noch kein Edelmann in Sachsen sich erlauben durfte, hat er bereits zur Anwendung gebracht, indem er sich nämlich einen Saal in enkaustischer Manier malen ließ, wozu er dieselben Maler anwandte, welche an dem Königsbau in München gearbeitet hatten. So etwas nimmt sich die jetzige Geldaristokratie heraus! Wäre dies wohl vor 60 Jahren einem Kaufmann eingefallen?

Eben so sah ich hier bürgerliche Beamte mit einem Livreejäger auf dem Wagen vorüberfahren, ohne daß es auffiel. Solcher Unfug darf, Gott sey Dank! in Preußen noch nicht geschehen. Wollte nämlich auch ein bürgerlicher Beamter sich in der Art dem Adel gleichstellen, so würde er von seinem Präsidenten, — und diese sind doch zum Glück noch meist alle von Adel, — bald so kurz gehalten

werden, daß er es wohl endlich bleiben lassen müßte. Freilich könnte er es ihm nicht geradezu verbieten, aber er würde schon Mittel finden, dem Uebermüthigen seine Eitelkeit vorzuhalten, und ihn in der Conduitenliste dergestalt schwarz zu machen, daß ihm bald der Appetit vergehen müßte, sich die Rechte des Adels anzumaßen. Dagegen würde er diejenigen seiner Untergebenen vorziehen, welche im schlichten Ueberrock, aus dem die Tabakspfeife herausſieht, zur Kegelbahn wandern, und die in ihrer Haushaltung sich nur von einer Köchin bedienen lassen.

Ich kann nicht begreifen, wie sorglos bei so etwas der Adel in Sachsen jetzt erscheint. Sollte man hier zu Lande nicht so viel Verstand besitzen, als jeder preußische adlige Präsident für solche Fälle mit der Muttermilch eingesogen hat?

Leider gibt der Adel hin und wieder selbst dem Zeitgeist zu sehr nach; man geht mit den bürgerlichen Leuten freundlich und zuvorkommend um und behandelt sie, besonders unter vier Augen, wie seines Gleichen. So fand ich bei dem Herzog von Holstein-Augustenburg,

ver mit seiner höchst interessanten Familie hier lebt, außer den Grafen der Nachbarschaft auch die Repräsentanten der hiesigen kaufmännischen Aristokratie; unter Andern auch den Buchhändler Baumgärtner, der Gesellschaften gibt, wie sie nur der Adel geben kann. Eben so waren mehrere Professoren zugegen.

In jener guten alten Zeit, nach deren Wiederherstellung wir Alle streben, — der salomonische Tempel, an dem wir arbeiten, — ja, in jener Zeit gab es auch reiche Juden, des heiligen römischen Reiches Kammerknechte: sie konnten zwar in ihren Mauern mit Gold- und Silbergefäßen prunken, und ihre Weiber und Töchter durften sich allein vor dem Spiegel im reichsten Putz bewundern; allein seine Pracht und seinen Reichthum öffentlich sehen zu lassen, stand nur dem Adel zu, und ein geselliger Verkehr fand zwischen ihm und den reichsten Juden nicht statt: denn besucht wurde der Jude nur, wenn es sich um ein zu machendes Darlehen handelte.

Mehrere Tage mußte ich in Leipzig dies Umsichgreifen des Zeitgeistes mit ansehen, das

ich unter den Kaufleuten in Frankfurt nicht ärger gefunden hatte, und wurde dadurch auf die unerfreulichſte Weiſe in meinen ſchönſten Hoffnungen geſtört. Ich hatte nämlich vor Kurzem in Thüringen, ſowie in der Wetterau die Menge herrlicher alter Burgen geſehen, und mir das Bild der alten Zeit in ihrem vollen Glanze ausgemalt; ich dachte mir die zahlloſen Burgruinen wieder neu aufgebaut und von unumſchränkten Rittern bewohnt, ihre Knappen um ſie her verſammelt, jedes Winks ihrer Herren gewärtig.

Was muß das für ein Leben geweſen ſeyn, da in Thüringen eben ſo viele Souveräne lebten, als Ritter auf ihren romantiſchen Burgen thronten! Schon Heinrich IV. hatte zwar viele derſelben zerſtört, dennoch fand Kaiſer Rudolph für gut, noch 60 zu brechen, ohne die, deren Beſitzer ſich freiwillig unterwarfen und einen beſſern Zeitpunkt abzuwarten gedachten. Dennoch blühten hier noch lange die Grafen von Henneberg, Nachkommen der Poppo's ſeit Karl dem Großen, welche Gaugrafen des Grabfeldes waren; ferner die Grafen v. Reichlingen,

Gleichen, Bucha, Hohenstein, Lobdaberg, Orlamünde und noch viele andere Grafen und Edle, unumschränkte Herren des Landes, bis Landgraf Friedrich von Thüringen abermals viele Burgen brach. Welch herrliches Leben muß in den Versammlungen auf der Wartburg geherrscht haben, wo noch die Rüstungen jener erhabenen Geschlechter aufbewahrt werden.

Ach, wenn diese Zeiten doch bald wiederkehrten, wenn bald wieder Kirchen, Klöster und Burgen gebaut würden! Glücklicher Weise erheben sich die ersteren schon in Bayern in bedeutender Anzahl, gleichfalls ist in Berlin an dem Pariser Platz eine Burg erbaut worden, auch nähert sich der Geschmack der neuen Bau-Academie daselbst und das Palais des Prinzen Wilhelm dem Styl der alten Adelsschlösser. Nur zu, nur zu! Sobald nur erst wieder das Burgen-, Klöster- und Kirchen-Bauen Mode wird, muß auch die gute alte Zeit wiederkehren.

Leider hat es selbst in jenen glücklichen Tagen hier zu Lande Leute gegeben, die ihren eigenen Vortheil verkannten und revolutionäre

Geſinnungen verbreiteten, wie dies von dem Grafen von Orlamünde erzählt wird, deſſen Lieblingsäußerung war: Und wenn ich ſo adelig wäre, daß mir die Rebhühner aus der Naſe flögen, was wäre es ohne Geld und Verdienſte? Doch hatte der Adel in Deutſchland ſich damals ſchon dergeſtalt von ſeinen Kaiſern unabhängig zu machen gewußt, daß er ſelbſt, wie in Polen, wählbar war, und daß mancher bloße Graf von ſeines Gleichen auf den Kaiſerthron erhoben wurde. Die Kaiſer durften zwar ſpäter den Adel nicht mehr fürchten, allein dafür fingen die mächtigeren Diener der Kaiſer nach und nach an, ihre minder mächtigen Standesgenoſſen zu unterjochen. Außer dem ſchon erwähnten Landgrafen von Thüringen waren es beſonders die Burggrafen von Nürnberg, welche, nachdem ſie die Mark für 400,000 Goldgulden gekauft hatten, die Macht des Adels brachen. Die Edlen v. Rochow, v. Maltitz, v. Puttlitz und v. Quitzow verfochten lange ihre Unabhängigkeit und nannten den neuen Käufer aus dem Hauſe Zollern nur den Nürnberger Tand, mit der Drohung, daß die

Burggrafen in der Mark nicht gedeihen sollten, und wenn es auch ein Jahr lang Burggrafen regnete.

Endlich habe ich mit meinem Buchhändler abgeschlossen; er zahlt 10,000 baare Thaler für meine Reisebeschreibung, 5000 Thaler erhielt ich sofort auf Abschlag, nachdem ich ihm den ersten Abschnitt eingehändigt hatte. Er gestand, daß die vornehme Welt meine Reise gern lesen, und daß dies Werk durch meinen vornehmen Namen ein Modeartikel werden würde. Die Mode geht stets von oben aus. Es mögen Leute genug meine Ansichten als alt und illiberal anfeinden; aber sie werden sie doch lesen, denn der Graf A, der Fürst B liest sie. Wenigstens soll man mir nicht nachsagen, daß ich dem Zeitgeist huldige. Die Zeiten sind vorbei, wo der Adel sich den Schein geben mußte, mit in das liberale Horn zu blasen. Dies war von 1812 bis 1815 nothwendig. Jetzt haben wir keinen Napoleon mehr zu fürchten, besonders seit sein Neffe in Straßburg ausgelacht worden ist.

In Leipzig kam ich mit meinem Reiseplane

zu Stande; ich gehe über das schlesische Gebirge, durch einen Theil von Polen und Ungarn nach Triest, wo ich mich einschiffen werde, um nach dem längst ersehnten Hellas hinüber zu eilen.

Da ich Schlesien noch nicht kannte, hoffte ich in Weber's Reisen wenigstens etwas über dieses Land zu erfahren, dessen Adel mir zum Theil in der Residenz bekannt geworden war. Allein ich konnte daraus für meinen Zweck so gut als gar nichts lernen. Ich will nur des ersten der schlesischen Bäder erwähnen, nämlich Warmbrunn. Hiervon sagt uns Herr Weber eigentlich nichts, als daß ihm das Ende der Allee mit der herrlichen Ansicht der Schneekoppe der liebste Punkt gewesen sey. Allein er theilt uns kein Wort mit über die Badegesellschaft de la haute volée, die einiges Interesse für den Leser von Stande haben dürfte; vielmehr erkennt man sogleich aus einer Bemerkung des Verfassers, welcher Gesinnung er ist. Er macht sich nämlich eine Ehre daraus, einem schlesischen Edelmann, der sich darüber beklagte, daß er im Bassin mit einem Juden gemeinschaftlich baden mußte, geantwortet zu haben: es wäre

ihm lieber gewesen, mit einem gebildeten Juden zusammen zu seyn, als mit einem steifen Cavalier.

Darum klagt auch Herr Weber über den Kastengeist, der ihm in Warmbrunn aufgefallen, und vermißt daselbst wahre Badegeselligkeit. Wahrscheinlich besteht dieselbe seiner Meinung nach darin, daß der Graf oder Baron mit dem Fabrikanten und dem Beamten **bras dessus, bras dessous** zusammen leben, und daß die Gräfin mit der Frau des Banquier in dieselbe Gesellschaft gehen sollten. Nur die graciösen Polinnen haben Gnade vor seinen Augen gefunden. Diese schließen sich zwar gewöhnlich im Bade auch dem Adel an, doch sind sie zu sehr der Politik ergeben, um nicht auch mitunter einem Bürgerlichen Zutritt zu gestatten, wenn er nur kein Preuße ist; oder wenn sie Hoffnung haben, durch ihn etwas über eine Aussicht zum Kriege zu erfahren, der für jede Polin die schönste Hoffnung ist: denn mit dem ersten Kanonenschuß in Europa erwarten sie die Wiederherstellung ihrer Nationalität, d. h. die Befugniß zu thun, was sie wollen.

III.

Das ſchleſiſche Gebirge.

Fürſtenſtein, im ſchleſiſchen Vorgebirge gelegen, verdient seinen Ruf durch das tief eingeriſſene Felſenbett eines herrlichen Forellenbaches. Nur das Thal der Mettmannshöhle bei Düſſeldorf und das andere, welches Civita Caſtellana bei Rom umſchließt, kann damit verglichen werden. Ich bedaure, daß ich die Meinung unſeres erſten deutſchen Schriftſtellers, des Fürſten Pückler, nicht theile; ſonſt würde ich nach ſeinem Muſter 35 Seiten über die maleriſchen Felſengruppen und die üppige Vegetation Fürſtenſteins füllen können. Aber ich bin einer der von ihm ſelbſt ſo ſchön widerlegten Gegner ſolcher Landſchaftsmalerei, und rathe Jedem: lieber ſelbſt nach Fürſtenſtein zu reiſen, da Graf Hochberg nicht in

einem gleichen Prachtwerke, wie Pückler von Muskau, seinen Park lithographiren ließ, obgleich Letzteres bei dem Talente des Fürsten, mit der Feder zu malen, ganz unnöthig gewesen wäre.

Das Schloß Fürstenstein ist für einen Privatmann bedeutend, und eine nach Art der Löwenburg bei Cassel aufgeführte alte Burg gewährt eine treffliche Erinnerung an jene gute alte Zeit, nach welcher wir wieder streben. Leider ist der Erbauer hauptsächlich dadurch, und durch ein prachtvolles Carroussell, wobei Schlesiens Adel in voller Pracht auftrat, zahlungsunfähig geworden; doch das Majorat grünt und blüht auf das Herrlichste. Die Reichsgrafen von Hochberg sind, wenn ich mich recht erinnere, die Einzigen von niederm Adel, welche das Recht besitzen, sich eine Leibwache zu halten. Die hiesigen Grenadiere haben nun freilich eben kein sehr militairisches Ansehen; aber es ist ein schönes Ehrenrecht, welches nicht eingehen darf. Beiläufig bemerkt, sind der Fürst von Pleß und der Fürst von Benthheim-Steinfurt die einzigen mediatisirten

Standesherren, welche reguläres Militair halten, und zwar ist das des Letztern ganz nach englischer Art uniformirt.

Hier in Fürstenstein, wo bei dem Beginn dieses Jahrhunderts Preußens schöner Königin zu Ehren ein glänzendes Tournier gegeben wurde, fand sich der Adel noch in jeder Beziehung mit Würde repräsentirt. So sollte jedes Mitglied dieses ausgezeichneten Standes immer situirt seyn!

Wie traurig sieht es dagegen jetzt in der Provinz mit dem Adel aus. Die schönen alten Schlösser sind verfallen, viele in die Hände von Bürgerlichen gekommen; und wenn auch in Schlesien weniger neue Bauwerke entstehen, als in der übrigen Welt, so gehören doch die wenigen, welche sich erheben, nicht dem Adel an, sondern der heutigen Aristokratie, wie sie der geistreiche Fürst Pückler nennt, nämlich einem Banquier oder Fabrikanten, oder Justiz-Commissarius.

Wenn dieser europäische Schriftsteller auch hin und wieder sich mit solchem Volk einläßt, wenn er z. B. eine Madame Cockerill in

Lüttich beſucht: ſo ſieht man ihm doch den innerlichen Widerwillen an, den er dabei empfunden hat. Er geſteht, daß die Induſtrie täglich einflußreicher und impoſanter wird; er findet ganz folgerecht, daß der Gebieter mehrerer Tauſende von Arbeitern den ehemaligen Feudal-Herrn erſetzt, der heut zu Tage oft kaum noch einem Bedienten zu befehlen hat.

Aber er ſchloß dieſe Reflectionen mit dem goldnen Kalbe.

Er ſagt dabei: man muß ſich in die Zeiten ſchicken und, um jung zu bleiben, ſich bald philoſophiſch einrichten: zu wollen, was man muß.

Aber der Menſch ſoll nichts müſſen! Wir wollen!! Die gute alte Zeit muß wieder herbeigeführt werden!!! Die ſchöne Zeit, wo man nur Burgen, Kirchen und Klöſter baute.

Sie wird kommen, wenn der Adel nur wieder kräftiger auftritt. Der Zeitgeiſt hat zwar auch ſchon Manche von ihnen angeſteckt, und Viele legten, um populär zu werden, jenen Stolz ab, der dem Adel ſo natürlich iſt. Wenn

man sich aber selbst seine Rechte vergibt, wie kann man dann noch verlangen, daß Andere sie anerkennen?

Auch nicht das Geringste von unsern Vorrechten dürfen wir aufgeben. Darum ist es sehr zu tadeln, daß viele unserer Leute auf ihre Patrimonial-Jurisdiction verzichtet haben, weil dieselbe nichts mehr einbrachte. Wie kurzsichtig! Hat der Adel erst alle seine Rechte wieder, so wird es ihm auch an den erforderlichen Mitteln nicht mehr fehlen, um seinem Stande gemäß auftreten zu können.

Hier, wo noch ein Patrimonialgericht von drei Mitgliedern besteht, kann man noch den Glanz dieses Ehrenrechtes vollständig sehen, und dies sollte aufgegeben werden?

Von allen Seiten ziehen die Bürgerlichen darüber her; aber die Patrimonial-Gerichtsbarkeit wird bestehen! Sie hat mächtige Beschützer. Sie besteht, mithin ist sie vernünftig, sagt Hegel. Sie ist ein Vorrecht des Adels, mithin von Gott eingesetzt, sagt v. Haller!

Wie lächerlich sind die Bemühungen eines

Justiz-Commissarii Neumann in seiner 1836 bei Hartknoch in Leipzig erschienenen Schrift, betitelt:

„Die Patrimonial-Gerichtsbarkeit im Lichte unserer Zeit."

Zuvörderst gibt er sich die vergebliche Mühe zu beweisen, daß dies Institut aufgehoben werden könnte, ohne Privatrechte zu verletzen: denn wir sind jetzt, Gott sey Dank, wieder so weit, daß nicht mehr von dem Aufheben der Rechte des Adels die Rede seyn kann, sondern eher von deren Wiederherstellung.

Dieser gewisse Herr Neumann will dem Monarchen die Sache damit erleichtern, daß er ihn an das Faustrecht erinnert, welches auch ein Adelsrecht war, und dennoch aufgehört habe. Allein das Recht zu Privatkriegen beruhte auf dem alten Rechte, seine Sache durch einen Kampf vor Gericht auszuführen. Dies Recht war daher historisch wohl begründet, und Ritter Götz v. Berlichingen konnte mit gleichem Recht seinem Nachbarn Krieg ankündigen, wie Kaiser Maximilian dem König von Frankreich. Wie der Kaiser, so ist auch

der Adel von Gottes Gnaden. Jene Privatkriege beſtanden, mithin waren ſie vernünftig; und es dürfte noch ſehr die Frage ſeyn, ob es Recht war, das Fauſtrecht abzuſchaffen?

So viel iſt gewiß, mit dem Landfrieden ward die ſchöne Zeit des Ritterthums zu Grabe getragen. Sonſt hieß es: quantum imperator in imperio, tantum princeps, tantum nobilis in territorio suo. Jetzt fragt jeder Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, jeder Profeſſor und Advocat nach ſeinen vermeintlichen Rechten; als wenn ſie nicht alle zum Bürgerſtand gehörten. Es gibt nur drei Stände: Adel, Bürger und Bauern! Nun ſoll es der Adel entgelten, daß der Arzt mehr ſeyn will, als der Profeſſioniſt! Das liegt Alles in dem leidigen Zeitgeiſt. Darum hat auch unſer gewiſſer Herr Neumann zum Motto gewählt:

Quippe judicare munus publicum est.
Ulpian L. 78. D. de Judiciis.

Ja, ja, ſprechen und abſprechen will jetzt Jeder! Darum meint auch der mehrgedachte Herr Neumann, daß die Patrimonial-Gerichtsbarkeit

seit Aufhebung der Erb-Unterthänigkeit aufgehört habe. Dies ist eine Petitio principii. Denn wenn auch die Erb-Unterthänigkeit aufgehört hat, so besteht doch noch die Guts-Unterthänigkeit. Der Guts- und Gerichtsherr hat noch fortwährend seine Unterthanen. Dieser Satz ist siegreich in den v. Kamptz'schen Jahrbüchern vom Jahr 1827 bewiesen.

Jener Herr Neumann will die Patrimonial-Gerichte ferner auch aus dem Grunde verbannt wissen, weil früher alle Gerichte landesherrlich waren, die Richter der Fürsten aber nur gewissermaßen die Aufsicht führten; hingegen die Entscheidung selbst der ganzen Gemeinde oder den von ihr gewählten Schöffen überlassen blieb. Zwar ist es richtig, daß bei der früheren Oeffentlichkeit der deutschen Gerichte, und vor Einführung des römischen Rechts in Deutschland, Jeder von seines Gleichen gerichtet wurde. Allein da seither dem Adel das Recht genommen ward, von seines Gleichen gerichtet zu werden, da derselbe vielmehr unter einem oft bürgerlichen Richter steht, so fordert die Billigkeit, daß der Bauer unter der

Gerichtsbarkeit des Adels steht, sowie auch der Bürger in denjenigen Städten, welche dem Adel gehören. Es ist ohnehin schlimm genug, daß schon so viele Bürgerliche von der adeligen Gerichtsbarkeit befreit sind. Daher die vielen Eximirten!

Wozu Eximirte? Es ist genug, wenn es Privilegirte gibt!

Von Fürstenstein ging ich nach Breslau, um diese Hauptstadt kennen zu lernen, von der Herr Weber auch weiter nichts zu erzählen weiß, als daß sich dort ein paar alte Kirchen und eine Anzahl alter Bücher befinden. Von den Wirthshäusern, Kaffeehäusern und Bier- und Branntweinschenken Breslau's weiß Herr Weber zu sprechen, aber von den Gesellschaften, in denen der hohe Adel Schlesiens sich versammelt, kein Wort; nichts von dem Treiben der vornehmen Welt dieser Provinz, die sich durch den Besitz einer Menge schöner adeliger Schlösser auszeichnet.

Nur eine Bemerkung Webers fand ich treffend, nämlich, daß ein Denkmal des Ministers v. Hoym mit Recht vermißt werde.

Dies iſt auffallend; v. Hoym hat für Schleſien ſo viel gethan: das Land iſt von Kunſtſtraßen durchſchnitten, überall der Segen des Ackerbaus und Kunſtfleißes zu ſehen, ſchöne Dörfer, wie z. B. bei Schweidnitz und Bunzlau, und freundliche Landſtädtchen, wie Striegau und Ohlau. Ich äußerte mein Befremden darüber an der Wirthstafel, wo aber gleich ein vorlauter Adelsfeind behaupten wollte, daß dies mit Nichten Hoyms Verdienſt ſey, ſondern Alles habe man der neuern Geſetzgebung ſeit dem Unglück von 1806 zu verdanken. Ich ließ mich auf Widerlegung eines ſolchen Mannes der Revolution, der noch dazu ein Staatsbeamter ſeyn ſoll, gar nicht ein; beſonders da ein alter Edelmann von meiner Bekanntſchaft, neben den ich mich geſetzt hatte, mir zuflüſterte, daß ich ganz Recht habe.

Der Miniſter Graf v. Hoym war, wie mich mein Nachbar verſicherte, die wahre Stütze des ſchleſiſchen Adels. Das Verwaltungs-Collegium zu Breslau beſtand aus der Crême de la noblesse du pays; damals beſtand noch gute Geſellſchaft in Breslau. Freilich gab es

auch damals schon viele bürgerliche Beamte, besonders unter dem Richterpersonal. Allein ein Mann von der Gewandtheit des Grafen v. Hoym wußte sich leicht zu helfen, wenn er es nicht vermeiden konnte, auch Bürgerliche mit zur Tafel zu ziehen. Diese gingen dann stets nach aufgehobener Tafel ihres Weges, wogegen die Mitglieder der Gesellschaft, welche von Familie waren, eingeladen wurden, noch länger zu bleiben, um den ausgewählten Kreis zu bilden, welcher des Abends bei dem Minister versammelt war.

Die Geschäfte gingen unter einem so ausgezeichneten Minister natürlich ebenfalls ausgezeichnet. Er hatte dafür gesorgt, daß den Räthen, welche gewöhnlich von Lieutenants der Garde-du-Corps zum Kriegsrath avancirten, tüchtige Kammer-Secretarien und Calculatoren beigeordnet wurden; diese mußten das Materielle der Arbeit besorgen, und so ward der Geist dieser vornehmen Beamten nicht durch mühseliges Actenlesen und Schreiben abgestumpft. War ein Mitglied des schlesischen Adels herunter gekommen, so fand sich leicht

eine Anstellung nach Verhältniß des Glanzes der Familie; und wenn ein armer Edelmann auch nur Feuer-Bürgermeister in einer kleinen Stadt ward, so hatte er doch sein Auskommen, und seine Söhne kamen mit zwölf Jahren in ein Regiment als Junker. Damals galt der Adel doch noch etwas!

Alle diese weisen Einrichtungen einer guten alten Zeit haben aufgehört! Die Kammer-Secretairs wurden selbst Räthe, und so ward der frühere Ehrenposten herabgewürdigt; Bürgerliche erlangten sogar Präsidentenstellen, und allmählig riß eine Vermischung der Stände ein, welche endlich zu vollkommener Verwirrung aller Begriffe über Standesverhältnisse geführt hat.

Uebrigens fängt man doch auch in Schlesien nach dem Beispiel der Berliner wieder an einzulenken; der Schlesier hat überhaupt noch die slavische Unterthänigkeit gegen den Adel, wie ich auf dieser Reise bemerkte, und wie aus dem folgenden Hochzeit-Carmen hervorgeht, das ich im Wirthshause an einem gewissen Orte fand. Zwar kann von dichterischem

Werth in dieſem elenden Machwerk nicht die Rede ſeyn; aber es verdient doch im größeren Kreiſe bekannt zu werden, und zwar darum, weil aus ihm erhellt, daß die Bürgermeiſter, Magiſtrate und löbliche Bürgerſchaft wieder ihre gehörige Stellung gegen den adeligen Landrath als hohen Landesvater eingenommen haben. Auch ſieht man, daß die Cenſur ſchon auf dem gehörigen Standpunkt ſteht, denn noch vor Kurzem würde man geglaubt haben, daß die Bezeichnung

Hoher Landesvater!

nur dem König und keinem Edelmann zukäme.

Dies Gedicht lautet, wie folgt:

Weihopfer zur hohen Vermählungsfeier Seiner Hochgeboren des Königlichen Landrathes Herrn Baron v. A. mit Ihrer Hochgeboren der Comteſſe v. A. von den Städten Neurode und Wünſchelburg, ausgeſprochen durch ihre Bürgermeiſter.

Gleichwie die hehre Frühlingsſonne
Im Jahresmonde voll von Wonne
Sehr freundlich auf die grüne Erde ſtrahlt,
Mit ihrem Lichte Freudenblumen malt;

So kamſt du, hoher Landesvater!
Des Glatzer Kreiſes Schirm und Rather.
Hierher in unſer hochgelegnes Land,
Mit hohem Geiſt und Sinn ihm zugewandt.

Du ſchufſt mit väterlichem Streben
Den Kreis, der kindlich dir ergeben,
Denn ſo gedeiht die hoffnungsvolle Saat,
Die Geiſt erzeugt in Preußens freiem Staat.

Doch aus des edlen Geiſtes Walten
Will ſich auch Körpers Wohl geſtalten;
Daher ſchufſt du der ſehr gedrückten Zeit
Aus feinem, edlem Tuch ein ſchönes Kleid.

Die nah' gelegnen Schweſterſtädte —
Ha! wenn die Zunge Worte hätte! —
Verdanken deinem freundlichen Geſchick
Den Grundbau einer beſſern Tuchfabrik.

Verzeih', wenn beide ſich erkühnen,
Mit Dank und ehrfurchtsvollen Mienen
Zu nah'n heut dir und deinem hohen Feſt
Dem du ein Herzenswort doch ſprechen läßt.

Wie Licht und Ton ſich jetzt entfalten
In Lenzes himmliſchen Geſtalten:
So leuchte, töne heut' und Jahr zu Jahr,
Des Höchſten Glück dem hohen Ehepaar!!!

Ja, Heil! in Glatziens Gefilde
Erſcheinet nun voll holder Milde
Auch eine Landesmutter — Jubellaut
Und unſre Huldigung der Hohen Braut!!!

Hominem veteris prosapiae ac multarum imaginum.
Sallust.

IV.

Die Mucker.

Auf dem Wege von Breslau nach Krakau hörte ich viel von den geiſtlichen Umtrieben der Pietiſten in Schleſien erzählen. Menſchen, die in der Welt nichts als ihre beſchränkte Sphäre kennen, wie jene arme Dorfgeiſtlichen, wähnen, ſich durch ſolche Lächerlichkeiten einmal wichtig machen zu können. Aber wer auf einem höheren Standpunkt ſteht, weiß wohl, daß andere Intereſſen im Spiele ſind. Bürger und Bauern und der gelehrte Stand ſind durch die neue Geſetzgebung dergeſtalt an den Landesherrn gefeſſelt, daß es nur noch der evangeliſchen Geiſtlichkeit bedurfte, um den Einfluß des Adels ganz zu beſeitigen. Die katholiſche Geiſtlichkeit bildet eine Corporation, ſie weiß als ſolche ſehr wohl zuſammen zu

halten, und sich zu rechter Zeit mit andern Corporationen zu verbinden; auch zog sie den excommunicirten Napoleon einem nicht katholischen König vor, weil der Erstere sich bessern konnte. Aber die evangelische Geistlichkeit macht keine Corporation aus, und war daher auf dem Wege, sich ganz und gar mit dem Oberhaupt des Staates zu identificiren, indem in ihren Synoden der König, als oberster Bischof, den Schlußstein des Presbyterial-Systems bilden mußte. Diese neue Veranlassung, das Ansehen des Adels zu verdunkeln, mußte hintertrieben werden. Die guten Dorfpastors haben angebissen, und die Zahl der Malcontenten und Murmuranten unter ihnen ist um so größer, je weniger diese guten Leute die Welt kennen, und sich leicht durch ein paar schöne Worte der Vornehmen zu Allem stimmen lassen, was diesen gefällt.

Einem der letzten Wortführer unter den widerspenstigen Geistlichen in Schlesien hat eine sehr stolze Gräfin stets in frommer Demuth die Hand geküßt. Ohne solche Mittel wäre es auch unmöglich, daß in den heutigen

Zeiten Menschen noch so dumm seyn könnten, zu glauben, das Wesen der Religion liege darin, ob man das Credo vor oder nach dem Evangelium abliest oder absingt, und ob man betet: Vater unser! oder: Unser Vater!

Daß die geistlichen Herren gern weiter gehen, wenn man ihnen einigermaßen Einfluß einräumt, sagt schon das alte Sprichwort:

„Es gibt kein Pfäfflein noch so klein,
„Das nicht gern möchte ein Päbstlein seyn."

Darum haben die ostpreußischen Geistlichen die Sache schon weiter getrieben, und wenn eine schöne Gräfin ihnen die Hand küßte, so griffen sie noch mehr ein, ja sie würden sogar von den Ehemännern etwas Anderes als den schuldigen Tribut fordern.

Was in den Zeitungen nur dunkel über diese Frommen angedeutet worden, habe ich zufällig aus nachstehendem wörtlichen Auszug eines Briefes aus Königsberg über die dortige Secte der Mucker nach ihrem ganzen Umfange erfahren:

„Die Mucker verfolgen denselben Zweck wie verschiedene, hier seit vielen Jahren existirende

Frömmlersecten, nämlich durch religiöse Liebes-Mysterien in Versammlungen beiderseitiger Geschlechter sich die Zeit angenehm zu vertreiben. Diese Secten sind nicht allein hier, sondern in allen preußischen Provinzen, namentlich auch in Berlin verbreitet. Ich beschränke mich jedoch auf die hiesigen zwei Hauptsecten, namentlich: Waldenser und Ebeliner.

An der Spitze der erstern steht der Superintendent N. N., Prediger der Hochberg'schen Kirche, ihm zur Seite der theologische Professor, D. D.; diese suchen durch fortgesetztes anhaltendes Beten angeblich die Menschen zu veredeln. Mehrere Mitglieder der Secte, z. B. der Pfarrer P. P. auf Grischaide bei Tapiau, sind schon toll, wenigstens verrückt geworden, Viele auf dem besten Wege dahin, obschon der heilige Geist ihnen sehr nahe gewesen seyn muß, da er sich Einigen aus ihrer Mitte, vorzüglich in bedrängten Lagen des Lebens, durch unvorhergesehene, zum Theil bedeutende Geschenke offenbarte.

Die schon vor Jahren im Publicum bekannt gewordenen unzüchtigen Vorfälle in ihren

Versammlungen und Privatzusammenkünften haben schon damals öffentliches Aergerniß gegeben, und man weiß nicht recht, wie es geschah, daß von Oben her die Sache nicht möglichst unterdrückt, und warum der grüne Tisch der Justiz nicht mit schwarz und weiß gedeckt worden ist. Man begnügte sich, als Entschuldigungsgrund der vollführten That hauptsächlich Verwirrungen des Geistes (wie beim Selbstmorde) anzunehmen, und so treibt diese Secte ihr Wesen in der Stille ungestört fort, obgleich die gewöhnlichen Versammlungen von Polizei wegen untersagt sind. Die in der Unzucht bei Weitem vorgerücktere und zugleich zahlreichere Secte ist die der Ebeliner. Bei ihnen erscheint das Beten, das allerdings durch eine lange ununterbrochene Fortsetzung viele Unbequemlichkeiten mit sich führen muß, als Nebensache. Ihr Hauptzweck ist, bei häufigen religiösen Zusammenkünften das unserer Natur inwohnende Schamgefühl erst gänzlich zu unterdrücken, und sodann den Menschen durch verschiedene Grade seiner Veredelung näher zu bringen und einen neuen Messias zu zeugen,

wie bei den St. Simonianern. Unter ihnen gilt als Vorbild der Prediger A. A. an der N.....schen Kirche, dann der O. L. G. R. Graf N. N. und der Prediger B. B. an der Thebeeger Kirche; von weiblicher Seite die Frau Excellenz N. N., die reiche Madame N. N. und mehrere Andere. Ausgeschieden sind: v. N. Excellenz, der jedoch nur an den Betstunden und nicht am Liebesmahl Theil nahm, ferner der Professor D. Med. N., und der Graf v. B. B.

Ich nenne nur wenige Mitglieder, es gehören aber außer einem großen Theil des Adels viele Bürger, Handwerker, als Fleischer, Steinsetzer, junge und alte Weiber, Jungfern und verbrauchte Freudenmädchen zu ihnen. In ihren Versammlungen, die nach den verschiedenen Graden der Mitglieder angeordnet werden, muß sich Jeder, um Demuth zu beweisen, den Befehlen des Vorsitzenden blindlings unterwerfen, und so geschieht es denn häufig, daß ein abgelebtes Frauenzimmer angewiesen wird, in Gegenwart von Zeugen einen jungen Mann zu fleischlicher Lust zu

reizen, ihm jedoch in dem Augenblicke, wo er von Gierde lüstern sich ihrer bemächtigen will, die Erhörung nach Vorschrift abzuschlagen. Dies geschieht hauptsächlich in den niedern Graden. Aber das unbedingte Sicheinanderhingeben der beiden Geschlechter zu wollüstiger Freude findet erst in den höhern Graden statt, wo vorzugsweise die ältern Mitglieder mit jungen Gräfinnen, Fräulein und jungen Mädchen zusammen kommen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wende ich mich zu einigen Details, wie sie in der bei dem hiesigen Consistorium geführten summarischen Untersuchung aufgeschrieben stehen.

Der obgenannte Graf v. B. B. trat nämlich als Denunciant auf, und zeigte an, daß er selbst zu dieser Secte gehört und Folgendes erlebt habe.

Schon seit Jahren hielt man ihn in dem niedern Grade, weil der Chef der Secte, Pastor A. A., auf seine Frau, die Gräfin, welche hübsch ist, ein lüsternes Auge geworfen hatte.

Ungeachtet der wirklich stattgefundenen Abmahnungen von Seiten seiner Frau, hielt er

dennoch ſich eifrig zur Secte und bat um Beförderung zu höhern Graden.

A. A. erklärte, daß er noch mehr Demuth beweiſen und fortgeſetzt beten müſſe, und brauchte ihn dann zu geringen Dienſtleiſtungen. Er gab ihm ein Pack Schriften des vor mehreren Jahren als halbverrückt verſtorbenen Naturphiloſophen Schönherr und befahl ihm, ſeine Gedanken darüber niederzuſchreiben. Der arme Mann ſtudirte nun Tag und Nacht, er war dem Wahnſinn nahe, und die beſorgte Gattin bat ihn, mit ihr auf ihr Gut zu gehen. Mit vieler Mühe wurde dies bewerkſtelligt, und auch hier blieb der Mucker gefeſſelt an ſeiner Arbeit. Nun aber erließ der lüſterne A. A. ein Sendſchreiben an den Grafen B. B., in welchem er es ihm als Beweis der Demuth auferlegte, eiligſt ſeine Frau nach der Stadt und zu ihm, dem A. A., zu ſenden, indem jetzt der neue Meſſias erſcheinen ſollte. Die Gräfin kam zu ihrem Manne zurück mit der Klage: daß A. A. ſie habe zur Vollziehung des Beiſchlafes mit ihm bewegen, ja zwingen wollen. Nun erſt gingen dem betrogenen Mucker die

Augen auf, er trat aus der Secte und denuncirte eine Masse schamloser Auftritte, behauptete auch, daß die Tochter der Madame N. N. und die Baroneſſe v. N. lediglich durch fortgesetzte unnatürliche Ueberreizung der Sinne getödtet worden seyen, und berief sich auf das Zeugniß mehrerer ausgetretenen Mitglieder. Der Prediger B. B. erließ sofort einen Brandbrief an den Grafen, in welchem er diesen förmlich in die Acht erklärte und mit den gemeinsten Schimpfwörtern überschüttete. Allein dieser Brief goß Oel in die Flamme und befestigte den Grafen um so mehr in seinem Vorhaben, welches er auch ausführte. — Von mehreren Arten der Beförderung zu höhern Graden will ich nur ein Beispiel mittheilen. Der jetzt in N. befindliche Prediger v. C. C. hatte um Beförderung angehalten, und war an dem angesetzten Termin bei dem Pastor A. A. erschienen; hier erhielt er die Weisung: in einem der Vorzimmer kniend zu beten, um sich zu dem wichtigen Schritte gehörig vorzubereiten. Der arme Teufel hatte hier lange auf den Knien gelegen, als zu seiner Erlösung die Flügelthüren

wie bei den St. Simonianern. Unter ihnen gilt als Vorbild der Prediger A. A. an der N.....schen Kirche, dann der O. L. G. R. Graf N. N. und der Prediger B. B. an der Thebeeger Kirche; von weiblicher Seite die Frau Excellenz N. N., die reiche Madame N. N. und mehrere Andere. Ausgeschieden sind: v. N. Excellenz, der jedoch nur an den Betstunden und nicht am Liebesmahl Theil nahm, ferner der Professor D. Med. N., und der Graf v. B. B.

Ich nenne nur wenige Mitglieder, es gehören aber außer einem großen Theil des Adels viele Bürger, Handwerker, als Fleischer, Steinsetzer, junge und alte Weiber, Jungfern und verbrauchte Freudenmädchen zu ihnen. In ihren Versammlungen, die nach den verschiedenen Graden der Mitglieder angeordnet werden, muß sich Jeder, um Demuth zu beweisen, den Befehlen des Vorsitzenden blindlings unterwerfen, und so geschieht es denn häufig, daß ein abgelebtes Frauenzimmer angewiesen wird, in Gegenwart von Zeugen einen jungen Mann zu fleischlicher Lust zu

reizen, ihm jedoch in dem Augenblicke, wo er von Gierde lüstern sich ihrer bemächtigen will, die Erhörung nach Vorschrift abzuschlagen. Dies geschieht hauptsächlich in den niedern Graden. Aber das unbedingte Sicheinanderhingeben der beiden Geschlechter zu wollüstiger Freude findet erst in den höhern Graden statt, wo vorzugsweise die ältern Mitglieder mit jungen Gräfinnen, Fräulein und jungen Mädchen zusammen kommen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wende ich mich zu einigen Details, wie sie in der bei dem hiesigen Consistorium geführten summarischen Untersuchung aufgeschrieben stehen.

Der obgenannte Graf v. B. B. trat nämlich als Denunciant auf, und zeigte an, daß er selbst zu dieser Secte gehört und Folgendes erlebt habe.

Schon seit Jahren hielt man ihn in dem niedern Grade, weil der Chef der Secte, Pastor A. A., auf seine Frau, die Gräfin, welche hübsch ist, ein lüsternes Auge geworfen hatte.

Ungeachtet der wirklich stattgefundenen Abmahnungen von Seiten seiner Frau, hielt er

dennoch ſich eifrig zur Secte und bat um Beförderung zu höhern Graden.

A. A. erklärte, daß er noch mehr Demuth beweiſen und fortgeſetzt beten müſſe, und brauchte ihn dann zu geringen Dienſtleiſtungen. Er gab ihm ein Pack Schriften des vor mehreren Jahren als halbverrückt verſtorbenen Naturphiloſophen Schönherr und befahl ihm, ſeine Gedanken darüber niederzuſchreiben. Der arme Mann ſtudirte nun Tag und Nacht, er war dem Wahnſinn nahe, und die beſorgte Gattin bat ihn, mit ihr auf ihr Gut zu gehen. Mit vieler Mühe wurde dies bewerkſtelligt, und auch hier blieb der Mucker gefeſſelt an ſeiner Arbeit. Nun aber erließ der lüſterne A. A. ein Sendſchreiben an den Grafen B. B., in welchem er es ihm als Beweis der Demuth auferlegte, eiligſt ſeine Frau nach der Stadt und zu ihm, dem A. A., zu ſenden, indem jetzt der neue Meſſias erſcheinen ſollte. Die Gräfin kam zu ihrem Manne zurück mit der Klage: daß A. A. ſie habe zur Vollziehung des Beiſchlafes mit ihm bewegen, ja zwingen wollen. Nun erſt gingen dem betrogenen Mucker die

Augen auf, er trat aus der Secte und denuncirte eine Maſſe ſchamloſer Auftritte, behauptete auch, daß die Tochter der Madame N. N. und die Baroneſſe v. N. lediglich durch fortgeſetzte unnatürliche Ueberreizung der Sinne getödtet worden ſeyen, und berief ſich auf das Zeugniß mehrerer ausgetretenen Mitglieder. Der Prediger B. B. erließ ſofort einen Brandbrief an den Grafen, in welchem er dieſen förmlich in die Acht erklärte und mit den gemeinſten Schimpfwörtern überſchüttete. Allein dieſer Brief goß Oel in die Flamme und befeſtigte den Grafen um ſo mehr in ſeinem Vorhaben, welches er auch ausführte. — Von mehreren Arten der Beförderung zu höhern Graden will ich nur ein Beiſpiel mittheilen. Der jetzt in N. befindliche Prediger v. C. C. hatte um Beförderung angehalten, und war an dem angeſetzten Termin bei dem Paſtor A. A. erſchienen; hier erhielt er die Weiſung: in einem der Vorzimmer kniend zu beten, um ſich zu dem wichtigen Schritte gehörig vorzubereiten. Der arme Teufel hatte hier lange auf den Knien gelegen, als zu ſeiner Erlöſung die Flügelthüren

ſich öffneten, und er in ein ſchwach erleuchtetes Zimmer eingeführt wurde. Jetzt ſah er bei dem matten Schimmer einer Lampe den Paſtor A. A. auf einem Sopha ſitzen, auf ſeinem Schoße hatte er die Comteſſe v. E.; der Prediger wurde angewieſen, näher zu treten. Die Frage, ob er völlige Demuth habe und es beweiſen könne? bejahte er; alsbald öffnete die auf dem Schoße des A. A. immerfort ſitzende Comteſſe v. E. ihm die Weſte und das Hemde und betaſtete ſpielend ſeinen Leib. Dies ließ er geſchehen; um ſo mehr, als er die Weiſung erhielt, ein Gleiches mit der Comteſſe vorzunehmen. Dieſe gegenſeitigen Reizungen hatten eine Zeit hindurch gedauert. Beide gaben ſich den Seraphinenkuß, und die Gräfin ſollte nun weiter vorſchreiten. Aber als die ſchöne Frau, bereits an ſolche Myſterien gewöhnt, in ihrem Eifer weiter ging, konnte es der Unwürdige nicht mehr ertragen und lief eiligſt davon. Natürlich, daß ſeine Beförderung hiermit unterbrochen und ausgeſetzt wurde.

Der Seraphinenkuß ſpielt bei den Muckern eine bedeutende Rolle, und ich glaube ſelbſt, daß

er, wenn von einer ſchönen vornehmen jungen Dame unerwartet angebracht, wohl im Stande iſt, auch bei alten Sündern Wunder zu thun.

Alle derartigen Scheußlichkeiten, wie ſie hier bekannt geworden ſind, niederzuſchreiben, wäre für mich Pönitenz, und man wird hoffentlich an dieſen wenigen Pröbchen ſchon genug haben.

Das Conſiſtorium ſuspendirte nach geſchloſſener ſummariſchen Unterſuchung den A. A. vom Amte mit den Worten: weil er die Religion zum Deckmantel ſeiner Wollüſte gemißbraucht habe, — und nachdem man die Acten dem Miniſterio zur Einſicht mitgetheilt, wurden ſolche nach erfolgter Remiſſion dem hieſigen Ober-Landes-Gericht zur Einleitung der Criminal-Unterſuchung übergeben.

Der Altſtädtiſche Kirchenplatz, der ohngefähr fünfzig Schritte von meiner Wohnung gelegen iſt, war noch im Jahre 1827 eine baufällige Kirche, die ſpäter abgebrochen wurde, und ſeitdem führte über ihn eine freie Paſſage, welche bei der Enge der nächſtgelegenen Straßen den Bewohnern der Stadt

eine große Annehmlichkeit gewährte. Gegenwärtig aber befindet sich dieses Terrain in den Händen der Mucker. Sie beabsichtigten anfänglich, den Raum mit Bäumen zu bepflanzen, mit einem hohen Zaune zu umgeben und ihn als Garten privatim zu benutzen. Allein Magistrat und Regierung wollten den Platz zu keiner Privat-Benutzung hergeben.

Der Ober-Landesgerichtsrath Gr. N. N. wurde deßhalb nach Berlin abgeschickt und wußte dort den Befehl auszuwirken, daß der Platz den Bittstellern übergeben werde, auch solle es ihnen gestattet seyn, denselben mit einem eisernen Gitter zu umgeben, sowie mit Bäumen und Sträuchern zu bepflanzen. Er hieß jetzt der Seraphinen-Hain oder Muckergarten. Dieses scandalöse Treiben ist ebenso, wie die Namen der Theilnehmer, in der ganzen Stadt bekannt; das Volk macht darüber laut die tollsten Witze. Es sind oft Spottgedichte an den Ecken angeschlagen. In der ersten Zeit mußten die Kirchen, in welcher der A. A. und B. B. predigten, mit Gensdarmen besetzt werden, und hätte der große Haufe nicht solche Achtung

vor der Obrigkeit, es würde gewiß zu dem Scandal gekommen seyn, daß beide Tartüffe auf der Kanzel ausgepfiffen worden wären. Es scheint somit an der Zeit, daß endlich der Staat durch energisches Einschreiten dem Muckerwesen ein Ende mache. Ich muß noch zweier technischen Ausdrücke Erwähnung thun, nämlich: der Act der Heiligung bedeutet die Entblößung des Körpers, verbunden mit Manipulationen an den Brüsten zur Aufregung der Sinnlichkeit, die in den niedern Graden bekämpft, in den höhern aber befriedigt wird. Der Seraphinenkuß wird in den Versammlungen als Anreiz zur sinnlichen Fleischeslust gegeben.

Der Professor N., ein hier als geschickter Arzt allgemein geachteter Mann, soll aus der Muckerei getreten seyn, weil der A. A. von ihm ein Pulver zur Abtreibung der Leibesfrucht verlangt hatte. Am Schlusse des Verhörs bat dieser N., dem Consistorialrath C. und Assessor E., welche die Untersuchung führten, noch ein paar Worte für sich sagen zu dürfen, und da sagte er Folgendes:

„Wenn man einen Aal gefangen hat und ihm die Haut abziehen will, so ist es gut, ihm einen Nagel durch den Kopf zu schlagen, und nun meine Herrn habe ich genug gesagt.“

Eine Andeutung, sich die Mucker nicht entwischen zu lassen.

Die Excellenz v. N. und Madame N. reichten, aus Zorn darüber, daß der Graf v. B. B. bei seiner Vernehmung ausgesagt, die verstorbenen Töchter dieser beiden Familien seyen durch Ueberreizung (Andere sagen freilich wegen Abtreibung der Leibesfrucht) dem Tode erlegen, bei dem Ober-Landesgericht eine Injurien-Klage gegen den Graf v. B. B. ein, auf welche sie jedoch unter der Weisung: erst das Resultat der Untersuchung abwarten zu wollen, abschläglich beschieden wurden.

Läge hier nicht ein höherer Zweck zum Grunde, nimmermehr würden so viele Leute von Stande sich mit solchem Unwesen befaßt haben. Daß dabei Viele, von den höhern Tendenzen ununterrichtet, die Gelegenheit, mit schönen vornehmen Damen in nähere

Berührung zu kommen, ſich gern gefallen ließen, iſt auch nicht zu verwundern, denn ſinnliche Luſt wird auf gar mannigfachen Wegen und Abwegen zu befriedigen geſucht.“

V.

Das einzige ſchöne Dorf in Polen.

Auf dem Wege von Czenſtochau nach Krakau war ich überraſcht, in Polen ein freundliches Dorf zu finden, das mich unerwartet nach Deutſchland zurück verſetzte. Es war Kamienitza Polska, durch Fabriken ausgezeichnet. Kamienitza gehörte früher einem Herrn v. Sadowski. Von unbedeutendem Umfange beſtand es, wie die meiſten Dörfer hier zu Lande, aus elenden, die größte Unordnung verrathenden Hütten; die Bewohner derſelben waren widerſpenſtig und ungehorſam, dabei im höchſten Grade diebiſch, und zwangen dadurch ihren Herrn, der für ſie zu mild war, ſein Gut zu verkaufen. Während Sadowski dieſen Plan verfolgte, und ſich Mühe gab, einen Käufer zu finden, machte der

menſchenfreundliche Monarch, Kaiſer Alexander von Rußland, ſeinen Willen öffentlich bekannt, in Polen deutſche Colonien anzulegen, wobei den Einwandernden große Vortheile und ein beſonderer Schutz zugeſagt wurden. Es entſchloſſen ſich alsbald viele Familien aus Oeſtreich, nach Polen zu wandern, ſandten mehrere alte vernünftige Männer dorthin, um ſich nach einem Orte umzuſehen, der gut gelegen und fruchtbar wäre. Dieſe Männer kamen im Jahre 1817 nach Czenſtochau, und wurden von dem Juden Saul Landau, welcher (jetzt als reicher Geſchäftsmann bei der Bank in Warſchau unter dem Namen Landowski angeſtellt) damals ſich als Mäkler an dieſe Leute anſchloß, nach Kamienitza Polska zu Sadowski gewieſen. Sie nahmen die Beſitzung in Augenſchein, fanden ſie vortheilhaft, wurden bald einig über den Kaufpreis und kehrten dann in ihre Heimath zurück, mit der angenehmen Kunde, einen ſchönen und ſegensreichen Ort gefunden zu haben. Dreißig bis vierzig öſtreichiſche und mähriſche Bauern verkauften alsbald ihre Habe und wanderten mit

hülfreiche Hand, reiste nach Schlesien, kaufte dort Garn in großer Quantität, vertheilte es unter die Weber und machte Vorschüsse. Dieses Geschäft brachte den Colonisten mäßigen, dem Juden reichen Gewinn. Allmählig zogen immer mehr Familien nach Kamienitza, eiferten dem Beispiel ihrer Vorgänger nach und bauten neue Häuser, so daß bald ein recht hübsches deutsches Dorf dastand, dessen reges Gewerbsleben jeden Fremden angenehm überraschte. — Indessen war doch Alles noch im Entstehen, die Leinwand gut, aber roh, ohne die nöthige Appretur. Der Wunsch wurde dringend, im Orte selbst eine Leinwand-Mange und Bleiche zu besitzen, besonders da in Polen keine von beiden bisher existirte. Salomon kam zu dem obenerwähnten größern Grundbesitzer, der sich zwar im Dorfe angekauft, aber seine frühere Heimath nicht selbst verlassen hatte, und bat ihn im Namen der Colonisten, eine Mange nebst Bleiche einzurichten. Der Beamte willfahrte den Wünschen der neuen Fabrikanten. In kurzer Zeit stand Bleiche, Mange und noch eine zweigängige Mühle da.

Nun wurde es immer lebhafter in Kamienitza, Kaufleute strömten herbei, beschäftigten die Weber und ließen die Waare bleichen und mangen. Salomon brachte solche das erste Mal nach Warschau; hier hatte er die Freude, seine Leinwand, die als schlesische angesehen ward, confiscirt zu sehen; die Zollbehörde wollte ihn als Einschwärzer bestrafen. Als er jedoch beweisen konnte, daß sein Fabrikat polnische Waare und die Frucht seines Bemühens sey, erntete er Lob statt Strafe; er bewahrt heute noch, als angenehmes Andenken, sämmtliche wegen der mit Beschlag belegten Leinwand geführte Schreibereien auf. Obwohl die deutschen Colonisten in ihrem Gewerbe dergestalt vorgeschritten waren, so hatten sie doch noch 20,000 Rthlr. an den frühern Besitzer zu zahlen, welche Summe nun abgetragen werden mußte. Die Leute fingen an ängstlich zu werden, und Kummer, großer Kummer bemächtigte sich ihrer; — allein hier bewährte sich die Wahrheit des Sprichworts: Wenn die Noth am größten, ist Hülfe am nächsten. Sie kam ihnen durch den Monarchen

Alexander. Der edle Kaiser begab sich im Jahre 1821 auf den Congreß nach Verona; seine Reise führte ihn diesmal über Czenstochau, Kamienitza polska, Kozieglow, Gniasdow, von da über Woischnik nach Tarnowitz. Die Nachricht, daß er kommen werde, wirkte auf die Gemüther der Ankäufer von Kaminica polska höchst wohlthätig. Daß der Monarch durch ihr Dorf reisen würde, war für sie schon Trost. Auch jener Schlesier, der den größeren Theil des Dorfes an sich gebracht, wollte diese vortheilhafte Gelegenheit nicht unbenutzt lassen: er machte eine Bittschrift an den Kaiser, Namens seiner Tochter, eines gebildeten liebenswürdigen Mädchens, worin sie um die Erlaubniß bat, von den Steinerzen des Gutes alle Jahre eine gewisse Quantität nach Schlesien ausführen zu dürfen. Der Gedanke, diese Bittschrift in die Hände des Monarchen selbst zu übergeben, machte das Herz des jungen Mädchens vor Angst beben. Indessen suchte sie ihre Gefühle zu bemeistern, und begab sich mit ihrer Mutter und ihrem Bruder am 3. September 1821 früh um 9 Uhr auf den Weg,

um die Ankunft des erhabenen Reiſenden an dem dazu beſtimmten Ort zu erwarten. Es war ein Wirthshaus oder, wie es in Polen heißt, eine Arende, zu Sawada, welche den Namen Romanow führt. Augenzeugen erzählten mir, daß ſie die Einwohner des Dorfes Kamienitza ſchon am frühen Morgen, feſtlich geſchmückt, ohnweit des Wirthshauſes den Monarchen erwartend ſtehen ſahen. In ihrer Mitte befand ſich ein Chor böhmiſcher Muſikanten, die aus Gliedern ihrer Gemeinde beſtanden und recht gut ſpielten; auch waren mehrere polniſche Edelleute und Beamte zugegen, und die gedachte Familie wartete unter dem Haufen. Es verging aber eine Stunde nach der andern, und man ſah nichts. Endlich nahte ein reitender Bote um halb ein Uhr Nachmittags und meldete, der Monarch würde bald ankommen. Nicht lange darauf ſah man in der Ferne eine ungeheure Staubwolke; Alles ſtellte ſich in Ordnung, vorne an ſah man ein paar alte deutſche Männer, die erſten ſchon genannten Ankäufer des Dorfes; ſie traten mit einer Schrift hervor und ſchienen

mit großer Spannung den Monarchen zu erwarten; jedem pochte das Herz gewaltig. — Auch das junge Mädchen, auf dessen schönem Gesichte der Ausdruck von Angst und Fassung wechselte, drängte sich in die vorderste Reihe. In dem Augenblicke hielt der Wagen des Monarchen, der freundlich und herablassend die Umstehenden grüßte, dicht vor ihr. Sie erschrack auf's Neue: denn sie war, außer ihrer Mutter, das einzige weibliche Wesen mitten unter den versammelten Herren. Ohne sich aufzuhalten sprang der Kaiser aus dem Wagen, wiederholte nochmals freundlich seinen Gruß an die Menge und ging schnell in das Wirthshaus Romanow. Schon gab unsere Heldin jede Hoffnung auf, ihre Bittschrift überreichen zu können — da sie nicht wohl den Herren in das Haus nachgehen konnte; allein kaum war der Kaiser mit dem Fürsten Wolkonski im Hause, so kam ein Kammerdiener auf sie zu und sagte in reinem Deutsch: Sie haben ein Anliegen an Se. Majestät; mit diesen Worten führte er sie in das Zimmer. Diese Ueberraschung war so groß, daß sie blaß

wurde und ihre Mutter ängstlich anblickte. Doch bald faßte sie sich und folgte ruhig dem Kammerdiener; bald stand sie vor dem Monarchen. Er frug, wem sie angehörte und so weiter, sie beantwortete gefaßt seine Fragen. Also eine Deutsche, wiederholte der Monarch, und reichte ihr mit väterlicher Huld die Hand, die sie ehrfurchtsvoll küssen wollte; allein der Kaiser beeilte sich, ihr zuvorzukommen, und küßte die ihrige. Die Fenster waren dicht mit Menschen besetzt, welche Zeugen des Vorfalls waren. Der Kaiser las das Bittgesuch, verweilte lange bei dem Namen — wandte sich dann zu ihr und sagte: Ich werde Alles untersuchen lassen, und wenn es möglich ist, soll Ihr Wunsch erfüllt werden. Allein so schnell auch von Troppau aus sein diesfallsiger Befehl erging, so sah sich die Bittende doch in ihrer Hoffnung getäuscht. Die Regierung von Warschau erklärte, daß keine Ausnahme stattfinden könnte; dagegen wurde ein Vorschuß zur Vergrößerung der Fabrik angetragen und viele Begünstigungen zugesichert. — Kaum hatte der Kaiser die schöne Bittende zu ihrer Mutter

entlaſſen, als er die erwähnten deutſchen Männer empfing, ihre Bittſchrift entgegennahm, und mehrere Fragen im Tone der Herablaſſung und Güte an ſie richtete. — Während deſſen drängte ſich ein Knabe unbeſcheiden durch die Menge, um dem Kaiſer recht nahe zu ſeyn; einige Männer verwieſen ihm etwas hart ſeine Zudringlichkeit, und ſchoben ihn zurück. Dies geſchah ziemlich in der Nähe des Monarchen, ſo daß es ihm nicht entging. Plötzlich wandte er ſich um, nahm den Kleinen bei der Hand, zog ihn in ſeine Nähe mit den Worten: Laßt ihm die Freude, mich in der Nähe zu ſehen, und ſtreichelte freundlich ſeine Wangen. Das Volk rief nun in vollem Enthuſiasm: Es lebe unſer Kaiſer! Gott ſegne ihn! — Der menſchenfreundliche Monarch ſetzte ſich darauf in den Wagen mit dem Fürſten Wolkonski und grüßte noch einmal die durch ſeine Herablaſſung beglückten Coloniſten. Als der Kutſcher die Pferde antrieb, drängte ſich ein hübſches vierzehnjähriges Landmädchen an den Wagen, und hielt in gutmüthiger Freundlichkeit treuherzig dem

Monarchen einen großen Blumenstrauß entgegen; dies bemerkend, befahl der Monarch zu halten, das Kind sprang mit der Heftigkeit der größten Freude auf den Tritt des Wagens und gab die Blumen dem Kaiser, der sie freundlich betrachtete, neben sich legte und dem Mädchen einige Goldstücke in die Schürze warf. Nun fuhr der Wagen, begleitet von den Segenswünschen der Colonisten, weiter. Tiefe Rührung hatte die ganze Versammlung ergriffen. Mein Berichterstatter war einer von jenen dankbaren Unterthanen des Kaisers, und ebenfalls ein Deutscher; er äußerte, nachdem er mir die Sache erzählt: Halten Sie es meinem dankbaren Herzen zu gute, wenn ich bei der lebhaften Erinnerung an die Beweise der reinen Menschenliebe und Huld jenes herrlichen Fürsten zu lange verweilte.

Der Leser gestatte mir noch einige Bemerkungen über den weiteren Fortgang der Colonie. Die Bittschrift, welche die erwähnten Männer dem Kaiser überreichten, erreichte ihren Zweck; sie erhielten das gesuchte Darlehen von 20,000 Rthlrn., mit welchen der

letzte Termin an den frühern Gutsherrn berichtigt werden sollte. Der betreffende Befehl des Monarchen wurde schnell vollzogen, der Verkäufer durch die Regierung bezahlt, und den Ankäufern bekannt gemacht, daß durch die zwanzigjährige Zahlung der Interessen das Capital getilgt seyn solle. So gestaltete sich die Lage der Colonisten auf's vortheilhafteste um: sie wurden in den Stand gesetzt, mit allem Eifer ihr Gewerbe zu treiben. Dazu bewilligte später die Regierung noch zollfreie Einfuhr von 200 Centnern Garn und Baumwolle; zusehend vergrößerten sich die Fabriken. Es kamen immer noch viele Familien hinzu, und gegenwärtig sind zweihundert Weber im Orte, die jährlich 11 — 12,000 Schock schöner baumwollener Zeuge verfertigen, die man selbst den schlesischen vorzieht. Im Orte selbst wohnt ein jüdischer Kaufmann, der Einzige, dem diese Erlaubniß geworden ist (denn das Gesetz bestimmt, daß innerhalb drei Meilen entfernt von der Grenze kein Jude wohnen darf). Dieser Kaufmann beschäftiget eine Menge Weber, und hält ein großes Gewölbe

von ausgesucht schönen Waaren der Colonie. Außerdem befinden sich im Dorfe noch Waarenlager von drei andern Kaufleuten, die ihre Producte von hier aus versenden, ohne jedoch den Ort der Fabrikation anzugeben, denn der Pole will nur fremdes Fabrikat. Dieses schöne, eine halbe Meile lange Dorf läßt den Reisenden vergessen, in welchem Lande es erbaut ist. Die Einwohner sind übrigens sehr gemischt: ein Theil Stockböhmen, ein Theil und zwar der größte, östreichische Deutsche, mehrere Familien sind auch aus Preußen eingewandert. Dies die Geschichte der Entstehung dieser Baumwollen-Manufactur, die jetzt im Königreich Polen die größte ist. Das Dorf liegt sehr freundlich; ganz nahe fließt die Warta und der kleine Fluß Kaminitza, der sich an einem Eichenwäldchen dicht an dem ehemaligen Herrenhause unweit Carolina mit dem Wartafluß vereinigt. Carolina ist ein Birkenwäldchen, das hin und wider Spuren ehemaliger Pracht zeigt, indem früher in seiner Mitte ein schönes Wohngebäude, umgeben von Baumgruppen, sich erhob: der Lieblings-Wohnort der Gräfin

Soltyk, von deren Prachtliebe heute noch in der Gegend erzählt wird. Sie war die Mutter der Gräfin Soltyk, welche bei der Revolution von 1830 für Rettung der Ehre und Macht des polnischen Adels sich so sehr ausgezeichnet hat.

VI.

Die polniſche Schweiz.

Auch Polen hat ſeine Schweiz! Ich muß geſtehen, daß ich dies früher für eine bloße hyperboliſche Redensart hielt, bis ich mich durch den Augenſchein überzeugte.

Das Gebirge zwiſchen Czenſtochau und Krakau enthält, ſo unbedeutend es an ſich iſt, auf ſeinem ſüdlichen Abhange ein Felſenthal, welches ſelbſt nach der ſächſiſchen Schweiz geſehen zu werden verdient. Wenn man die Kreisſtadt Olkuſch mit ihrem großen Wirthshauſe, in welchem man aber weder Stühle noch Tiſche findet, erreicht hat, begibt man ſich noch zwei Meilen weiter öſtlich, zuerſt nach Preskowa Scala, einem Landgute des Grafen von Wielopolsky, deſſen Familie von einer Königin von Polen, aus dem Hauſe Visconti, in den Markgrafenſtand erhoben worden iſt.

Dies Schloß, urſprünglich den Königen von Polen gehörig, ward 1377 durch König Ludwig von Ungarn und Polen an Peter Szafraniec von Luczyſe, einen mächtigen Magnaten, verſchenkt. Der König wollte dieſen Mann gewinnen, damit er durch ſeinen Einfluß den polniſchen Adel abhalte, die Partei der Litthauer zu ergreifen, welche damals das Schloß Belzk, das der König belagerte, hartnäckig vertheidigten. Ein Sprößling jenes Hauſes zeichnete ſich 1510 in der berühmten Schlacht gegen den deutſchen Orden aus. Das jetzige Schloß ward 1582 erbaut. Die Wappen von Zebrzydowsky und ſeiner Frau Studnicka wurden bei einer Reparatur 1667 beigefügt.

Hier fährt man auf ziemlich gebahntem Wege in das herrliche Felſenthal hinab, durch welches ſich ein klarer Bach windet, der über Dizow der Hauptſtadt Krakau und der Weichſel zueilt. Kaum zieht ſich der Weg in das Thal hine in, ſo erblickt man einen ungeheuern Felſen, der abgeſondert emporſteigt, und faſt ſo ausſieht, als hätte hier Herkules ſeine Keule mit dem dünnen Ende in die Erde geſteckt, um von

seinen fünfzig Siegen auszuruhen. In der That hat er ganz die Gestalt einer Keule, und heißt auch deßhalb Herkulessa Polska. Ein dünner Riß spaltet den Felsen nach oben; einst klomm ein Verwegener mittelst dieser Oeffnung hinauf, als er oben auf der schwindelnden Höhe angekommen war, verlor er den Muth wieder herabzuklettern und ging ohne Rettung verloren, darum heißt auch die ganze Gegend der Hundestein, pieskaro skala. Das Schloß desselben Namens erhebt sich auf steilen Kalkfelsen über das Thal, und ist an der Seite, wo es mit dem Berge oder mit der Thalwand zusammenhängt, mit tiefen Gräben und Bastionen versehen.

Daß der Besitzer dieses Schlosses dem Titel eines Marquis keine Schande machte, zeigt die Größe des Bauwerkes; solche Magnaten mußten wohl von den Königen geschont werden: kein regierender Fürst darf sich einer solchen Residenz schämen.

Auch unter die Erde erstreckte sich damals ihre Macht. Man steigt hier hinab in eine Höhle, bestimmt, die Gefangenen verhungern

zu laſſen. Dieſe Todesart war ſonſt gewöhnlich in Polen; auch der Edle v. Kosminsky, der von Koszmin (in Groß-Polen) aus, das Fauſtrecht während des Interregnums einführen wollte, wurde in Olſtin durch Hunger zu Tode gemartert. Gleichfalls ließ die Familie Toposczy ihre ungerathenen Mitglieder verhungern. Jene Höhle heißt Dorotka; den gleichen Namen trägt ein Thurm im Krakauiſchen, der Familie Tenczinsky gehörig, wo Fräulein Dorothea Leczinska verhungern mußte, weil ſie ſich eines Fehlers ſchuldig gemacht. Leider ſieht man hier überall Spuren verfallenen Wohlſtandes. Wenig Zimmer ſind vollſtändig möblirt, nur hie und da findet ſich ein Stuhl am Tiſch, ein Reſt früheren Reichthums. Wenn in Polen Majorate allgemein eingeführt worden wären, ſo würde es daſelbſt ein paar hundert Familien geben, welche ſo reich wären, als die engliſchen Pairs, und Polen hätte dann ein wohlbegründetes Oberhaus gehabt. Allein der polniſche Adel wollte keinem ſeiner Mitglieder einen Vorzug gönnen, daher auch nur mit vieler Mühe 6 Majorate oder Ordinationen

zu Stande kamen, von denen die der Zamoisky, Radzivil, Sulkowsky und Wielopolsky die bekanntesten sind.

Der polnische Adel erkannte keinen Vorzug unter sich an. Man sieht darin das Vorherrschen eines demagogischen Princips; denn dort war der Adel keine geschlossene Kaste, sondern es konnte ihn fortwährend Jeder erwerben, so daß sogar ein vermögender Jude, der sich taufen ließ, Edelmann wurde. Nur da kann der Adel in vollkommner Reinheit sich ausbilden, wo er eine geschlossene Kaste bildet. Der Mangel dieser Einrichtung hat Polen gestürzt und aus der Reihe der selbstständigen Staaten verbannt. Die großen Häuser theilten ihre Güter, und die Starosteien, welche an die bedeutendsten Familien vergeben wurden, reichten nicht mehr zu, als deren Mitglieder sich vermehrten; das Resultat war, daß viele der vornehmsten Polen fremdem Gelde feil wurden; daher begaben sich eine Masse polnischer Magnaten in russischen Sold, so daß Polen schon seit der Vertreibung von Stanislaus Leszinsky eigentlich nur eine russische

Provinz war, weßhalb auch gewöhnlich ruſſiſche Armeen in Polen ſtanden.

Aber wenn es auch die eigene Schuld des polniſchen Adels iſt, daß der Staat unterging, ſo beſteht dieſer Adel doch noch fort, und wo ein Wielopolsky hinkommt, wird er überall als Markgraf geehrt, als Marquis aufgenommen und als Marcheſe behandelt. Doch macht dies den vorigen Glanz nicht vergeſſen, und man wird ſehr ernſt geſtimmt, wenn man den Verfall ſo vieler erhabenen Häuſer ſieht.

Die ſeidenen Ueberzüge der alten vergoldeten Stühle ſind zum Theil zerriſſen, die gewürkten und gemalten Tapeten verblichen; überall das Bild des Verfalls. Kommt man dagegen in das Haus eines Fabrikanten oder Banquiers, ſo findet ſich dort das, was der Adel ſonſt beſaß, und Alles ſteht bei dieſer modernen Geldariſtokratie in friſchem Glanze. Wo ſind die Zeiten, in denen dem Kaufmann vorgeſchrieben war, daß er weder Seide noch Gold an ſich tragen durfte?!

Mit ſolchen ernſten Gedanken ſtieg ich von dem Schloſſe Preskowa Skala herab, und

bewunderte nochmals die Herkuleskeule, welche auch von dem Schlosse aus einen merkwürdigen Anblick gewährt.

Auf dem halben Wege von Preskowa Skala erblickt man auf einem steilen Felsen eine Kapelle, Grozisko genannt, die ihren Namen von einer früher daselbst befindlichen Stadt, Grod, herleitet.

Heinrich I., der Bärtige, Herzog von Breslau, gründete hier an dem Bache Prondnik, auf dem unzugänglichen Felsen, das erste Schloß Skala im Jahre 1228, als er gegen Conrad von Massovien während der Minderjährigkeit des Herzogs Boleslaw des Schamhaften seine Ansprüche auf die polnische Krone geltend machte. Conrad versuchte umsonst, diese Veste zu nehmen, er ward geschlagen und sein Sohn Przemislaw blieb in der Schlacht. Indeß war er bei einem zweiten Versuche im Jahre 1235 glücklicher, sein Sohn Boleslaw nahm das Schloß Skala. Allein er verlor es bald wieder an Clemens v. Ruszcza, Woiwoden von Krakau. Als aber Heinrich II. am 9. April 1241 bei Liegnitz gegen die Mongolen

geblieben war, verſtärkte ſich Conrad mit Pommern, Preußen und Litthauen, eroberte die Woiwodſchaften Krakau, Sandomir und Lublin; Skala blieb Boleslaus dem Kahlen, dem Sohne Heinrich II. Da jedoch kein Entſatz kam, ſo fiel auch endlich dieſe Veſte im Jahre 1242.

Später wählte Salome, die Schweſter Boleslaus des Keuſchen und jungfräuliche Wittwe Colomanns von Halitſch, der ebenfalls gegen die Mongolen gefallen, mit ihren Schätzen dieſen Ort zum Zufluchtsort, weil das Kloſter zu Zawichorſt, in welches ſie ſich zuerſt zurückgezogen hatte, von den Tartaren zerſtört worden war. Der Biſchof von Krakau, Prandata, verſetzte deßhalb das Clariſſenkloſter Zawichorſt nach Skala, welches Schloß nunmehr zu dieſem Zweck eingerichtet ward. Hier ſtarb die heilige Salome 1268. Im Jahr 1320 bemächtigte ſich eine Räuberbande des neuen Kloſters und verbrannte es. Die jetzige Kapelle ließ der Geiſtliche Piskorasky auf ſeine Koſten bauen; ſie iſt mit demſelben Marmor geziert, auf deſſen Fels ſie ſteht. Im Hofe finden ſich die Bildſäulen der heiligen Salome und Kunigunde,

Boleslaus des Keuſchen und Colomann's von Halitſch. Die Felſentreppe, welche hinaufführt, iſt von Alexander Soborowsky gebaut, einem Gelehrten und Dichter, der hier 1679 als Einſiedler ſtarb.

Weiter abwärts in dem Thale, das fortwährend von hohen Felſenwänden eingeſchloſſen iſt, liegt Oizow. Bei dieſem Orte erhebt ſich in der Mitte des Thales eine Felſenmaſſe, welche durch zum Theil noch vorhandene Dämme mit den beiden Seitenwänden verbunden war, wodurch der Bach in ſeinem Laufe gehemmt ward.

Auf der linken Seite der Felſenwand iſt ein Tunnel angebracht, durch welchen das Waſſer abfloß. Dieſes an den Berniniſchen Waſſerfall in Tivoli erinnernde Werk wurde früher wegen ſeiner ſtarken Waſſerkräfte zu einer Fabrik von Säbeln benutzt, welche durch ganz Polen in gutem Rufe ſtanden.

Später riß die Gewalt des Waſſers den Damm, der ſchlecht unterhalten wurde, weg, ſo daß an ſeiner Stelle ſich jetzt eine unergründliche Vertiefung befindet. In der Folge

legte man hier mehrere Pulvermühlen an, und alles Pulver, womit die Russen während der Revolution bedient wurden, ward in Dizow gefertiget. Nach der Revolution kam ein russischer Offizier und zerstörte alles Geräthe zur Pulverfabrikation; der Eigenthümer, ein Kaufmann in Krakau, ward jedoch entschädigt. Jene Pulverfabrik hat Dizow um seine größte Zierde gebracht. Auf dem eben erwähnten Felsen, in der Mitte des Thales, erhob sich ehemals sehr malerisch ein altes Schloß von bedeutendem Umfange, eine vormalige Starostei, zuletzt dem Grafen Zalusky gehörig, die noch bis vor der Revolution von 1830 bewohnt war. Da das alte Gebäude viel Salpeter enthielt, wurde es bis auf den Grund abgetragen, und nur ein schöner achteckiger Thurm blieb stehen. Dieser kleine Ueberrest mit den Grundmauern bildet jetzt noch eine schöne Ruine.

Noch weiter hin zieht sich das Felsenthal, aus dem ich links nach der Höhle des Wladislaus Lokieten hinaufgeführt ward. Diese Höhle zeichnet sich durch ihre Höhe und Regelmäßigkeit

vor andern aus. Sie hat einen wohgeebneten Fußboden, welcher dieſe ſeine Geſtalt erhielt, als einſt ein früherer Beſitzer dem Fürſten Auguſt Poniatowsky ein glänzendes Feſt darin gab. Selten kann man eine Höhle mit mehr Bequemlichkeit und Annehmlichkeit beſuchen, als die von Dizow.

Man ſagt, daß der 280 Fuß lange, 80 breite und 60 hohe Raum ſonſt zur Zeit der Einfälle der Mongolen bewohnt geweſen, was nicht unwahrſcheinlich iſt. Nur ſelten fallen Tropfen von dem Gewölbe herab, daher iſt hier die Formation des Tropfſteins nicht ſo mannigfaltig, als in den weit kleinern Höhlen von Olſtin bei Czenſtochau.

Nicht weit von ihr befindet ſich in dem Gebiete der Gemeinde Czajowic (unter dem hohen Berge Chelm) eine andere Höhle, welche eine merkwürdige Stalactiken-Bildung darbietet. Sie iſt bedeutend größer, aber nicht ſo bequem zu beſuchen wie die vorige. Man nennt ſie die königliche, weil Ladislaus Lokieten ſich im Jahre 1300 hier verſteckt gehalten, da er, gedrängt von dem Gegenkönige Wenceslas von

Böhmen, sich auf seine Polen nicht verlassen durfte und von Ulrich Boskowitz, Landeshauptmann von Krakau und Sandomir, lebhaft verfolgt wurde. Man gibt aber auch der vorhin erwähnten Höhle den Namen der königlichen, weil 1787 Stanislaus August sie besuchte, bei welcher Gelegenheit sie zu seiner Ehre prachtvoll erleuchtet ward.

Zum Andenken an den Schutz, den Ladislaus hier gefunden, baute sein Sohn, Casimir der Große, das Schloß Dyzow, das deßhalb den Namen Vaterhaus erhielt. Noch steht der schöne von ihm erbaute achteckige Thurm. Der übrige Theil verfiel unter den dort wohnenden Staroſten, bis Nicolaus Koryeinsky, Woiwode zu Sandez in Gallizien, die Veste wieder herstellte. Da sie aber von den, auf beiden Seiten des Thales liegenden, höhern Felsen beherrscht ist, hat man sie später wieder vernachläßigt, wie denn in Polen überhaupt nie viel Gewicht auf Festungen gelegt ward. Nur der Graf Zamoisky unterhielt seine Festung Zamosc auf eigene Kosten in gutem Stande. Erst Kaiser Alexander hat sie dem jetzigen

Majoratsbesitzer für vier Millionen Rubel abgekauft. Letzterer bezieht jetzt noch eine Million Thaler Einkünfte von seinen weitläufigen Gütern.

Diese Familie war damals mächtiger als ein Pfalzgraf vom Rhein, als ein Landgraf von Zähringen, als ein Markgraf von Baden, als ein Herzog von Würtemberg oder Sachsen, welche sämmtlich aus bloßen Dynasten oder gar nur aus Beamten des Kaisers Fürsten geworden sind. Der Adel in Polen hätte nur dem Entwickelungsgange des deutschen Adels folgen dürfen, so wäre jetzt vielleicht ein Königshaus der Zamoscky statt der Woiwodschaft Lublin und deren Umgebungen; Krulikarniec bei Warschau würde vielleicht der Königssitz der Radzivils von Masovien, Reisen die Hauptstadt eines Königreichs der Sulkowsky in Groß-Polen, Krakau die der Wielopolsky in Klein-Polen seyn, u. s. w. Etliche Königreiche von mehr als einer Million Einwohner, wie Würtemberg, neben vielen Herzogthümern u. s. w., hätten sich constituiren können. Recht befriedigt verließ ich die polnische Schweiz.

In Krakau fand ich, daß die strenge Beaufsichtigung der polnischen Flüchtlinge — (welche, da sie nur Edelleute betrifft, immer sehr hart ist) — in keine besseren Hände gelegt werden konnte, als in die des Generals v. Kaufmann. Krakau war damals sehr still, die Universität, die sich jetzt auf das kleine Ländchen von 180,000 Einwohner beschränkt, ist höchst unbedeutend. Der Schloßberg, früher ein rohes Cloack, hat anständige Spaziergänge erhalten, wo man eine herrliche Aussicht nach den Karpathen genießt.

In Krakau lernte ich in dem Grafen v. W. einen alten Offizier der vormals polnischen Armee kennen, dessen Lebensgeschichte mich sehr anzog, und da ich glaube, daß sie auch Andern nicht uninteressant erscheinen dürfte, so will ich sie mittheilen. Als Dombrowsky und Wibitzky im Jahre 1806 die Polen zu den Waffen riefen, trat W. als junger Mensch, der eben die Universität zu Lemberg verlassen, bei den Garde-Uhlanen ein, welche zur Garde Napoleons gezählt wurden. Zum Unteroffizier ernannt, leitete er den Ueberfall bei Guttstadt

ein, und zwar auf folgende Weise. Er nahm einen Uhlanen, der früher in österreichischen Diensten gestanden und vollkommen deutsch sprach, und steckte ihn in die Kleider eines an der Vorpostenlinie wohnenden Müllers. In dieser Maske näherte sich der Soldat einer preußischen Vedette und rief ihr zu, man möchte kommen, um zwei betrunkene Franzosen gefangen zu nehmen, die in seiner Mühle eingeschlafen seyen. Die List wirkte, bald war die preußische Wache zwischen das polnische Detachement gelockt und wurde in aller Stille entwaffnet. Nun zog der ehemalige Oesterreicher die preußische Uniform an und ritt den andern dreist voraus bis zur nächsten Feldwache, indem er allen Anrufungen durch die Antwort entging, daß er eine Meldung an den Offizier habe.

Bei diesem angekommen, streckte er ihn durch einen Pistolenschuß zu Boden. — Es war unnöthig, sagte mein Erzähler; aber es geschah in der Trunkenheit. So ward die ganze Armee allarmirt. Dafür bekam unser Held das Kreuz der Ehrenlegion. Während

des österreichischen Feldzugs von 1809 focht er als Premier-Lieutenant gegen Schill und den Herzog von Braunschweig. Er nahm auch Theil an dem ungeheuern Marsch der zehn Cavallerie-Regimenter, welche binnen zehn Tagen sechzig Meilen zurücklegten.

Im Jahre 1812 war unser Held Rittmeister. In Bobriusc oder Minsk ließ ihn Fürst Poniatowsky rufen, und frug ihn, ob er eine Sendung nach der türkischen Grenze übernehmen wollte, zu welcher man ihn vorgeschlagen habe, weil er als Gallizier die rußniakische und russische Sprache vollkommen inne habe. v. W. übernahm den Auftrag, und erhielt eine Depesche von Napoleon, um solche an den russischen Commandanten der Reservearmee im Süden abzugeben, welche damals Befehl erhalten hatte, aufzubrechen und sich mit der russischen Hauptarmee zu vereinigen. Neben dieser geheimen Depesche erhielt v. W. noch einige andere öffentliche Aufträge, welche ihn als Parlamentär beglaubigen sollten. Außerdem ward ihm eine offene Ordre an einen mit Napoleon im Einverständniß stehenden russischen Militärgouverneur

einer benachbarten Provinz eingehändigt, kraft welcher alle russischen Behörden angewiesen waren, ihm Postpferde verabfolgen zu lassen.

Mit diesen Papieren ausgerüstet, fuhr unser Rittmeister Tag und Nacht in einer Kibitke, bis er den russischen General erreichte, welchem er die wohlverwahrte Depesche übergab. Der Russe erwiderte nichts als: Karuschal (d. h. es ist gut) und stellte ihm einen Empfangschein aus. Eben so schnell reiste der geheime Bote zurück, traf aber Napoleon schon auf dem Rückzuge bei Mosaika, wo er auch Poniatowsky fand, der ihm sagte, daß ohne das Unglück in Moskau seine Sendung von höchster Wichtigkeit gewesen seyn und ihm eine große Belohnung eingetragen haben würde, aber nun sey Alles umsonst geschehen. Die fragliche Depesche habe nämlich das Versprechen einer Million enthalten, wenn jenes Reservecorps von dem feindlichen Befehlshaber zurückgehalten würde.

Man sieht, wie sehr Morton in seiner Reise nach Südrußland Recht hat, wenn er erzählt, daß Napoleon mit vornehmen Russen im Einverständniß gewesen, die mit dem Kaiser

sehr unzufrieden waren, weil die Bedeutung der russischen Magnaten und des Senats beinahe ganz aufgehört hatte.

Leider hat unser Held, der bei Stolpe mehrere Wunden erhielt, sein Tagebuch verloren, worin alle Namen der bei dieser Expedition vorkommenden Personen aufgezeichnet standen. Die Baschkiren, welche ihn beim genannten Orte gefangen nahmen, rissen ihm die Epaulettes herunter. v. W. erwiderte diese Behandlung mit einer Ohrfeige, jene aber mit einem Pistolenschuß, der statt das Herz nur den Schenkel traf.

So endete der Kriegsdienst des Rittmeisters.

VII.

Ungarn.

Für Trentschin hegte ich stets eine besondere Vorliebe, da ich früher in dem Besitzer dieses herrlichen Bades, dem Grafen von Illieszhhazi, einen wahren Repräsentanten des Adels in seiner Herrlichkeit kennen gelernt hatte.

Bei dem großen Umfange der Rechte, welche der Adel in Ungarn besitzt, und welche bisher die österreichischen Kaiser umsonst zu schwächen versuchten, ist es kein Wunder, daß der ungarische Adel so reich und mächtig ist. Dort kennt man keine Regulirungsgesetze der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, über welchen Gegenstand Fürst Pückler jetzt der einzige classische Schriftsteller ist.

Er erzählt unter Anderem von einem

Walde in den Pyrenäen, daß man dort das abgestorbene Holz zur Düngung liegen lasse, damit die Holzbedürftigen gezwungen würden, gutes zu kaufen. Ein gewöhnlicher Reisender würde darin nichts Anderes gefunden haben, als eine so glückliche Lage jenes Forstes, wie sie sich jeder Forsteigenthümer wünschen müßte. Denn es ist das Wünschenswertheste, bei solchem Ueberflusse doch noch Absatz für das gute Holz zu haben. In Deutschland gibt es auch noch Wälder genug, in welchen das abgestorbene Holz verfault, ohne daß sich jedoch Jemand fände, der das geschlagene gute Holz kaufen möchte oder könnte.

Unser großer Apostel der Legitimität des Adels, Freiherr von Harthausen, unterließ auch nicht, das von dem König von Preußen gegebene Gesetz über die Auseinandersetzung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse kräftig zu tadeln. Ohnehin gehört daſſelbe, nach den v. Kamptz'schen Jahrbüchern, der sporadischen Gesetzgebung an, von welcher man glücklicher Weise wieder abgegangen ist.

Mit Recht sagt auch Fürst Pückler, daß

durch dies Gesetz nur die Bauern, aber nicht die Herren servitutenfrei werden.

Ich hatte über diesen Gegenstand einen heftigen Streit mit einem in Trentschin anwesenden Mitgliede der neuern Aristokratie, nämlich mit einem reichen Fabrikanten. Dieser warf dem edlen Verfasser des Weltganges factische Unrichtigkeiten vor, wenn er behaupte, daß bei den größern Besitzungen ohne Ausnahme die Bauern in den Forsten des Grundherrn die Streugerechtigkeit, das Hutungsrecht und die Befugniß, dürres Holz zu nehmen, behalten hätten. Er nannte in den Rheinprovinzen und in Westphalen viele große adelige Wälder, welche zu betreten kein Bauer das mindeste Recht habe, wo aber die Bauern durch das Geld, das sie den Fabriken verdanken, in den Stand gesetzt seyen, aus den adeligen Forsten das beste Klafterholz zu kaufen. Er nannte jede solche Forstwirthschaft, wie sie Semilasso beschreibt, eine schlechte.

Der Mann ging gar in seinem Eifer so weit, Beweise zu verlangen, durch welche dargethan würde, daß der Wald dem Gutsherrn

ausschließlich gehöre. Er meinte: Cäsar habe in Deutschland noch keinen Besitzer der Wälder gefunden, sondern jeder Baum sey als herrenloses Gut dem anheimgefallen, der ihn sich zugeeignet. Die ersten christlichen Eroberer der jetzigen Standesherrschaft Muskau hätten die Besiegten im Besitze der Waldungen vorgefunden, in welchen sie wohnten, und der letzte Besitzer derselben, der edle Fürst, habe diese Wälder von seinem Vater keineswegs als freies und ausschließliches Eigenthum erhalten, sondern mit der darauf haftenden Berechtigung anderer Einwohner. Wenn letztere im Laufe der Zeiten Erbunterthanen geworden seyen, und sich so vermehrt hätten, daß sie jetzt mehr Holz brauchten, als unter Otto I.; wenn der Grundherr gegenwärtig mehr Oefen zu heizen und mehr Bedürfnisse zu befriedigen habe, als damals; wenn das Holz jetzt mehr werth sey, als unter dem ritterlichen Kaiser Johann v. Lützenburg; wenn endlich das neueste System der Staatsverwaltung mehr Kraft in der Masse des Volks, als in der jetzigen Adelskaste finde: so sey dies Alles Zufall, und jeden

Zufall müsse der Besitzer tragen. Er schloß mit dem Gemeinplatz:

Casum sentit dominus!

So ein Mensch hat leicht reden. Er verdient jährlich Tausende mit seinen Casimiren oder Cattunen, und hat nicht das von seinen Altvordern ererbte Eigenthum, nicht ihren berühmten Namen zu bewahren. Bei uns ist es anders, und das ist eben das Unglück, daß der Zeitgeist Alles so geändert hat, und daß so viel solches Volk entstanden ist, welches auch berücksichtigt seyn will. Hätte wohl vor 1806 ein Bürgerlicher gewagt, mir etwas der Art zu sagen? hätte wohl zur Zeit des siebenjährigen Krieges ein Bürgerlicher nur so zu denken gewagt? Das ist der leidige Zeitgeist, der Alles umkehrt!

Fürst Pückler hat vollkommen Recht, wenn er sagt, daß bei solchen Berücksichtigungen der Bauern eine wahrhaft geregelte Forstwirthschaft unmöglich, und daß es schwer sey, den Berechtigten die Stellen anzuweisen, wo sie Streu zu holen und Stöcke zu roden haben; noch schwerer aber, sie zu beaufsichtigen.

Wenn er dies einen Zustand der Dinge nennt, der jedem Begriffe von Eigenthum wahrhaft Hohn spreche, so hat er leider Recht; denn noch ist's so lange nicht her, daß der Adel das Recht besaß, durch seine Forstbedienten Alle aus seinem Walde zu verjagen, die er darin nicht leiden wollte, und Niemand hätte es sich damals herausgenommen, gegen solche Maßregeln zu remonstriren. Der Adel war der Mächtigere. Er konnte daher thun, was ihm beliebte. So wie der Eroberer mit 100,000 Mann stets Recht hat, so auch sonst der Eroberer mit zehn Reisigen, zu jener Zeit nämlich, als noch die wahre Ritterehre galt.

Wer hätte wohl damals an eine Ablösung, an solche Beschränkungen des ritterlichen Eigenthums gedacht? Damals, als Könige sich es zum Ruhm rechneten, den Ritterschlag zu empfangen und in diesen hocherhabenen Stand aufgenommen zu werden; zu jener Zeit, die wir aus den ritterlichen Werken unsers edlen La Motte Fouqué so vollständig kennen lernen!

Leider finden sich unter dem Adel selbst immer mehr Mitglieder, welche sich die

Ablösungsgesetze gefallen lassen. So wurden mir etliche große märkische und pommersche Gutsbesitzer genannt, welche damit sehr zufrieden sind, und den Ertrag ihrer Güter seit der Ablösung sehr vermehrt haben. Auch ein schlesischer Gutsbesitzer befand sich hier im Bade, der gleicher Meinung war, und behauptete, er sey erst wirklicher Gutsherr, seitdem er alle bäuerlichen Leistungen, selbst die Laudemien, habe ablösen lassen. Er theilte mir einen Vertrag mit, durch welchen er sich die erforderlichen Dienste sichere, und der folgendergestalt lautet:

Vor dem unterzeichneten Gerichtsamte erschienen:

a) der Herr N. N. als Repräsentant des Dominii N., und

b) der Einlieger Johann M. aus M.;

Beide dem Gericht von Person und als dispositionsfähig bekannt, erklärten nachstehenden Contract zum gerichtlichen Protocoll, wie folgt:

§. 1.

Es überläßt das Dominium N. dem Johann M. aus M.:

1) zum Aufbau eines Wohnhauses einen zu P. gelegenen Bauplatz von dreißig Quadratruthen preußisches Maß,

2) an Ackerland sechs magdeburger Morgen zu erblichen Rechten, unter Vorbehalt des Obereigenthumsrechts des Dominii.

§. 2.

Anstatt des Kaufgeldes zahlt Johann M., so wie seine Nachfolger, in die N'sche Dominialrentcasse Termino Michaeli jeden Jahres

a) von dem Hause und Hofe
an Grundzins . . . 1 Thlr. 15 sgr.

b) von jedem Morgen Acker
20 sgr. oder zusammen 4 „ — „

mithin jährlich 5 Thlr. 15 sgr.

§. 3.

Außer diesem Zins ist Johann M. und dessen Nachbesitzer schuldig, an die Gutsherrschaft N. und die dazu gehörenden Güter A. B. C. zu leisten, und zwar:

a) zwölf Tage in der Heu- und Getreide-Ernte zu arbeiten, und

b) sechs Tage bei der großen und kleinen Jagd mit einer tauglichen Person zu erscheinen.

Bei den zwölf Erntetagen werden zehn Stunden, wirklich in der Arbeit zugebracht, für ein Tagewerk gerechnet; also Hin- und Rückweg auf den Arbeitsplatz nicht in Betracht genommen.

Insofern im Laufe eines Tages mehr als zehn Stunden gearbeitet werden, sind die mehr geleisteten Stunden dem Colonisten zu gut zu rechnen.

§. 4.

Diese Dienste sind durch einen Zeitraum von zwölf Jahren, vom Eintrittstermin der Schuldigkeit Johanni 1836 an, unablöslich. Nach Verlauf dieser zwölf Jahre können aber auf Verlangen des Acquirenten diese Tage, à 5 sgr. mit 4 Procent zu Capital geschlagen, abgelöst werden.

§. 5.

Wenn auch der gegenwärtige erste Acquirent von der Berechtigung des **Laudemii** befreit bleibt, so haben doch die nachfolgenden Besitzer ein fixes Laudemium von 6 Thlr. 20 sgr., in Worten sechs Reichsthaler zwanzig Silbergroschen, pro Baustelle, und 1 Thlr. für jeden

magdeburger Morgen Land bei jedesmaliger Besitzveränderung an das Dominium zu berichten.

§. 6.

Käufer ist schuldig, sämmtliche königliche, geistliche, Schul-, Kirchen-, Gemeinde- und Communal-Abgaben und Lasten ohne Zuthun des Dominiums zu tragen, und für den Fall, daß er auf den ihm gehörenden Realitäten noch mehrere Wohnungen anlegen sollte, wird für jede Wohnung ein jährlicher Jurisdictionszins von einem Thaler und zehn Silbergroschen an die Gutsherrschaft Termino Michaeli berichtigt.

§. 7.

Ein Jahr nach gerichtlicher Aufnahme des Abkommens ist der Ansiedler frei von allen Leistungen an das Dominium.

§. 8.

Wenn ein Jahr nach der gerichtlichen Aufnahme der Aufbau nicht vollendet und das Wohnhaus nicht bewohnt ist, so verliert der Ansiedler das Recht auf die Colonieſtelle, muß sofort das im Bau begriffene Gebäude nebst

allem Material abräumen, und dem Dominium steht zu, dieses Grundstück anderweitig zu vergeben.

§. 9.

Das Dominium behält sich in künftigen Veräußerungsfällen gegen die von einem Dritten zu offerirenden Bedingungen das Vorkaufsrecht vor, und es soll demselben auch ungehindert die Befugniß zustehen, durch die Colonisefelder Graben und Kanäle zu ziehen, Erze, Fossilien, Steine und Lehm zu suchen, und auf eigene Rechnung allein zu benutzen, hat aber dagegen den Käufer für jede beschädigte Quadratruthe Land mit 2½ sgr. Capital ein für alle Mal zu entschädigen; den Lehm für seinen Bedarf kann der Colonist wegnehmen, erhält dann aber keine Entschädigung.

§. 10.

Der Käufer und mithin auch seine Nachfolger im Besitze sind schuldig, die durch die Colonie und deren Felder gehenden Wege in fahrbarem Stande zu erhalten, die Bäume zu pflegen und, wenn sie eingehen, durch neue zu ersetzen.

§. 11.

Um den Anbau dem Colonisten zu erleichtern, wird das Dominium demselben von dem Betrage des Baumaterials, welches der Colonist von der Grundherrschaft für den Taxpreis erkauft, zwanzig Procent erlassen; wogegen der Colonist verpflichtet ist, den Rest in vierteljährigen gleich hohen Terminen, jedesmal Termino Weihnachten vom Eintritt der Schuldigkeit an gerechnet, zu zahlen; doch nur in dem Falle, wenn der Rest des Materialbetrags im Ganzen nicht über 40 Thlr. beträgt. In diesem Falle muß der Erbauer den Mehrbetrag an die Forstkasse baar berichtigen.

§. 12.

Ansprüche auf Waldberechtigungen werden in keiner Art gestattet; wenn der Colonist einer Waldberechtigung sich erfreuen will, so mag er sich deßhalb separat mit dem Dominium einigen, ohne daß demselben eine dauernde Verpflichtung daraus erwachsen kann.

§. 13.

Jeder Colonist muß auf dem ihm angewiesenen Platze in gerader Linie und bestimmter

Fronte das Wohnhaus aufstellen, widrigenfalls auf seine Kosten der Umbau erfolgen würde.

§. 14.

Die Kosten für Aufnahme des Kaufes trägt das Dominium, die für die Besitztitelberichtigung auf den Namen des Acquirenten Letzterer.

Mehr hatten Comparenten nichts anzuführen, es wurde ihnen der Contract nochmals vorgehalten und namentlich der Johann M. von dem Umfange der übernommenen Verpflichtungen nochmals belehrt, ihm die Laudemialpflichtigkeit auseinander gesetzt, die Höhe der einzelnen Zinsen ihm vorgerechnet, auch belehrte man ihn, daß, sobald er den Contract vollzogen habe, ein Rücktritt von demselben eben so unzulässig sey, als eine Forderung von dem, was in dem Contract nicht speciell aufgeführt ist.

Er erklärte dennoch fest, bei dem Contracte stehen zu bleiben, indem er äußerte, über den Umfang seiner Verpflichtungen gehörig belehrt zu seyn und sich selbst unterrichtet zu haben.

Hiernächſt wurde das Protocoll geſchloſſen, vorgeleſen, genehmiget und unterzeichnet.

(Unterſchriften.)

Freilich mag es Demjenigen, welcher ſeine Güter ganz bezahlt hat, leicht ſeyn, ſich von den alten Bauern zu trennen und neue anzuſiedeln. Aber wie wenig Grundherren finden ſich in dieſer glücklichen Lage! Darum ſtimmt die Mehrzahl dem bei, was der geiſtreiche Fürſt von Muskau über die fraglichen Verhältniſſe ſagt.

Ich eilte dieſem Univerſalgenie nach Griechenland nach, rollte die herrliche Straße von Trenſchin, die Wag entlang, herab über Tyrnau nach Preßburg, wo ich mich auf dem Dampfboot einſchiffte und bald Peſth erreichte. Von dort eilte ich an den fruchtbaren Ufern des Neuſiedler- und Platten-Sees vorüber nach Trieſt. Hier ließ ich meinen Wagen und beſtieg das Dampfſchiff, das mich an Hellas längſt erſehntes Geſtade bringen ſollte.

Nicht minder intereſſant als der Punkt auf dem Wege von Bologna nach Florenz bei Pietra mala, wo man auf der Höhe der

Apeninnen zu gleicher Zeit das adriatiſche und das Mittelmeer in blauer Ferne entdeckt, waren für mich die Anſichten von dem Dampfboote aus, indem ſich meinem Blicke rechts die Küſten der Romagna und links die von Dalmatien auf einmal darboten.

Mit ſchwerem Herzen fuhr ich bei Spalatro, Raguſa und Cattaro vorbei, ich hätte die drei Punkte ſo gern geſehen; allein ich mußte dieſe Hoffnung für die Rückreiſe vorbehalten. Doch als die Felſen von Ithaka dem Meere entſtiegen, wäre ich am liebſten in die Wellen hinabgeſtürzt, um ſchwimmend das Reich des vielerfahrenen Ulyſſes zu betreten. Auch dieſem theuren Lande meiner Jugendträume mußte ich bald den Rücken kehren; dafür hatte ich das Vergnügen, den Zwitterſtaat der ſieben Inſeln die Revue paſſiren zu laſſen, und bald ſahen wir die Felſenufer des Peloponnes aus dem Meere hervorragen.

VIII.

Athen.

Endlich war ich so glücklich, im Hafen von Athen den geheiligten Boden Griechenlands zu betreten. Hätte ich das Genie des berühmten Landschaftmalers und Landschaftmachers, des trefflichen Fürsten von Pückler-Muskau, so würde ich die herrlichen Felsenufer des Peloponneses beschreiben, an welchen ich längs der Küste hinfuhr. Bei dem Mangel eines solchen eminenten Talents muß ich mich damit begnügen, meinem Grundsatz getreu, mehr den Zustand der Gesellschaft, als interessante Naturscenen zu schildern.

Ich tröste mich damit, daß meine Leser die herrlichen Ansichten der griechischen Küsten durch die Menge jetzt verbreiteter Kupfer- und

Stahlstiche besser kennen lernen werden, als aus einer noch so malerischen und wortreichen Beschreibung. Auch, scheint es mir, leben wir in einem so praktischen Zeitalter, daß durch Lectüre weniger Zeitvertreib und Lebensgenuß gesucht werde, als Belehrung über das Schwerste im Leben, — die Kunst zu leben. Diese aber lernt man nur im Umgange mit Menschen und in der Bekanntschaft mit ihren Verhältnissen kennen.

Darum suchte ich vor Allem mich in der Hauptstadt des neuen griechischen Königreichs genauer zu orientiren. Da man diesen Zweck stets nur von den höchsten Punkten aus sicher erreichen kann, so eilte ich, mich bei dem Erz-Staatskanzler, dem Grafen v. Armansperg, anmelden zu lassen. Die Zwischenzeit, bis ich Antwort erhielt, benützte ich, um die Akropolis zu besteigen und den schönsten Theil des Königreichs zu übersehen. Kein Punkt von Griechenland konnte sich besser zu der neuen Residenz eignen, als Athen: denn von hier aus erreicht das Auge den Piräus sammt den zwei andern alten Häfen, die große Mauer,

Salamis und Aegina, das Odeon, die Stoa, das Parthenon mit den Propyläen, den Areopag und den Pnyx. Mit einem Blick erschaute ich ferner die Akademie, Kolonos, den heiligen Weg nach Eleusis und Akrokorinth, nicht weit davon das Prytaneum, die Quellen der Kallirhoe und das Stadium überragt von dem Parnaß, dem Pentelikon und dem Hymettus; noch sah ich die Ueberreste vom Gefängnisse des Sokrates, des Theseustempels, des Grabmals von Perikles, des Tempels der Winde, des Denkmals von Lysikrates, der sogenannten Laterne des Diogenes, die Pforte Hadrians, das Theater des Bacchus, die kolossalen Säulen vom Tempel des olympischen Jupiter, u. s. w.

Bei jedem Schritte stößt man auf die herrlichsten Ueberbleibsel aus dem classischen Alterthum. In der Nähe liegt auch das Schlachtfeld von Marathon; kurz, jeder Blick in die Nähe und Ferne erweckt die großartigsten Erinnerungen an die glänzendste Zeit der berühmten Weltstadt mit ihren großen Männern: an Demosthenes, Aristides, Perikles, an Miltiades u. s. w., an attische Cultur,

Wiſſenſchaft und Künſte, und die Großthaten ſeiner Helden.

Man hatte hier kaum eine Wahl rückſichtlich der neuen Reſidenz: denn, wenn auch für Korinth angeführt wurde, daß es mehr in der Mitte des heutigen Königreichs Griechenland liege,

bimarisve Corinthus,

ſo wird doch Jeder Athen vorziehen, ſelbſt wenn man ſich durch die Nähe des Parnaſſes, des Kithäron, des Geranion und des Helikon noch ſo ſehr angezogen fühlt, und geſtehen muß, daß Korinth in einer der großartigſten Gegenden der Welt angelegt worden iſt. Manche hatten Tripolitza oder Argos in Vorſchlag gebracht; aber nur aus perſönlichen Rückſichten, ſo wie Kolettis das ebenfalls nicht unwichtige Megara. Aber Graf v. Armansperg hat, wenn er anders die Augen öffnen will, einen ſo ſichern Blick, daß er ſich nicht täuſchen ließ; er hat die glücklichſte Wahl getroffen. Welcher Monarch der Welt beſitzt eine ſolche Reſidenz? Was iſt dagegen das unbedeutende, unbekannte Ufer der Themſe?

das der nur ſchlecht berüchtigten Seine? das der eiſigen Newa? ſelbſt das ſchöne Ufer der Donau bei Wien? und gar erſt die im Sande matt dahin ſchleichende Spree? Was ſind alle die andern Reſidenzen mit ihren Erinnerungen? Mit Athen darf ſich keine der andern Hauptſtädte der Welt vergleichen!

Dem großen Staatsmann, in deſſen Hauſe ich die beſte Geſellſchaft des Königreichs fand (namentlich zeichnen ſich die weiblichen Mitglieder der Familie durch Schönheit, Geiſt und Anmuth auf die entſchiedenſte Weiſe aus), verdankt Athen ſehr viel. Im Herbſt 1833 entſchloß er ſich, Athen zur Reſidenz zu erheben; er genehmigte einen von den Architekten Kleanthes, Schaubert und dem öſterreichiſchen Conſul Gropius entworfenen Plan der neuen Stadt, und ließ den Weg von Athen nach dem Pnyx anlegen. Allein im Jahr 1834 fand es ſich, daß der Plan für das kleine Königreich nach zu koloſſalem Maßſtab angelegt war; ſo hatte man unter Anderem die neue Kirche um 80 Fuß länger projectirt, als der erſte Tempel der Chriſtenheit, die

Peterskirche in Rom. Graf v. Armansperg hatte die Sache durch den Generalconservator der Antiquitäten von Griechenland, Weißenburg, an Ort und Stelle untersuchen lassen. Der Plan der neuen Stadt wurde zwar später von dem bayerischen Baumeister Herrn v. Klenze corrigirt, allein derselbe ist dadurch nicht viel besser geworden, was sich wohl voraus sehen ließ, da Herr v. Klenze bekanntlich ein sehr unglücklicher Stadtanleger ist. Merkwürdig — ein Baumeister ist geadelt worden! — War Michel Angelo ein Edelmann und Wreen? Doch vielleicht hob man ihn deßhalb in Adelstand, weil man den Baumeister des Straßburger Münsters, Erwin von Steinbach, für einen Edelmann hielt. Dies ist jedoch keineswegs der Fall gewesen, sondern der gute Erwin war aus dem Dorfe Steinbach, so wie etwa der heutzutage so viel Aufsehen machende Dichter Hoffmann aus Fallersleben.

Graf Armansperg mußte wegen Anlegung der Residenz große Schwierigkeiten überwinden. Denn obwohl er Präsident der Regentschaft war, und alles Gute und Schöne von ihm

allein ausgegangen ist, so hatte er dennoch zwei Collegen zu besiegen, welche mit ihm das gleiche Stimmenrecht theilten. Diese wollten die Uebersiedlung von Nauplia nach Athen dem Zeitpunkte vorbehalten, wo der König Otto die Regierung selbstständig übernehmen würde, nämlich dem ersten Juni 1835, lediglich um ein paar Millionen zu ersparen. Eine solche Sparsamkeit scheint mir ganz unzeitig, da die Anleihe der drei großen Schutzmächte von Griechenland noch nicht erschöpft war. Ueberhaupt haben ja die Gewalthaber jetzt nicht mehr so ängstliche Rücksichten zu nehmen, wo das Geld herkommen soll, als sonst, seitdem Staatsanleihen mit so großer Leichtigkeit gemacht werden können.

Uebrigens — wenn auch in diesem Falle das Anleihesystem dem Ansehen des Grafen von Armansperg wohl zu statten kam — so ist doch gerade darin die Ursache von dem gesunkenen Einfluß des Adels zu suchen.

Wenn sonst ein König seine Tochter ausstatten wollte, mußte er seine Großen um ein Geschenk ersuchen; wenn ein Krieg

angefangen werden ſollte, mußte der Adel um eine Beiſteuer an Geld gebeten werden, und Herzog Friedrich von Liegnitz mußte ſogar ſeine Stände um das erforderliche Geld bitten, um ſich ein neues ſammtenes Wamms machen zu laſſen.

Jetzt wird das zu allen Unternehmungen der Monarchen erforderliche Geld als eine Anleihe negocirt, und es bleibt dann dem Lande überlaſſen, für die Verzinſung zu ſorgen. Seit Erfindung dieſes Syſtems, große Maſſen Geldes ſchnell herbei zu ſchaffen, iſt der Adel um allen Einfluß gekommen; eine neue Ariſtokratie trat an ſeine Stelle, die der Banquiers und Capitaliſten. Daher aller Unſegen. Dieſer Richtung des Zeitgeiſtes muß mit aller Macht entgegen gearbeitet werden, damit die gute alte Zeit wiederkehre! Zum Glück iſt hier im Süden von Europa ein neuer Staat durch einen wahren Edelmann, den jetzigen Erz-Staatskanzler, geſtiftet worden; er weiß ſehr wohl der Unbill des Zeitgeiſtes zu begegnen, und ſeine Schöpfung wird ſicherlich dem andern Europa vorleuchten.

Graf Armansperg war in der glücklichen

Lage, gleichsam eine **Tabula rasa** vorzufinden. Er hatte mit nichts Bestehendem zu kämpfen, sondern konnte den gesammten Zustand der Gesellschaft beinahe durchaus neu gestalten. Ein Glück, das selten einem Staatsmanne zu Theil wird! Fürst Metternich, der große Beschützer der Rechte des Adels, auf den jeder Edelmann im gesammten Europa voll Hoffnung blickt, kann nicht so viel Erpreisliches für die Sache unseres Standes thun, als er wohl selbst wünschte. Hier stellt sich ihm entgegen der Reichthum vieler Bürgerlichen, welche in den geselligen Verhältnissen schon ein eben so großes Ansehen erworben haben, als der Adel; dort ist er durch die bestehende Gesetzgebung über die Rechte der Unterthanen gegen den Adel gehemmt; dort wieder durch andere Verhältnisse, die dem leidigen Zeitgeist ein Terrain eingeräumt haben, das ihm nicht mehr streitig gemacht werden kann.

In Griechenland war nichts mehr abzuschaffen, sondern nur zu erbauen. Das ganze Land glich bei der Ankunft des Grafen Armansperg einer Einöde. Er sah nur nackte kahle

Felsen, unbebautes Land, die Fruchtbäume selbst niedergehauen, keine Brücken und Straßen; nirgends Handel und Industrie. Hier fanden sich also die gefährlichsten Feinde des Adels nicht vor, die Kaufleute, Fabrikanten und Banquiers: ganz neue Standesverhältnisse konnten geschaffen werden. Denn die vorhandenen Bewohner lebten entweder in Höhlen oder in elenden Hütten, welche von Lehm oder von einzelnen übereinander gelegten Stämmen erbaut waren. Beinahe alle frühere Städte und Dörfer lagen in Ruinen. Athen hatte vor dem Ausbruch der Revolution 3000 Häuser, Graf v. Armansperg fand davon nur 300 vor.

Nicht unrühmlich war der Freiheitskampf von den Griechen geführt worden: dennoch fand der Erz-Staatskanzler das Land in seiner tiefsten Erniedrigung, was auch nicht zu verwundern ist; denn es existirte in Griechenland eigentlich kein Adel, und ohne Adel kann kein Staat bestehen, wie sogar Napoleon anerkannt hat, dessen Urtheil selbst vor dem Richterstuhle des Zeitgeistes besteht.

Zwar gab es durch ganz Griechenland, auf

der Halbinsel Morea, wie auf dem Festlande und auf den Inseln des Archipels, stets und überall Männer von Einfluß. Wer als Anführer von Räubern oder von Matrosen sich auszeichnete, oder wer ein bedeutendes Vermögen besaß, erlangte Ansehen; man nannte solche Männer Primaten. Die Einen unterhielten als Capitäns ihre Palikaren, die ihnen freiwillig für Sold oder Beute dienten. Die Seehelden besaßen ihre Schiffe, meist mit ihren Verwandten bemannt, und die andern reichen Leute hatten ihre abhängigen Pächter oder Schuldner zu Vasallen. Allein dieser Einfluß war an keinen Stand gebunden, und Jeder konnte ihn erwerben. Mithin gab es keinen Adel: denn nur ein geschlossener Stand kann ein wahrer Stand genannt werden.

Der Sohn des griechischen Primaten war nicht geborner Primat. Denn wenn auch unter den Mainotten, den Nachkommen der alten Spartaner, bisweilen der Sohn eines Capitäns seinem Vater in der Würde folgte, so geschah das nicht, weil er ein ausschließliches, auch auf den Gebrechlichen übergehendes Recht dazu

besaß, sondern weil er schon bei Lebzeiten des Vaters gleich diesem großen Muth gezeigt, und sich durch Klugheit und Tapferkeit ausgezeichnet hatte; oder weil sein Vermögen ihn in den Stand setzte, seinen Palikaren den Sold fürder zu zahlen. Daß der Sohn des Schiffs-Capitäns den Befehl nach seinem Vater führte, beruhte auch nicht auf dem angebornen Recht, sondern darauf, weil er das Schiff von seinem Vater geerbt hatte. Darum führte auch während der Minderjährigkeit des Schiffseigenthümers der Vormund den Befehl.

Nur auf den sieben jonischen Inseln hat sich ein Adel ausgebildet, weil selbige lange Zeit unter der Herrschaft des venetianischen Adels gestanden sind. Daher die Grafen Capo d'Istrias, welche aber leider ihre hohe adelige Geburt dadurch befleckten, daß sie meist Aerzte wurden, welches ignoble Metier auch der bekannte Regent von Griechenland vorher ausgeübt hat.

Die türkische Regierung ließ natürlich gar keinen Adel aufkommen, denn dort ist Jeder dem Andern gleich. Der gemeine Soldat konnte

stets die höchsten Reichswürden erlangen; die Kinder des Großveziers haben keineswegs mehr Rechte als die andern Unterthanen des Großsultans. Dennoch hat sich in Constantinopel noch eine Art von griechischem Adel erhalten.

In Stambul wohnten nämlich mehrere vornehme griechische Familien, die nach dem Untergange des griechischen Kaiserthums durch ihre Geschmeidigkeit, ohnerachtet der türkischen Verfolgungswuth, stets ein gewisses Ansehen sich zu bewahren wußten. Aus ihnen wurden die Hospodars der Moldau und Wallachei genommen. Die Söhne derselben, wenn sie auch nicht zur Regierung kamen, behielten dennoch ganz unrechtmäßiger Weise den Fürstentitel bei, oder usurpirten ihn vielmehr. Sie konnten denselben jedoch nur in den christlichen Staaten geltend machen, wo man leichtgläubig genug jeden Titel eines Abenteurers anerkennt; in der Türkei durften sie es nicht wagen, sich jene großtönenden Namen beizulegen. Und so ergab sich die sonderbare Thatsache, daß Titel von fremden Staaten anerkannt und in den deutschen Zeitungen bis zum Eckel wiederholt

wurden, welche von demjenigen Monarchen, der sie allein geben konnte und von dem man fälschlich glaubte, daß er sie wirklich verliehen habe, untersagt und streng bestraft worden wären. Solchen Ursprung haben die Fürsten Maurocordato, die Fürsten Ypsilanti, Morusi, Stourza und andere mehr. Diese vornehmen Griechen, welche im Phanar, dem Faubourg St. Honoré von Constantinopel, wohnen, heißen daher Phanarioten. Viele aus ihrer Mitte waren dem Aufstande der Griechen im Peloponnes beigetreten, nachdem sie vergeblich versucht hatten, sich in der Moldau und Wallachei einen ihren Standesansichten mehr entsprechenden Wirkungskreis zu verschaffen. Bei ihnen bildete sich die erste Idee, in dem jetzt befreiten Griechenland eine wirkliche Verschiedenheit der Stände, mit einem erblichen Adel an der Spitze, einzuführen. Doch waren nur sehr schwache Elemente dazu vorhanden, wie es denn in einem Lande, wo bisher nur Geld und Macht gegolten hatte, nicht anders seyn konnte.

Es versteht sich von selbst, daß der Erz-Staatskanzler gleich bei dem Antritte seiner

Verwaltung mit den in Griechenland anwesenden Phanarioten gemeinschaftliche Sache machte. Denn diese waren ja Männer von europäischem Tone, von geselliger Bildung, die meist französisch sprachen und daher auch in den hochgebildeten Cirkeln der Frau Gräfin v. Armansperg Zutritt finden konnten. Ueberhaupt zeigte der Erz-Staatskanzler bald seiner innern und äußern Natur nach sehr viele Aehnlichkeit mit diesem phanariotischen Adel, so daß viele Griechen ihn auch deßhalb den bayerischen Erz-Phanarioten nannten. Es ist daher kein Wunder, wenn er sich von ihnen angezogen fühlte, und wenn bald ein engeres Anschließen daraus erfolgte. Allein leider zählten sie zu wenige Mitglieder, um sofort aus ihnen einen adeligen Stand constituiren zu können. Dies ist auch der Grund, warum Graf v. Armansperg noch keine Constitution für Griechenland proclamirt hat. Nach dem Briefe des bayerischen Ministers v. Gise an Tricupi, vom 31. Juli 1832, sollte die Regentschaft von Griechenland sofort nach ihrer Ankunft eine General-Versammlung zusammenberufen, um

eine Conſtitution zu entwerfen. Was wäre aber dies für eine Verſammlung geworden, die ohne einen hinreichend zahlreichen Adel zuſammentreten mußte?! Graf v. Armansperg hatte ganz Recht, mit ſeinem Projecte noch ſo lange zu zögern, bis ſich nach und nach die phanariotiſche Ariſtokratie zuſammengefunden habe, oder bis der neue Adel aus andern Staaten recrutirt worden wäre, nach der Art etwa, wie Friedrich der Große ſeine adeligen Offiziere aus Savoyen und Polen rekrutirte.

Potestne in tam diversis mentibus pax aut amicitia esse?

Sallust.

IX.

Die Regentſchaft Griechenlands.

Während der Minderjährigkeit des Königs Otto von Griechenland mußte eine Regentſchaft angeordnet werden, deren Geſchäfte jetzt, nachdem ſie unlängſt aufgehört hat, das Hauptthema der Unterhaltung in den Salons des Grafen und der Gräfin v. Armansperg bilden. Statt dem müßigen Leſer zu erzählen, welchen Eindruck eine Felſenſchlucht, eine grüne Wieſe oder eine Bergkette auf den Verfaſſer gemacht hat, wofür der Verleger oft das Honorar von einem ganzen Bogen bezahlen muß, glaube ich beſſer für die Lernbegierde zu ſorgen, wenn ich mittheile, welche Aufſchlüſſe ich in Athen über dieſe, für die Geſchichte überhaupt ſo wichtige Epoche erhalten habe, und welche Anſichten darüber ich hier vorfand.

Von dem griechiſchen Adel in Conſtantinopel war der Aufſtand der Griechen zuerſt ausgegangen. Die Moldau und Wallachei haben im Ganzen dieſelben Inſtitutionen wie die übrigen ſlaviſchen Länder. Dort gibt es einen landſäſſigen Adel und Unterthanen.

Losreißung beider Provinzen von der Herrſchaft der Türken konnte kein der Ruhe Europa's nachtheiliges Element hervorrufen. — Mochte Souverän von dieſen Ländern werden wer da wollte, nannte er ſich König oder Kaiſer, ſo war damit dem Zeitgeiſt doch kein weiterer Vorſchub gethan. Das wirkliche Griechenland ſollte dann, nach jenen Provinzen gemodelt, dieſelben Inſtitutionen annehmen.

Als aber die Türken gegen die Verbindung des griechiſchen Adels in der Moldau und Wallachei eine ſo unerwartete Kraft entwickelten, daß der Gedanke an das Gelingen der Befreiung jener Provinzen aufgegeben werden mußte, blieb nur noch das heutige Königreich Griechenland übrig. Hier aber waren die Verhältniſſe ganz anderer Natur. Hier beſtanden keine, den im übrigen Europa exiſtirenden

analoge Institutionen, sondern der Aufstand war lediglich demagogischer Natur: denn es fehlte gänzlich an einem Adel. Der berühmte Lenker des neuern Europa, Fürst Metternich und sein System, konnte einen solchen Aufstand nicht billigen. So viel Anklang der Aufstand des Adels diesseits des Balkans gefunden hatte, so wenig durfte die Bewegung im eigentlichen Hellas unterstützt werden. Daher die Verhaftung Ypsilantis, als er den dortigen Aufstand nach dem demokratischen Griechenland verpflanzen wollte.

Viele verkannten damals den großen Geist jenes erlauchten Staatsmannes; aber sie hatten über dem Interesse an dem classischen Boden und den christlichen Mitbrüdern die Standesverhältnisse des Adels außer Acht gelassen. Er durchschaute die Verhältnisse vollkommen und wußte, wie nachtheilig es für die Ruhe Europa's gewesen wäre, einen neuen Staat entstehen zu lassen, der sich lediglich auf demagogische Institutionen basirte.

Doch die englischen Tories gaben damals aus Schwäche der allgemeinen Stimme nach,

welche sich zu Gunsten der unterdrückten Griechen erhob, und die Bourbons suchten sich durch die gleiche Concession in Frankreich populär zu machen; so geschah es, daß sie mit England gemeinschaftlich den seit 1821 dauernden Kampf der Griechen zu beendigen suchten und zwar in dem Augenblicke, als diese beinahe ganz unterlegen waren. Auch der König von Bayern, der noch von der Universität Göttingen her so mancher bürgerlichen Ansicht huldigte, nahm öffentlich Partei für die Griechen, was zwar seinem Herzen und classisch gebildeten Geiste Ehre macht, aber zugleich auch beweist, daß er an den Rechten des Adels kein wahres Interesse nimmt. Durch solche antiadeligen Prinzipien entstand die Intervention zu Gunsten Griechenlands.

Der erste Vertrag zu diesem Zwecke war der vom 6. Juli 1827, kraft dessen Griechenland zwar der Pforte tributbar bleiben, aber von besonderen Beamten regiert werden sollte. Der Sultan weigerte sich, diesen Vertrag einzugehen, und während hierüber unterhandelt wurde, gab ein unglückliches Ereigniß,

wie Wellington sich ausdrückte die Schlacht von Navarin (gefochten am 8. October 1827), der Sache eine andere Gestalt. Als Ibrahim Pascha auch nachher noch Morea nicht gutwillig räumen wollte, indem er vorschützte, daß er es ohne ausdrücklichen Befehl des Sultans nicht thun dürfe, schickten die Franzosen ein Armeecorps von 15,000 Mann unter den Befehlen des Marschals Maison nach Griechenland, worauf Ibrahim das Land verließ, welches jetzt vom Feinde befreit war.

Schon im Januar 1828 ward der Graf von Capo d'Istrias als der erste Chef der Griechen von den vermittelnden Großmächten anerkannt.

Durch einen weitern Vertrag vom 22. März 1829 setzten ebendieselben zu London fest, daß Griechenland, wenn auch unter türkischer Oberherrlichkeit, doch seine eigene Verwaltung haben sollte. Unterdeß war ein National-Congreß zu Argos zusammengetreten, welcher auch von den Großmächten anerkannt ward. Nach den Siegen der Russen unterwarf sich endlich die Pforte am 9. September 1829 den von den

Vermittlern zu treffenden Bestimmungen, welche am 3. Februar 1830 dahin ausgesprochen wurden: daß Griechenland eine erbliche Souveränetät seyn sollte. Die Türken wurden durch Geld entschädigt und entsagten ihrer Oberherrlichkeit.

Der bald darauf von den vermittelnden Mächten zum souveränen Fürsten von Griechenland erwählte Prinz von Sachsen-Coburg entsagte schon am 1. Juni 1830; der Sohn des Königs von Bayern ward hierauf erkoren, und Griechenland am 7. Mai 1832 durch einen Staatsvertrag als Königreich constituirt. Am 8. August 1832 wurde diese Wahl von dem National-Congreß zu Pronia angenommen und bestätigt. Doch der König war noch minderjährig, und es mußte daher eine Regentschaft für denselben angeordnet werden, was unter dem 30. September 1832 erfolgte. Allein da Letztere ohne Geld und Soldaten nichts unternehmen konnte, das neue Königreich aber von Beidem entblößt war, so that es noth, erst für diese unumgänglichen Bedürfnisse zu sorgen, ehe die Wirksamkeit der Regentschaft beginnen konnte.

Mit Truppen half der König von Bayern aus, mit Geld die vermittelnden Großmächte und die neue Aristokratie der Banquiers. Allein nun entstand die Frage: ob man den König Otto gleich mitnehmen, oder bis zu seiner Volljährigkeit in München lassen sollte. Graf v. Armansperg, den der König zum Präsidenten der Regentschaft ernannt hatte, war natürlich der Meinung, daß der Souverän sofort selbst von seinem neuen Königreiche Besitz nehmen müsse. Wäre er entfernt geblieben, so konnte er in einem, dem System des Grafen Erzkanzlers ganz entgegengesetzten Princip erzogen werden, und mit dem 1. Juni 1835, wo er die Zügel der Regierung selbst ergreifen sollte, vielleicht von ganz andern Grundsätzen ausgehen.

So reiste denn König Otto am 10. December 1832 mit der Regentschaft ab. Das Personal derselben bestand zuvörderst aus dem jetzigen Erz-Staatskanzler, dem Grafen v. Armansperg, einem hochgebornen Herrn, der schon frühe in wichtigen Staatsgeschäften Erfahrungen gemacht hatte. Unter Anderm war er

Mitglied der proviſoriſchen öſterreich-bayriſchen Verwaltung des Gouvernements vom Oberrhein geweſen, welches zuerſt in Kreuznach, ſodann in Worms ſeinen Sitz hatte. Graf v. Armansperg war gerade der Mann dazu, einen Monarchen zu repräſentiren; nicht minder zeigte ſich die Gräfin der großen Aufgabe gewachſen, den im Tone der feinen Welt ganz unerfahrenen Hellenen die ſo höchſt nothwendigen Geſetze des Anſtands und der Sitte zu geben! Sein Freund, der Herr v. Kobell, unterſtützte ihn in München bei den erſten nothwendigen Arrangements vor ſeiner Abreiſe.

Dieſe konnte deßhalb nicht früher erfolgen, weil Alles, was zur Repräſentation der königlichen Würde nothwendig war, erſt angeſchafft werden mußte, ja ſelbſt Alles, was zur erſten nöthigen Einrichtung gehörte, als: Wagen, Pferde, Flügel, Stühle u. ſ. w. Denn in Griechenland war von Alle dem nichts vorhanden; mußte doch ſogar der Tapezierer für den gräflichen Palaſt aus München über Marſeille nach Nauplia geſchickt werden. Ohne eine ſolche Ausſtaffirung würde der Präſident

der Regentschaft eine schlechte Figur gemacht haben. Das Figuriren konnte aber Graf v. Armansperg als Altadeliger keinem der beiden übrigen neugeadelten Regentschafts-Mitglieder überlassen. Er nahm daher die Repräsentation ganz in Anspruch, wobei ihn seine liebenswürdige Familie zur Zufriedenheit Aller unterstützte. Die Regierungsgeschäfte übergab er gern seinen Collegen, da er wußte, daß sie das gehörige Talent, die nöthige Fähigkeit und den guten Willen dazu besaßen, und daher dieselben trefflich besorgen würden.

Außer seinem Gehalt erhielt daher der Präsident der Regentschaft noch bedeutende Tafelgelder, damit die Griechen gleich von Anfang an einen richtigen Begriff von der königlichen Würde bekommen möchten. Dies hatte den besten Erfolg: bald stand selbst die Gräfin bei den erstaunten Griechen in solchem Ansehen, daß sie gewöhnlich: Königin-Mutter genannt ward!

Die beiden andern Mitglieder der Regentschaft waren der bayerische Staatsrath v. Maurer und der General v. Heideck. Der Erstere,

urſprünglich ein bloßer Bürgerlicher, ein bloßer Profeſſor, hatte es in Folge der in Süd-Deutſchland leider eingeriſſenen Sitte, bei Beſetzung von Staatsämtern nicht auf die Geburt, ſondern auf Talent zu ſehen, bis zum Staatsrath, ja ſogar zum lebenslänglichen Reichsrath gebracht. Ein Glück iſt es noch zu nennen, daß man in jenen Gegenden auf der andern Seite die Mißgriffe wenigſtens in ſofern wieder gut zu machen oder zu mildern ſucht, als man ſolche aus dem Staube emporgehobene Leute adelt. Freilich kann man hiemit doch den wahren Adel nicht mittheilen, denn derſelbe wird nur durch die Geburt eingeſogen, weßhalb ſich die Sitte erhalten hat, wenigſtens noch bei Damen zu fragen, was ſie für Geborne ſeyen. Die Kraft der Geburt läßt ſich nicht ableugnen.

Der neugeadelte Herr v. Maurer war früher ein ſehr angenehmer Student, da ihn die Natur weder geiſtig noch körperlich vernachläßigt hatte, er war dann ein gelehrter und beliebter Profeſſor, er war noch ſpäter ein ſehr brauchbarer und tüchtiger Staatsbeamter geweſen; allein es fehlte ihm Etwas: er war

kein geborner Edelmann. Er glaubte genug gethan zu haben, wenn er sein Gewissen wahrte und dem Willen seines Königs gemäß handelte; aber von den Rücksichten, welche der Adel in Beziehung auf seinen Stand nehmen muß, hatte er keine Idee.

Nach ihm bedurfte Griechenland keines Adels, darum war er gegen eine Constitution. Graf v. Armansperg aber, der wohl wußte, was ihm als altem Edelmann gebühre, wünschte eine Constitution, versteht sich eine solche, die auf Standesvorrechte eines Adels gegründet wäre. Es fand sich daher bald, daß v. Maurer als ein Serviler bekannt, Graf Armansperg aber als ein Freund der Constitution gepriesen wurde. Daß die Meisten der Griechen in ihrer Kurzsichtigkeit über die Tendenz der künftigen Constitution nicht im Klaren waren, ist natürlich. Der kluge Diplomat ließ daher die Menge bei ihrer vorgefaßten Meinung und Neigung zu Gunsten einer Constitution. Der geborne Bürgerliche hingegen predigte, daß der unbeschränkte Monarch lange nicht so viel Böses thun könne, als eine Menge unbeschränkter

Bevorrechteten. Der Erfolg war natürlich der, daß Graf v. Armansperg für einen Liberalen, und Herr v. Maurer für einen Aristokraten ausgeschrien wurden.

Das dritte Mitglied der Regentschaft, General v. Heideck, von dessen Adel mir nicht viel bekannt geworden, hatte sich als Soldat, und besonders in dem Freiheitskampfe der Griechen, sehr vortheilhaft ausgezeichnet. Dennoch scheint auch er nicht dem ausgezeichneten Präsidenten an die Seite gesetzt werden zu dürfen. Ich habe es nicht selbst mit angehört, aber man sagt, die Gräfin v. Armansperg, die geistreiche Frau, welcher wohl ein Urtheil darüber zusteht, habe die beiden Regentschaftsmitglieder nur als Gehülfen ihres Mannes betrachtet und sie Rempliffage genannt, indem ja nur er allein im Stande wäre, Figur zu machen, und auf's Figuriren, fügte sie hold lächelnd hinzu, käme in einem Lande, wie Griechenland, Alles an. Arbeiten, äußerte die erhabene Frau oft, könne jeder arme Tropf, aber im Salon zu repräsentiren verstehe nur der Vornehme, Adelige von Geburt. Wahrlich,

eine große Gesinnung! und ich hoffe, die Griechen werden solche Lehren ordentlich benutzen.

Die collegialische Form der regentschaftlichen Verwaltung schien dem Grafen später ein wahres Unglück, denn obgleich er sich Anfangs in dem Charakter eines figurirenden Präsidenten gefiel und sich dabei hinreichend geehrt und bezahlt glaubte, sah er doch bald ein, daß es bei den scharfsinnigen Griechen nicht genug ist, den Figuranten im Salon zu machen, sondern, daß er, um Wirkung hervor zu bringen, auch vorgeben müsse, alle Arbeiten gingen von ihm aus. Dieses war aber bei einer solchen Einrichtung, die den Griechen nicht unbekannt blieb, schwer zu bewerkstelligen, da seine selbständigen Collegen auch nur ein Schein-Uebergewicht ihres Schein-Präsidenten nie zugegeben haben würden. Der Graf griff daher zu einem Mittel, das seiner Schlauheit Ehre macht. Er selbst und in seinem Auftrag auch seine Freunde suchten auszusprengen, daß er durch jene unglückliche Form der Regentschaft an der Ausführung seiner geistreichen Conceptionen verhindert und überstimmt würde.

Doch ginge alles Gute, was bisher vollbracht worden und sich des Beifalls des griechischen Volks erfreue, von ihm aus und sey sein alleiniges Werk; alle Gegenstände der Beschwerde aber müßten seinen Collegen zugerechnet werden, welche solche gegen seinen Willen durch Stimmenmehrheit durchsetzten. Die List gelang, er fand Glauben bei vielen Leichtgläubigen.

Diesem Plane gemäß hatte der Präsident die Gewandtheit bei den collegialischen Discussionen, sobald er merkte, daß die Majorität der Stimmen gegen ihn seyn würde, sich sogleich für die Meinung seiner Gegner zu erklären, wodurch er seine Collegen täuschte, indem er sie dadurch glauben machte, er sey in Allem mit ihnen einverstanden. Auch war er so klug, die Schritte, wozu er von der unglücklichen Majorität, nach seinem Vorgeben, genöthigt worden, confidentiell gegen die in Nauplia anwesenden Diplomaten zu desavouiren, wodurch er das Odium allein auf die beiden andern Regentschaftsmitglieder zu werfen hoffte. Auch die Frau Gräfin bot ihren mächtigen Geist und ihre ganze Liebenswürdigkeit

auf, ihrem Gemahl in diesen Machinationen behülflich zu seyn, und bei ihrem bekannten diplomatischen Talent und feinen Betragen gelang es ihr auch, Manchen zu bekehren; besonders verstand sie sich viel Anhang unter den deutschen Offizieren zu verschaffen, da diese ihrer überzeugenden Beredsamkeit selten widerstehen konnten.

Die Regentschaft hatte sich am 10. December 1832 von München auf den Weg nach Griechenland begeben, und am 6. Februar 1833 war sie mit dem König in Nauplia eingezogen. Ein Jahr lang trug der Graf v. Armansperg die Calamität der traurigen Collegenschaft; da er sich endlich außer Stande gesetzt sah, alles das Gute zu vollenden, das er beabsichtigte, veranstaltete er zuerst, mit Hülfe des Dr. Franz, die bekannte Kolokotronische Conspiration, durch welche er leider seinen Collegen gegenüber dergestalt compromittirt ward, daß seine Lage unhaltbar wurde. Da der Aufstand durch die Energie seiner Collegen gänzlich mißlang, so sah sich der Graf genöthigt, die Majorität durch Abberufung des

Mitregenten v. Maurer zu ſprengen, welcher am 31. Juli 1834 ausſchied. Letzterer Hauptſtreich gelang ihm durch weitgeſponnene Intriguen, wozu ihm vorzüglich der damals in Griechenland anweſende engliſche Miniſter Dawkins behülflich war, einer der ſchlechteſten Intriguanten, den je die engliſche Diplomatie hervorgebracht, und der überall, wo er noch war, Unglück hinbrachte.

X.

Auch ich war in Arkadien.

Das war ein sehr mühseliger Abstecher, den ich nach dem Innern von Morea und Arkadien gemacht habe. So gut als gar keine Wege, von Straßen ist gar nicht die Rede, und die Wirthshäuser, wenn man sich dieses Wortes bedienen darf (denn eigentlich gibt es gar keine), ohne alle Bequemlichkeit. Die Oelbäume sind meist abgehauen, die Corinthen-Pflanzungen und Weinberge größtentheils zerstört, die Dörfer verwüstet. Noch lange wird es dauern, bis der Same der Civilisation aufgeht, den die erste Zeit der regentschaftlichen Verwaltung hier ausgestreut hat, bis die Kämpfe und die Intriguen der verschiedenen Parteien ganz erloschen sind und das Land zur Ruhe kommen wird. Es ist wohl der Mühe werth,

diesen Parteikämpfen zu folgen, da sie den eigentlichen Nerv des griechischen Lebens bilden. Ich erstatte meinen Bericht von Korinth aus, wo ich eine ländliche Wohnung gefunden habe, im Angesicht des Helikon und des Parnasses.

Der Mangel eines Adels in dem heutigen Königreich Griechenland war hauptsächlich Schuld an der zahllosen Menge einzelner Parteien, welche durch keine große Interessen, wie in andern Ländern, zusammen gehalten wurden. Persönliche Zwecke leiteten alle Handlungen, und selbst bei den größten Bestrebungen gaben nur Privat-Rücksichten den Ausschlag: daher so oft Uebergang von einer Partei zur andern.

Hierin lag die Hauptschwierigkeit der Consolidirung des neuen griechischen Staates. Graf v. Armansperg begriff das einzige Mittel, die Pacification des unglücklichen Landes herbeizuführen. Er kannte das Zusammenhalten des Adels in den andern europäischen Staaten, besonders aber in Deutschland. Er hatte gesehen, wie während des Wiener Congresses

die Adelskaste mitten unter dem Streit der Monarchen über Seelen und Quadratmeilen sich kräftig ausbildete; wie nur der Adel einig war, während Fürsten und Diplomaten über die Rechte der Völker und der Kirche zerfielen. Keine größere Interessen können in einem Volke vorhanden seyn, als die des Adels, der auf einer hohen Idee, auf nichts Materiellem beruht. Während die neue Aristokratie dem goldnen Kalbe huldigt, erkennt jene edle Corporation nur die großen Bestrebungen der Ehre.

Die Reste des alten Adels in Griechenland mußten daher gesammelt, frische Kräfte von anderwärts her rekrutirt werden, um das neue Königreich Hellas zu pacificiren; denn auch das preußische Landrecht erkennt ja wohlbedächtig an, daß der Adel die erste Stütze des Staats ist, daß derselbe zu allen Ehrenstellen vorzugsweise berufen ist. Leider war die Mehrheit der Regentschafts-Mitglieder — welche nicht aus so altem Adel stammten, wie Graf v. Armansperg — nicht derselben Ansicht. Sie wollten alle Parteien dadurch verschmelzen, daß sie dem Monarchen treue Anhänger und

gehorsame Unterthanen verschafften, dabei sollte aber die Krone keine andere Gewalt neben der ihrigen dulden. Besonders war der ehemalige Gelehrte Herr v. Maurer gegen die Hervorrufung eines griechischen Adels; ganz entgegen der Theorie des großen Restaurators der Staatswissenschaft, Hrn. v. Haller, nach welchem der Adel zu der von Gott eingesetzten Weltordnung gehört. Maurer schloß sich daher obscuren Männern an, die nur durch persönliche Verdienste Ansehen erworben hatten, ohne von Familie zu seyn, wie Kolettis, Lazarus Conduriottis, Rizo Nerulos, Andreas Miaulis, Rigo Palamides u. s. w.

Wäre es so fortgegangen, so würde Europa das noch nie gesehene Schauspiel erlebt haben, eine unumschränkte Monarchie ohne einen Adel zu erhalten, eine wahre Türkei im civilisirten Europa. Das konnte ein so hellsehender Staatsmann, wie Graf v. Armansperg, nicht dulden; er bewirkte daher die Abberufung des genannten Herrn v. Maurer; indem nur nach Entfernung dieses Mannes allmählig im Interesse des Adels gehandelt werden

konnte, das in der gesammten Welt dasselbe ist. Schwere Krankheiten erfordern heroische Mittel; es müßten zuerst die verschiedenen Parteien gegen einander losgelassen werden, dann könne der Adel schon Gelegenheit finden, sich den erforderlichen Einfluß zu verschaffen, glaubte der Graf. Wirklich fingen nach Abberufung des Herrn v. Maurer die vorher so ziemlich beschwichtigten Parteien ihre Intriguen wieder an, und standen sich bald feindlicher gegenüber als jemals, da sie hierin vom Grafen Armansperg nicht nur begünstigt, sondern sogar dazu angereizt wurden.

Im Kampfe der Leidenschaften siegt aber stets der Besonnenste, und da der Adel überall mehr Welterfahrung und Gewandtheit besitzt, so wäre er auch gewiß siegreich aus diesem Kampfe hervorgegangen. Daran allein sieht man schon die richtige und geistreiche Conbination des großen Staatsmannes.

Solchen großen Conceptionen war Herr v. Maurer durchaus entgegen, und zwar, wie er selbst behauptet, aus dem einfachen Grunde, weil bis jetzt in Griechenland gar kein Adel

existire, und somit auch nicht siegen könne. Gegen solche Argumente läßt sich freilich nicht viel einwenden; allein der Graf mochte einmal nichts vom Verschmelzen der Parteien hören, noch weniger wollte die Frau Gräfin zugeben, daß ihre Partei, deren einzelne Glieder sie sehr liebte, verschmolzen würde, sondern Beide behaupteten, eine Partei müsse wechselseitig durch die andere bekämpft und besiegt werden. Der Schwächere, fügte die Frau Gräfin (deren Stimme in allen politischen Angelegenheiten sehr viel bei ihrem gräflichen Gemahle galt) endlich hinzu, wird immer dem Stärkeren Platz machen, bis zuletzt der Stärkste herankommt, und dieser ist mir der Willkommenste. Man kann nicht leugnen, daß dieses System großartig und im ächt adeligen Sinne ausgedacht ist, allein in einem Lande wie Hellas möchte die Ausführung einige Besorgnisse erregen; denn es hätte kommen können, daß nach gegenseitiger Besiegung der Parteien Graf Armansperg mit seiner Familie und seinem Anhang allein übrig geblieben wäre, und diese würde doch nicht zahlreich und potent

genug gewesen seyn, um das entvölkerte Griechenland wieder schnell zu bevölkern.

An Parteien fehlte es freilich in Griechenland nicht, auch standen sie sich als die feindseligsten Elemente gegenüber, und waren stets bereit, gegen einander loszubrechen, sobald es ihnen vortheilhaft schien. Ich will deren nur einige aufzählen; es gab Kybernitiker und Anti-Kybernitiker, Constitutionelle und Anti-Constitutionelle, Capo-d'Istrianer und Anti-Capo-d'Istrianer, Nappisten und Anti-Nappisten u. s. w. Weitere Parteien entsprangen aus dem damaligen Zustande der Gesellschaft, denn neben dem gänzlichen Mangel an Erziehung steht die größte Verbildung, neben den Grundsätzen des Zeitgeistes über Freiheit und Gleichheit der vollkommenste Zustand des Mittelalters, neben dem betriebsamen Ackerbauer herumziehende Nomaden mit ihren Heerden und Zelten, neben der größten Ehrlichkeit trifft man die vollkommenste Treulosigkeit, weßhalb auch Napoleon demjenigen von seinen Feinden, der ihn am meisten überlistet hatte, den Namen beilegte:

un fameux Grec.

Neben den größten Intriguanten ſtehen wahre Biedermänner, und neben Charakterloſigkeit und Charakterſchwäche die größten Charaktere und ein eiſerner Wille.

Da, wie ſchon erwähnt, kein großes Intereſſe dieſe verſchiedenen Charaktere zuſammenhielt, nämlich kein Adel, ſo bildeten ſich aus ihnen von Zeit zu Zeit bloß größere Maſſen, als eine ruſſiſche, engliſche und franzöſiſche Partei, jedoch ſtets bereit, mit der größten Leichtigkeit von Einem zu Andern überzugehen. Der Adel aber geht ſobald nicht von ſeiner Partei ab, der Adel mag es z. B. mit der ruſſiſchen Partei halten, dennoch hält er es eigentlich nur mit ſich ſelbſt, mit ſeiner eigenen Partei, und braucht den ruſſiſchen Aushängſchild, des monarchiſchen Syſtems willen, lediglich als Mittel für ſeinen Zweck.

Einen ſolchen Adelſtand gab es nun, wie ich mehrfach ſagte, in Griechenland nicht. Denn wenn ſich auch Civil- und Militär-Primaten vorfanden, ſo bildeten dieſe doch nichts weniger als einen Adel, weil Jeder, der ſich großen Grundbeſitz erwarb, Primat wurde,

und jeder Klephte (eigentlich Räuber), der sich durch Tapferkeit hervorthat, Militär-Primat ward, wie Kolokotroni, Plapoutas u. A. m. Ihr Gefolge sind die Palikaren, leichte Infanteristen, die jeden regulären Militärdienst verabscheuen. Diese bilden zwar gewissermaßen eine Kaste, denn die Waffen legen sie nie wieder ab, und mögen ihr ganzes Leben hindurch kein anderes Gewerbe mehr treiben. Aus ihnen ward die ziemlich zahlreiche Gensdarmerie des Königreichs genommen, und man hatte Ursache, mit ihnen zufrieden zu seyn. Doch auch hier ist von einem erblichen Stamme nicht die Rede, denn der Sohn wird nur dann Palikar, wenn er sich wirklich dem Waffenhandwerke widmet; einen buckligen Sohn eines Palikaren würde man nie Palikaren nennen; wogegen wir oft bucklige Johanniter-Ritter sehen, weil der Vater und Großvater schon zum Ritterstande gehörten.

Die Bauern sind nicht Unterthanen der größern Gutsbesitzer, sondern theils Zeitpächter, theils Tagelöhner, wie am Niederrhein, daher allerdings sehr abhängig; aber keinesweges

Unterthanen wie im übrigen Deutſchland — und nur wo Unterthänigkeit ſtattfindet, kann der Adel wahrhaft gedeihen. Was iſt der Adel ohne Bauern? Die türkiſche Herrſchaft ließ natürlich keinen Adel in Griechenland aufkommen, weil bei den Türken die Geburt keinen Vorzug gibt, ſondern Alle nur einem Willen, dem des Monarchen, gehorchen müſſen. Auch ließ dieſe Uebermacht keinen ritterlichen Sinn aufkommen; dagegen beförderte die lange Unterdrückung den Geiſt der Intrigue.

Auf den Inſeln Tinos, Naxos und Santorin ſollte man aus den Zeiten der Kreuzzüge und der venetianiſchen Herrſchaft noch mehr adelige Elemente vorausſetzen; allein letztere ſind auch hier unter dem Druck der Türken verſchwunden. Der Religionshaß der bedeutendſten katholiſchen Bewohner dieſer Inſeln gegen die Griechen hat den Parteigeiſt des Adels ganz in Hintergrund geſtellt; denn obwohl die päbſtliche Curie den Adel begünſtigt, wo ſie ihn mit Erfolg dem monarchiſchen Princip entgegenſtellen kann, weil ſie gern das

divide et imperabis

befolgt, ſo opfert ſie doch, wo dies unmöglich, auch den Adel auf

ad majorem Dei gloriam.

Zu dieſen einheimiſchen Elementen kommen noch fremde, nämlich zuförderſt die im Auslande erzogenen Griechen. Es war, beſonders ſeit dem achtzehnten Jahrhundert, das Streben in Griechenland vorherrſchend geworden, ſich europäiſche Bildung anzueignen und europäiſche Sitten nach Griechenland zu verpflanzen. Allein die meiſten jungen Leute hatten ihre Ausbildung in Frankreich geſucht, wo ſie nichts Gutes lernen konnten. Von dem angebornen Rechte des Adels bekamen ſie keine Idee, deſto mehr ſogen ſie dort jene chimäriſchen Begriffe von Menſchenrechten, Volksſouveränität und Widerſtand gegen die Regierungen und die bevorrechteten Klaſſen der Geſellſchaft ein. Mit dem revolutionären Weſen frühe vertraut, wurden ſie im Haß gegen den Adel auferzogen. Die von dorther in ihr Vaterland zurückgekehrten Griechen hielten ſich daher für Apoſtel der neuen Ideen, und predigten eine zügelloſe Freiheit, die zwar einerſeits die

ſchon ohnedies herrſchende Verwirrung nur noch vermehrte, aber andererſeits doch hoffen ließ, daß auf einen Theil der Griechen dadurch die gute Wirkung hervorgebracht werde, ſich mit der Zeit nach etwas feſt Beſtehendem, nach einem Adel, zu ſehnen.

Auch die, welche in Deutſchland ſtudirten, waren unter den Brauſeköpfen von Turngenoſſen und Demagogen aufgewachſen; ſelbſt die vornehmſten Söhne pflegen auf der Univerſität nur mit Studenten Umgang, und bekanntlich wurden ja ſelbſt viele jüngere Mitglieder unſeres deutſchen Adels durch den Schwindelgeiſt der akademiſchen Jugend angeſteckt, wie z. B. die v. Sprewitz, v. Langken, Baron v. A....., Graf v. B..... u. ſ. w. Bei ihrer Rückkehr in das Vaterland machte der Eintritt in das bürgerliche Leben unſere griechiſchen Demagogen nicht gleich zahm — wie in Deutſchland (wo die ärgſten Schreier froh ſind, wenn ſie ein Stück Brod bekommen, und darüber alle Theorien von Freiheit und Gleichheit nach ein paar Wochen vergeſſen haben) — ſondern ſie ſuchten

ihre falschen Theorien in's Leben einzuführen, und vermehrten dadurch noch den vorhandenen Gährungsstoff.

Herr v. Maurer erklärte sich lebhaft gegen solche Umtriebe, und verlor dadurch das Vertrauen der Wortführer. Graf v. Armansperg, der große Administrator, war hierin vorsichtiger; er galt für einen Beförderer liberaler Gesinnungen, und konnte das dadurch erworbene Vertrauen benutzen, um seine Pläne durchzusetzen, indem er durch eine Partei die andere besiegen wollte. Er sah in dieser turbulenten Jugend ein vortreffliches Hülfsmittel, das für seine künftigen groß und geistreich ausgedachten Machinationen und Conspirationen (von welchen wir später zu reden gedenken) trefflich zu benutzen sey.

Zu diesen einheimischen Parteien kamen noch die von Anderwärts eingewanderten Fremdlinge, die sogenannten Philhellenen, zusammengesetzt aus allerlei Volk, aus Deutschen, Franzosen, Engländern, Polen, Wallachen u. s. w.

In ihren Reihen befinden sich allerdings edle Männer, welche reiner Eifer für die gute

Sache hierher geführt hatte, Liebe für das classische Alterthum, Eifer für die christliche Religion, oder eine andere Sympathie geistiger Art, aber auch viele Abenteurer aller Art, welche nirgends anderswo mehr fortkommen konnten. Der Handwerksbursche, der nicht arbeiten wollte, hoffte dort umsonst gefüttert zu werden, der Student, der nichts gelernt hatte, erwartete dort eine sichere Anstellung, der Fähndrich, der im Offizier-Examen durchgefallen war, sein sofortiges Avancement zum Capitän, und wenn es in Griechenland nicht ging, nun so war es nicht weit zur türkischen oder egyptischen Armee, wo man europäische Offiziere gern annahm, und er hatte dann wenigstens die Reise als Philhellene umsonst gemacht.

Natürlich fanden sich beinah alle Philhellenen in ihren Erwartungen getäuscht; denn die heutigen Griechen lieben im Ganzen die Fremden eben so wenig, als ihre Vorfahren der alten Zeit dies thaten:

Timeo Danaos et dona ferentes.

Die Meisten sind daher auch ohne Einfluß

geblieben, ausgenommen die Philhellenen von griechiſcher Abkunft, namentlich etliche Bewohner der Joniſchen Inſeln. Dieſe waren lange unter venetianiſcher Herrſchaft geweſen. In keinem Staate aber hatte ſich das reine ariſtokratiſche Princip ſo vollkommen ausgebildet, als unter dem Löwen des heiligen Marcus; daher auch die Bewohner von Corfu, Cephalonia und Zante ſich durch ihre Lebensklugheit auszeichnen, deren ſie um ſo mehr bedurften, da ſie in kurzen Zwiſchenräumen aus Venetianern erſt Franzoſen, dann Ruſſen, dann wieder Franzoſen und endlich Engländer wurden.

Dennoch blieb dort ſtets ein lebendiges Mitgefühl für die griechiſchen Stammgenoſſen.

Graf Roma brachte bedeutende Geldopfer, Graf Johann v. Capo-d'Iſtria kam ſelbſt, eben ſo Andreas und Conſtantin Metaxas, Theotokis, Bulgaris u. A. m., mit ihnen eine Menge Aerzte und Advocaten aus den vornehmſten Geſchlechtern der ſieben Inſeln. Beſonders als Capo-d'Iſtrias an der Spitze der Regierung ſtand, waren ſehr viele Jonier in den bedeutendſten Aemtern dieſes neuen Staates.

Wenn ſich auch viele derſelben ſeit ſeinem Abtritt wieder zurückzogen, ſo blieb doch die Joniſche Partei in Griechenland noch ſehr bedeutend, da dieſelbe in dem venetianiſchen Adelsprincip einigen Zuſammenhang hatte; auch war der Einfluß von Zante und Corfu aus fortwährend nicht unmerklich.

Die bedeutendſte Partei der in das neue Griechenland eingewanderten Griechen ſind aber die Phanarioten, als deren Haupt Alexander Maurocordato betrachtet werden muß, der bereits im Jahre 1822 eine Conſtitution entwarf. Man ſieht ſchon hieraus die Gewandtheit dieſer aus den vornehmen Conſtantinopolitanern gebildeten Partei, welche, indem ſie mit jener Maßregel die franzöſiſchen Revolutionärs und die deutſchen Demagogen in ihrem Conſtitutions-Fieber für den Augenblick zufrieden ſtellten, zugleich die Begründung eines griechiſchen Adelsſtandes vorbereitete, bei dem ſie von Rechtswegen obenan geſtanden hätte. Eigentlich ſind für Niemand Conſtitutionen nothwendiger, als für den Adel. Gar zu leicht verbindet ſich nämlich der Monarch überall

mit der großen Masse des Volkes, weil Beide nur ein gemeinsames Interesse haben. Denn Beide sehen in dem zwischen inne stehenden Adel leicht eine Beschränkung nach oben und unten. Der Adel bedarf daher mehr als alle andern Stände einer Constitution, um seine Rechte festgestellt zu sehen.

Graf v. Armansperg erkannte dies auch als echter Edelmann an, und benutzte daher hauptsächlich die Partei der Phanarioten, die sich schon ganz in Griechenland eingebürgert hatte, und welcher selbst ihre Gegner zugestehen mußten, daß sie in Constantinopel bedeutende Opfer gebracht, und in Vergleich zu der Bildung der andern Griechen die brauchbarsten und am besten erzogenen Männer aufzuweisen habe. Wer wäre auch sonst, als diese vornehmen Phanarioten, befähigt gewesen, in den Hofzirkeln der Gräfin v. Armansperg zu erscheinen? Daher standen sie eigentlich oben an, obgleich dieser Vorzug ein wenig verhüllt wurde, weil man es mit keiner Partei ganz verderben wollte, noch durfte. Die Frau Gräfin hatte darin einen so feinen Tact, daß jede

Partei sich von ihr besonders begünstigt glaubte. Trieb sie ja hie und da üble Laune zu Unhöflichkeiten, so zog sie vor, die Deutschen damit zu beglücken, weil ihr die deutsche Sprache natürlich die geläufigste ist, und ihr daher eine Menge Redensarten zu Gebote stehen, die wohl schwerlich in irgend einer Sprache wiederzugeben seyn möchten. Ihr Ausdruck ist in solchen Anfällen des Zorns und Unmuths schlagend und treffend, und für das Individuum, welches er trifft, demüthigend und terrassirend, falls dasselbe schüchtern und waffenlos seyn sollte. Auch muß man der Wahrheit gemäß zugeben, daß die Frau Gräfin unter allen Parteien ihre intimen Freunde wählte, denn in gewissen vertraulichen Beziehungen sah sie nicht auf politische Farbe, sondern lediglich auf persönliches Verdienst. Da indeß Graf Armansperg sich vorzüglich auf England stützte, von dessen Repräsentanten, dem oben geschilderten Dawkins, er hauptsächlich unterstützt und getragen wurde, so spielten natürlich die Engländer die erste Rolle im gräflichen Hause, und die Gräfin glaubte demgemäß einem

Engländer die Hauptſtelle in ihrem Herzen geben zu müſſen, immer aber in der Art, daß ſie die übrigen Freunde weder dadurch beleidigte, noch offenbar zurückſetzte. Dieſer Engländer heißt Black, kam früher als Philhellene nach Griechenland, heirathete dann eine Griechin, welche der Welt durch Lord Byron unter dem Namen **the maid of Athens** bekannt wurde. Er iſt in Griechenland durch manche ſehr zweideutige Handlung dermaßen berüchtigt, daß trotz aller warmen Empfehlung und heftigem Drängen von Seiten des Grafen Armansperg die Regentſchaft ihn anzuſtellen ablehnte, weil ſein Ruf gar zu ſchlecht war. Allein da er Engländer iſt, ſo verhinderte dies die Gräfin nicht, ihn als Lehrer der engliſchen Sprache für ihre Töchter anzuſtellen, und ihn als Hausfreund aufzunehmen. Er mußte ſie auf allen Excurſionen und Reiſen begleiten. Sie hatte ſich nach und nach dermaßen an ſeine Geſellſchaft gewöhnt, daß ſie weder bei Tag noch bei Nacht ganz ohne ihn ſeyn konnte. Denn als die Frau Gräfin in Geſellſchaft des königlichen bayeriſchen

Geschäftsträgers, Herrn v. Gasser, eine Seereise auf einer östreichischen Corvette machte, mußte Herr Black bis Nachts zwölf Uhr in der Cajüte bei der Gräfin am Bette sitzen. Also hat die Frau Gräfin trotz ihrer Unparteilichkeit doch in der Hauptsache die Politik mit ihren Privatfreundschaften zu vereinigen verstanden, und stets das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden gewußt.

XI.

Die Cycladen. [1]

Höchſt belohnend iſt die Spazierfahrt von Athen nach den Cycladen, von denen ich die vorzüglichſten beſuchte; namentlich Syra und deren Hauptſtadt Hermopolis, auch Thera oder Santorin, Naxos, Paros und Antiparos haben mich ſehr angezogen.

Ich fand auf den Inſeln den griechiſchen Typus ſtärker als auf dem Feſtlande, wo man

[1] Auch von dieſen Inſeln möge der Leſer keine örtliche, keine Naturbeſchreibung erwarten, da gewiß der Alles umfaſſende, wortreiche Semilaſſo auch hier aushelfen wird. Und welchem Autor könnte man dergleichen beſſer anvertrauen!? Ich werde mich in meiner Mittheilung wieder auf den geſellſchaftlichen Zuſtand des Landes beſchränken, d. h. nicht von Theegeſellſchaften, Diné's, Liebhaber-Theatern u. ſ. w., welches Alles unſerm liebenswürdigen, lebensfrohen Semilaſſo überlaſſen bleiben muß, ſondern von den politiſchen Zuſtänden reden.

überall Spuren der türkiſchen Herrſchaft gewahrt. Dennoch iſt es mir auch dort aufgefallen, daß die Türken den Griechen in ſo großem Umfange erlaubten, ihre Nationalität und Religion beizubehalten, obwohl bereits ſeit beinahe 400 Jahren Griechenland unter dem türkiſchen Joche ſchmachtete. Ein geiſtreicher Schriftſteller findet den Grund hievon in der tiefen Einſicht, mit welcher Mahomed II. die damaligen Verhältniſſe der morgen- und abendländiſchen Kirche durchſchaut haben ſoll. Seine Vorgänger hatten überall die Lehre des Islam mit Feuer und Schwert verbreitet, er aber geſtattete den eroberten Griechen die Beibehaltung des Glaubens ihrer Väter, weil er auf dieſe Weiſe von der Spaltung der Kirche Vortheil ziehen konnte. Ein großer Theil der vornehmen Griechen war geflohen und ſuchte an den andern europäiſchen Höfen Unterſtützung gegen den gemeinſchaftlichen Feind des Glaubens, beſonders bei dem Stuhle Petri. Die Bedingung der Hülfe war: Unterwerfung unter die römiſche Kirche Nunmehr hatten die im Lande zurückgebliebenen Griechen nur die Wahl,

entweder ihren Glauben zu verlieren, oder die türkiſche Oberherrſchaft beizubehalten. Der Grieche iſt fromm, und ſo ſah man dort das unerwartete Schauſpiel, daß Mahomed als der Beſchützer der griechiſchen Kirche erſchien.

Die Verſchiedenheit der Religion verhinderte das Verſchmelzen des ſiegreichen Volks mit den Beſiegten, und ſicherte die Nationalität der Griechen. Dazu kam noch die Unmöglichkeit, in der ſich die Sieger befanden, alle Punkte des großen Reiches mit hinreichenden Beamten zu verſehen, und der geſchmeidige Charakter der Griechen ſelbſt, welche die perſönlichen Vortheile, die ſie von ihren Beherrſchern erhielten, ſo anzuwenden und zu benutzen verſtanden, daß ſie ſich denſelben unentbehrlich machten. So bediente ſich die Pforte der Patriarchen in Conſtantinopel als einer Art von Verwaltungsbehörde der griechiſchen Unterthanen; und Männern, die ſich durch Widerſtand gegen die türkiſchen Paſcha's ausgezeichnet hatten, meiſt aus der Klaſſe der Räuber oder Klephten hervorgegangen, ward die Vertheidigung der Provinzen gegen andere Ruheſtörer

oder auswärtige Feinde anvertraut. Man nannte jene Leute gewöhnlich Armatolen oder Capitäns. Die Klephten in den Gebirgen hielten sich meist ganz frei von der Herrschaft der Türken, welche es nicht der Mühe werth achteten, in solche unwirthbare und arme Gebirgsgegenden Garnisonen zu legen. Die gleichen Befreiungen genossen auch manche Inseln.

Die Türken, weniger an der Krankheit des Zuvielregierens leidend, als die Europäer und besonders die Deutschen, ließen den Griechen ihre Gesetze und bekümmerten sich nicht darum, wenn dieselben eigne Gemeinden bildeten und sich Vorsteher wählten, welche Demogeronten, Archonten, Proestoi und in einigen Orten Epitropoi hießen. Die Pforte benützte selbst das Ansehen dieser Behörden zu ihrem Vortheil, so wie andererseits die Griechen durch die Pforte zu Macht und Ansehen zu gelangen suchten, wobei ich nur an die Namen der phanariotischen Fürsten Rosittos, Julianos, Callimachos, Argyropulos, Caratzas, Mourouzis Stourdzas, Paleologos, Maurocordatos,

Soutzos, Ypsilantis und Cantakouzenos erinnern will. Griechen aus diesen Häusern dürfen an jedem Hofe eingeführt werden, und den Paleologen und Cantakouzenos soll sogar die Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern nicht abzusprechen seyn, da sie von den byzantinischen Kaisern abzustammen vorgeben. Darum konnte auch eine Prinzessin aus dem österreichischen Hause sich mit Napoleon vermählen, weil er aus dem Nebenzweige einer byzantinischen Kaiser-Familie herstammte, — wie sein Name Kalomeros oder Bonaparte beweist, — welche nach dem Falle von Constantinopel nach Corsica geflohen war. Auf diese Weise würde der Herzog von Reichstadt auch von Seiten des Vaters legitim seyn, und hätte somit auf eine ebenbürtige Verheirathung Anspruch machen können, wenn er bei Leben geblieben wäre. Leider ist aber die historische Wahrheit dieser Ansicht ganz entgegen. Man kann beweisen, wie es auch Gibbon thut, daß keine einzige von den jetzigen Phanariotenfamilien von den alten byzantinischen Kaisern abstammt, sondern daß sie alle die Namen,

welche dahin abzielen, willkürlich angenommen haben. Ihre Fürstentitel schreiben sich lediglich von den Hospodaraten her. Die Erwählten erhielten von dem Sultan den Titel eines Bey's, der aber, wie alle Titel bei den Türken, nur persönlich und nicht erblich ist. Man weiß z. B. in ganz Griechenland, daß die Familie Cantakouzenos zuerst Canta hieß, dann legte sie sich den Namen Cantakou bei und endlich den von Cantakouzenos: so entstand nach diesen verschiedenen Verwandlungen, wie der Schmetterling aus der Raupe, der Name eines byzantinischen Kaisers. Diese Thatsache findet sich abgedruckt in dem griechischen Journal Sotir. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit allen Fürstenfamilien des Phanars, wie Gibbon darthut. Auch fällt es keinem Griechen ein, diesen Familien den Fürstentitel zu geben, und sie selbst machen in Griechenland auch keinen Anspruch darauf. Nur wir Europäer sind leichtgläubig genug, ihnen diese Namen zu schenken, weil die Titelsucht eine einheimische Krankheit bei uns geworden, die wir von den römisch-byzantinischen Kaisern geerbt haben.

Auf die angegebene Weise wurde es möglich, daß zwei Nationen neben einander bestehen konnten, von denen die eine Asien, die andere Europa repräsentirte. Der Centralpunkt beider war Constantinopel, wo die Griechen ebenfalls eine abgesonderte Gemeinde bildeten. An ihrer Spitze standen der Patriarch und der Großdolmetscher der Pforte, welcher Beamte stets aus der Mitte der Griechen genommen wurde. Der Einfluß dieser Institute hat bewirkt, daß alle dem türkischen Scepter unterworfenen Hellenen ein Ganzes ausmachten und ihre Nationalität erhielten. Die Griechen, mit der europäischen Cultur verwandt, machten überdies Fortschritte, während die Türken stehen bleiben, und seit Suleiman politisch herabsanken.

Die geistige Ueberlegenheit der Griechen stieg besonders seit dem 17. Jahrhundert durch den bedeutenden Handelsverkehr derselben zu Preveſa, Parga, Vonizza und Butrino mit Venedig und Moskau. In der Mitte des 18. Jahrhunderts ward von dem Mönche Oekonomos die Handelsstadt Kydonia gegründet.

Jener Verkehr erhielt eine noch größere Ausdehnung, als Rußland im Friedensschlusse von Rutschuck Kainardge vom 21. Juli 1744 das Recht der freien Schiffahrt auf den türkischen Meeren gewann, welches durch den Frieden von Jassy am 6. Januar 1792 abermals bestätigt ward. Nun brachten die Griechen, meist unter russischer Flagge, einen großen Theil des Handels der Levante an sich. So entstand besonders auf den Inseln eine Aristokratie des Geldes. Die Schiffe waren die Domaine des Eigenthümers, und die Matrosen meist seine Verwandte.

Vorzüglich sind es die Hydrioten, Spezzioten und Ipsarioten, welche den türkischen Handel an sich rissen, und dadurch in den Besitz einer ausgezeichneten Marine kamen, so daß zuletzt die türkische Flotte meist mit griechischen Matrosen bemannt war. Handelsniederlassungen führten Schulen herbei; so wie auch im übrigen Europa erst durch die Reichthümer, welche der Handel aufhäufte, das Bedürfniß der Schulen befriedigt werden konnte. In jener guten alten Zeit, wo die

Ritterehre das Höchste war, kannte man nur die Klösterschulen. Ueberall in Griechenland, wo der Handel blühte, erhoben sich Schulen, zuerst in Patmos, Janina und Constantinopel.

Diese geistige Ueberlegenheit machte die Griechen immer einflußreicher; bald wurden sie von der Pforte nicht bloß zu Dolmetscherstellen, sondern auch zu diplomatischen Agentschaften im Auslande gebraucht, wie dies von den Maurojenis, Maurocordatos, Markos, Rolis, Panajitakis, Theologos, Romadanis und Negris bekannt genug ist. Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts wählte die Pforte die Hospodare oder Fürsten der Moldau und Wallachei immer aus den Phanarioten; die erste griechische Familie, welche zu dieser Würde erhoben ward, war die der Maurocordatos.

Seit Peter der Große seine Russen mit Europa durch den Handel in Verbindung zu bringen verstand, erhielten die Griechen eine europäische Wichtigkeit. Von der Zeit an, wo Catharina II. sich am schwarzen Meere festsetzte, wurden sie die natürlichen Verbündeten der Russen; daher unterstützten die Engländer

aus Eifersucht lieber die Türken, wie wir später es auch von Oesterreich gesehen haben.

Den ersten Versuch, das türkische Joch abzuschütteln, machten die Griechen im Jahr 1770 auf Veranlassung der Kaiserin Catharina II.; dann 1789 und 1790; doch stets mit dem unglücklichsten Erfolge. Die Türken entzogen ihnen von nun an manche bisher zugestandene Begünstigungen. Dies fachte das Feuer des Unmuths stets noch mehr bei den Griechen an, wozu die Schriften von Adamantios Korais zu Paris viel beitrugen. Endlich entstand die Verbindung der Hetärie und vereinte schon im Jahr 1814 Alles, was in Griechenland einige Bedeutung hatte. So war der Aufstand von 1821 vorbereitet.

Auch dieser hätte unglücklich endigen müssen ohne die Hülfe der andern Mächte. Da aber dieselbe nur aus Eigennutz geleistet wurde, so vermehrte sie die innere Zerrissenheit der Griechen, indem jeder Unzufriedene bei irgend einer der fremden Regierungen Schutz suchte und fand. Die russische Partei war unter der Verwaltung des Grafen Capo d'Istria am

Ruder. Doch der am meiſten gebildete Theil neigte ſich nach Frankreich, beſonders wegen der unter Napoleon genährten Hoffnungen. Selbſt Capo d'Iſtria erhob die franzöſiſche Sprache zur Geſchäftsſprache, und ſendete mehrere junge Leute zu ihrer Ausbildung nach Frankreich. England hatte die geringſte Partei, obwohl Maurocordato ſchon frühzeitig eine ſolche zu bilden ſuchte; erſt dem Freund der gräflich Armanspergiſchen Familie, dem Herrn Dawkins, iſt es gelungen, eine engliſche Partei zu organiſiren. Zu dieſen haben ſich nunmehr auch die Phanarioten, Maurocordato an der Spitze, geſchlagen. Man beſchwerte ſich über Herrn v. Maurer, daß er dieſer Combination viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt und es vorgezogen habe, die Phanarioten lieber in das Intereſſe einer neu zu bildenden königlich griechiſchen Partei zu ziehen; allein Herr v. Maurer wollte überhaupt von Factionen nichts wiſſen, ſondern ließ nur eine Partei gelten, nämlich die königliche. Daß Graf Armansperg der entgegengeſetzten Meinung war, haben wir oben berichtet.

Uebrigens hat England das größte Intereſſe an dem Beſtehen Griechenlands, denn ſchon macht dies junge Reich die Rivalität Rußlands rege. Sobald Hellas ſo mächtig würde, daß es auf den Trümmern des türkiſchen Reiches ſich erheben könnte, müßten auch die Vergrößerungsplane der Ruſſen gegen Süden ihr Ende erreichen. Darum kann Rußland das Aufblühen des neuen Königreichs nur mit ſchelen Augen anſehen; auch hat es ſich ſeit deſſen Entſtehung bedeutend der Türkei genähert und ſtets geſtrebt, dieſe mit England zu entzweien. England ſucht dagegen gegenwärtig die Macht Griechenlands zu heben und arbeitet der Partei von Capo d'Iſtria entgegen, welche noch ganz dem ruſſiſchen Intereſſe ergeben iſt. Indeß darf auch die engliſche Handelspolitik den griechiſchen Staat nicht allzuſehr mächtig werden laſſen, denn dieſer könnte der gefährlichſte Rival für den engliſchen Handel in der Levante und ſelbſt nach Oſtindien werden. Darum werden die Britten ebenfalls die Pforte unterſtützen, welche ſich ſonach, laut eines phyſiſchen Geſetzes, noch längere Zeit halten dürfte. Denn wenn

zwei Kräfte gleich ſtark auf einen dritten in der Mitte liegenden Körper wirken, ſo bleibt letzterer ohne Veränderung. Oeſterreich, Preußen und Frankreich, welche ſämmtlich keine Ausſicht auf den Alleinhandel haben, werden es allein ehrlich mit Griechenland meinen. Immerhin muß aber dieſer junge Staat hauptſächlich darnach ſtreben, daß er ſich baldmöglich auf ſeine eigne Nationalität verlaſſen könne.

Für dieſen Zweck würde es daher gewiß ſehr erſprießlich geweſen ſeyn, wenn man ein Adelsintereſſe in Griechenland hätte ſchaffen können, allein bis jetzt iſt es noch nicht gelungen, eine eigentliche Adelsmatrikel aufzuſtellen. Ich habe zwar auf der Inſel Paros die Familie der Camantos, Dimitracopoulos und Mauros gefunden; auf Tinos die Maurojeni, Sagredo, Pranimodi und Naſo; auf Siphnos und Spezzia die Botaſſis, Anargyros, Lebeſſis; auf Hydra die Conduriottis, Tzamados, Kriezis, Bontouris, Miaoulis und Sakturis, und in Naxos die Frangopoulos: allein wenn dieſe Familien auch Primaten heißen, ſo würde ich ſie dennoch ohne weitern Nachweis nicht

als Edelleute gelten laſſen; denn, wie ſchon mehrmals geſagt ward, im Allgemeinen bezeichnet in Griechenland der Name Primaten nichts als einen weiſen, angeſehenen Mann. Beſonders war es auf den Inſeln ſehr leicht, zu dieſem Range zu gelangen. Wenn ein Schiffer ſich durch eine glückliche Handelsſpeculation hinreichendes Vermögen erwarb, um ſich ein Haus bauen zu können, ſo war er ein Primat, und die Einwohner von Hydra und Spezzia erinnern ſich noch der Zeit, wo ihre meiſten Primaten zu ihrer Würde emporſtiegen.

Dort iſt unbedenklich Jeder ein angeſehener Primat, der ſo viel gewonnen, daß er ein oder gar mehrere eigene Handelsſchiffe ausrüſten kann, die unter eigenen Schiffs-Capitäns Seefahrten machen. Gewöhnlich darf ein dienender Capitän auf eigne Rechnung ebenfalls Handel treiben; hat er nun Glück, ſo iſt er nach einigen Jahren eben ſo gut Primat, wie ſein bisheriger Patron. Man würde daher ſehr falſch ſchließen, wenn man einen griechiſchen Primaten mit einem deutſchen Magnaten oder

auch nur mit dem letzten Edelmann vergleichen wollte.

Der meiste Grund und Boden gehörte vor dem Befreiungskriege den Türken, die ihn an Griechen verpachteten. Nur ein geringer Theil war das Eigenthum derer, die den Acker bebauten; auch die griechische Kirche besaß von jeher sehr große Ländereien. Noch jetzt kann man annehmen, daß der vierte Theil vom Grund und Boden sich im Besitz der Kirchen befindet. Größere Gutsbesitzer und kleine Bauern sind daher nicht sehr häufig in Griechenland. Die Ländereien, welche sonst den Türken gehörten, sind nunmehr Staatsdomänen geworden; daher es an Terrain nicht fehlen würde, um einen neugeschaffenen Adel auszustatten. Doch ist davon schon Vieles an Unwürdige verschleudert worden.

Nach den ersten Erfolgen des Aufstandes traten die Primaten an die Stelle der türkischen Herrschaft, nahmen das Grundeigenthum in Besitz und suchten es, so weit es ging, zu behaupten; von der beweglichen Beute verschenkten sie, so viel ihnen beliebte, an ihr

Gefolge, das sie besoldeten. Der erste Streit zwischen den Civil- und Militär-Primaten entstand über die Vertheilung der Beute an Immobilien. Um den Zank zu schlichten, berief man eine National-Versammlung, auf welcher die Einen ihr Verfahren zu rechtfertigen gedachten, während die Andern eine neue Regierung im Sinn ihrer Partei zu schaffen suchten; daher folgte eine National-Versammlung der andern. Zuerst die zu Astos im Jahre 1823; dann die zu Epidauros im Jahre 1826, endlich die zu Hermione 1826 und zu Aegina 1827.

Keine war vermögend, die streitigen Parteien zu versöhnen; schnell wechselten an der Spitze der Verwaltung Alexandros Maurocordatos, Demetrius Ypsilantis, Theodor Negris, Peter Mauromichalis, Theodor Kolokotronis, Georg Condouriotis, Andreas Zaimis u. A. m., indem immer ein Primat oder Phanariot den andern verdrängte. Weniger zum Schutz gegen die Türken, als um sich selbst zu halten, suchten sie Hülfe bei Fremden, den Polen nicht unähnlich, und so weit ging Alexander

Maurocordato, daß er im Jahre 1825 Griechenland unter den Schutz von England gestellt wissen wollte. Der durch diesen gestifteten englischen Partei trat damals eine französische gegenüber, an deren Spitze Kolettis, Karaiskakis und Gouras standen, während Theodor Kolokotroni das Haupt der von Anfang bestehenden russischen Partei war. Diese Zerwürfnisse hatten die Landung von Ibrahim Pascha zur Folge, der Tausende von Peloponnesiern nach Aegypten in die Sklaverei abführte.

Mittelst fremder Hülfe gelang es endlich dem Grafen Johann von Capo d'Istria, die Ordnung herzustellen. Er hatte den Nachtheil der Primatenherrschaft gesehen, und wollte Anfangs nur durch und auf die Masse wirken; bald merkte er jedoch, wohin man ohne Adel komme. Die Julirevolution belehrte ihn vollends; er traf daher eine Auswahl unter den Primaten, um aus ihnen eine Art von Adel zu bilden, wobei ihn die russische Partei unterstützte. Doch nun erhoben sich die andern Parteien um so lebendiger gegen ihn und — Capo d'Istria fiel endlich unter Mörderhänden.

XII.

Die Maina.

Je länger ich in Griechenland umherziehe, deſto mehr überzeuge ich mich, daß wir in Deutſchland manches Griechiſche überſchätzen; ſo z. B. die vielbeſprochene Schönheit der griechiſchen Weiber. Ich habe noch wenig erträgliche Frauen geſehen. Deſto ſchöner ſind die Männer, meiſt wahre Heldengeſtalten. So wie aber überhaupt der Kampf mehr en détail geführt worden iſt, als man in Deutſchland gewöhnlich annimmt, ſo trägt auch das Aeußere der im Befreiungskriege berühmt gewordenen Männer mehr den Charakter von Parteigängern, als von Feldherren.

Etwas Wildes ſcheint mir immer noch ſelbſt aus den vornehmſten griechiſchen Geſichtern hervorzuleuchten. Denſelben Eindruck macht auch

die ganze Physiognomie des Landes, wie die Maßregeln der Regierung vor der Wahl des jetzigen Königs. Die höchste Gewalt war nämlich nach dem Tode von Capo d'Istria aus einer Hand in die andre übergegangen; der Reihe nach spielten damals Kolettis, Zaimis, Trikupis, Zografos, Andreas und Constantin Metaxas, Aenian u. A. m. die erste Rolle. Aber bereits am 20. October 1832 war es so weit gekommen, daß die Regierung alle Gerichtshöfe als erfolg- und nutzlos gewordene Institute schließen ließ. Unter solchen Umständen gab es eigentlich gar keine Regierung mehr, kein Recht galt, als das Faustrecht. Jede Partei griff zu den Waffen, und jede suchte bei der Flotte derjenigen drei Großmächte Schutz, zu deren Anhang sie sich zählte. Die von keinem Zaum mehr gebändigte Soldateska, die Palikaren, überschwemmten das ganze Land und thaten mehr Schaden, als je die Türken angerichtet hatten.

Es war die höchste Zeit, daß endlich die Regentschaft mit dem Grafen Armansperg erschien und einschritt. Das arme Volk hatte

schon alle Phasen jeder möglichen Verwaltungsform durchgemacht. Erst waren Local-Regierungen eingesetzt worden. Hydra erkannte schon 1821 einen Senat mit gesetzgebender Gewalt, Paros eine Gerusia, Messenien einen Senat in Kalamata; später der Peloponnes im Ganzen eine Gerusia zu Tripolizza, dann in Argos, zuletzt auch das Festland von Griechenland einen Areopag unter Negris. Erst die National-Versammlung zu Epidauros beschloß eine Central-Regierung, die aus einem Präsidenten und vier andern Mitgliedern bestehen sollte. Demetrius Ypsilantis wurde Präsident, Maurocordatos und Negris standen ihm zur Seite. Doch schon ehe noch die Regierung von Korinth nach Nauplia verlegt werden konnte, befehdete Maurocordato den Präsidenten; diesem ersten Kampfe folgten weitere zwischen Maurocordato, Kantakouzenos und Kolokotroni, ferner mit Kolettis, endlich zwischen Zaimis und Condouriottis.

Nach der Ermordung des Grafen Johann v. Capo d'Istria stellte sich sein Bruder, Graf Augustin, als Präsident an die Spitze mit zwei

Mitgliedern, Kolokotronis und Kolettis. Er mußte jedoch, in Folge der Intervention, abdanken; hierauf wurde eine Regierungs-Commission aus fünf Mitgliedern ernannt, dann gar eine aus sieben: Condouriottis, Ypsilantis, Zaimis, Metaxas, Kolettis, Plapoutas und Bozzaris. Eine Gegenpartei erhob jedoch den russischen Admiral Ricord zum Präsidenten; zum Glück machte die Ankunft der Regentschaft diesem Unwesen ein Ende.

Neben diesem ewigen Wechsel in der executiven Gewalt bestand Anfangs ein Panhellenium, an dessen Stelle Capo d'Istria einen Senat oder Gerusia setzte; Letztere ward aber durch die National-Versammlung von Pronia im August 1832 aufgehoben. Bei der Wahl des Königs Otto war daher de jure kein Senat, wohl aber eine National-Versammlung vorhanden; indeß hatten sich die Trümmer des Senats nicht unterwerfen wollen, sie bestanden noch factisch, wenigstens zum Theil in Spezzia, und bekannten sich zur russischen Partei. Die National-Versammlung dagegen hielt es mit der französisch-englischen. So groß war

damals das Zerwürfniß, daß die Regentschaft es unterließ, sich über die Frage: ob der Senat oder die National-Versammlung noch bestehe, auszusprechen. Man war des langen Kampfes so müde, daß man es sehr gerne gesehen hätte, wenn beide ruhig eingeschlafen wären.

Ein Glück für das Land und die neue Ordnung der Dinge war der Aufschub jeder Repräsentation, denn sonst hätten bei wieder erregten Leidenschaften die ersten Maßregeln der Regentschaft unmöglich Fortgang haben können. Diese bestanden in einer allgemeinen Amnestie für politische Vergehen, in der allgemeinen Entwaffnung, sowie in der Wiederherstellung der nothwendigsten Gerichte zum Schutz vor Verbrechen, da gar kein Tribunal mehr, ein Handelsgericht ausgenommen, existirte.

Mit der Entwaffnung der Nation stand auch die Auflösung des damaligen Heeres in Verbindung. Von dem regulären Corps waren nur noch unbedeutende Trümmer vorhanden, die irregulären Truppen aber, die Palikaren, konnten nur sehr schwer untergebracht werden. Denn ein Gewerbe wollten sie nicht ergreifen,

und in die neu zu formirenden Jäger-Bataillons nicht eintreten, obwohl dieſes ihnen angeboten und zugleich ihre Nationaltracht zugeſichert ward. Sie hatten ſich ſo ſehr an das ungebundene Leben gewöhnt, daß ſie durchaus nicht zu bewegen waren, ſich irgend einer Disciplin zu unterwerfen. Dennoch ging ihre Entlaſſung gut von ſtatten, und die, welche in die Gensdarmerie eintraten, thaten in der Folge gute Dienſte.

Die Organe der Regentſchaft waren ſieben Miniſter, welche in ihrer Geſammtheit das Staats-Miniſterium bildeten. Für wichtige Berathungen war noch ein Staatsrath angeordnet. Die Provincial-Verwaltung wurde zehn Kreis-Regierungen übertragen, und jeder Kreis (Nomos) in vier bis ſechs Bezirke (Eparchien) getheilt. Zur Unterſtützung dieſer Verwaltungs-Behörden ſollten noch Kreis- und Bezirks-Stände ernannt werden. Auch die einzelnen Gemeinden erhielten eine unabhängige und ſelbſtändige Verfaſſung. Gewerbe wurden unterſtützt und der Ackerbau ermuntert. Wie ſehr dieſer im Argen lag, geht daraus hervor, daß die Griechen keine Fuhrwerke

kannten und noch nie Dünger auf die Felder geführt hatten. Hafen-Ordnungen wurden in Griechenland für den Handel zum ersten Male etablirt und im Auslande Consulate eingesetzt.

Da man aus solchen Thatsachen am besten entnehmen kann, wie weit Griechenland in den ersten Elementen der Cultur zurück war, darf man sich nicht wundern, daß auch erst polizeiliche Maßregeln in Ansehung des Medicinalwesens angeordnet, und Alles, was in civilisirten Ländern längst vorhanden, neu geschaffen werden mußte. Man kann sich keinen auffallenderen Contrast denken, als der zwischen den gebildeten vornehmen Griechen, die sich in den Salons der Gräfin v. Armansperg mitten unter den Diplomaten Europa's frei bewegten und alle Sprachen redeten, und dem armen Landmann in seiner Steinhütte, der aller Bequemlichkeiten des Lebens beraubt ist. Daß das Reisen hier kein besonderes Vergnügen gewährt, darf ich unter solchen Umständen nicht erst erwähnen.

Doch besuchte ich die Mainoten, weil sich bei diesem Volke noch ein alter Adel erhalten

hat, gleich dem unserer ehemaligen guten alten Zeit in Deutschland. Dieses kleine, etwa aus 20,000 Seelen bestehende Völkchen zählt gegen 800 adelige Mitglieder. Man nennt sie Buluri oder Chefs der bewaffneten Gewalt. Sie wohnen in Thürmen, oder wenigstens in mit steinernen Ringmauern umgebenen Häusern. Nur der Adel hat das Recht, solche Thürme zu bauen. Derselbe soll wirklich von den Spartanern abstammen. Auch steht nur ihnen die Befugniß zu, große Hunde zur Bewachung ihrer Festungen zu halten. Die andern Einwohner der Maina heißen Famegi, und wohnen in Höhlen oder kleinen Hütten; sie sind ebenfalls bewaffnet, aber stehen unter den Buluri, welche im Kriege, beim Raube oder bei den Familienfehden ihre Anführer sind.

Bei diesem, ganz von aller Verbindung mit der Welt abgesonderten, Volke finden sich auch manche besondere Gewohnheiten, z. B. der Bräutigam muß dem Vater der Braut ein Geschenk von höchstens 3 Thalern geben, um seine Geliebte sehen zu dürfen. Nach der Verlobung darf der Bräutigam das Haus der

Braut nie allein betreten, ſonſt iſt der ganze Vertrag vernichtet. Hat der Bräutigam kein Vermögen, ſo wird zwar die Hochzeit gefeiert, aber der Vater behält die Tochter bei ſich, bis ſie der Ehemann ernähren kann. Dauert ihm dies zu lange, ſo gibt er ſeine Tochter einem Andern. Mit ſieben Jahren tritt der Sohn aus der Aufſicht der Mutter, und der Vater lehrt ihn den Gebrauch der Waffen; mit neun Jahren ſchon wird dem Knaben die Bewachung des Thurmes übertragen. Die Frauen beſtellen den Acker, und zwar auch ſie manchmal bewaffnet; ſelbſt der Geiſtliche trägt immer ſeine Waffen, nur wenn er die Sacra adminiſtrirt, legt er die lange Flinte, den Säbel und den Dolch an dem Altar nieder. Bei einer unfruchtbaren Ehe erlaubt gewöhnlich der Vater der Ehefrau die Scheidung; die erſte Frau bleibt dann oft bei ihrem frühern Manne und hilft die Kinder aus der zweiten Ehe erziehen. Eheſcheidungen gehörten vor den Biſchof, andere Streitigkeiten wurden von Schiedsrichtern abgemacht.

Im Uebrigen galt das Fauſtrecht, und dasſelbe wird ſich hier nur ſchwer ausrotten laſſen.

Zahlt der Schuldner nicht, so werden ihm von dem Gläubiger Steine auf die vier Ecken seines Grundstücks gesetzt; diese Beschlagnahme ist unverletzlich, und kann nur durch Zahlung oder dadurch aufgehoben werden, daß der Schuldner seinen Gläubiger in einer Fehde besiegt. Sogar Verschreibungen werden dahin ausgestellt, daß der Gläubiger berechtigt seyn soll, im Nichtzahlungsfalle Einen oder Zwei von der Familie des bösen Schuldners zu tödten. Die Blutrache wird von jeder Familie mit der größten Gewissenhaftigkeit gehandhabt. Jeder Todschläger wird von den beleidigten Familien-Mitgliedern erschossen, wo er sich findet; bevor dies vollbracht, darf sich kein Angehöriger der verletzten Familie den Bart abnehmen lassen; selbst Kinder, besonders Knaben, unterliegen der Blutrache. Weiß der belagerte Todschläger sich nicht mehr anders zu helfen, so übergibt er sich seinen Feinden, und es ist dann Ehrensache, ihm das Leben zu schenken. Ja es kam schon vor, daß der Vater des Getödteten den Todschläger an Kindesstatt angenommen hat.

Die Mainoten ſtanden unter einem aus ihrer Mitte durch die Pforte ernannten Fürſten oder Bey, der ihr Oberfeldherr war, aber ſonſt nichts in ihre Privat-Verhältniſſe einſprechen durfte; nur für die Wittwen und Waiſen mußte er ſorgen.

Der letzte der mainotiſchen Fürſten iſt der jetzige Staatsrath Petrobey, genannt Mauromichalis. Von jeher haben ſich die Mainoten, und zwar nicht zu ihrem Vortheil, vor ihren Landsleuten ausgezeichnet. Ein griechiſches Gedicht aus dem vorigen Jahrhundert ſagt von ihnen:

„Vor Menſchen ſchämen ſie ſich nicht und Gott fürchten ſie nicht; mit den Armen haben ſie kein Mitleid. Sie ſind voll Grauſamkeit und thieriſchen Sinnes, und haben keine Aehnlichkeit mit den Menſchen.“

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man in einem ſolchen Lande nicht mit vier Poſtpferden reiſen kann; ich hatte eine hinreichende Bedeckung von Gensdarmen bei mir, und bediente mich eines ſtattlichen Roſſes.

Nicht beſſer fand ich es in den Gebirgen von Aetolien an der jetzigen Grenze zwiſchen der Türkei und Griechenland. Dort iſt die

Heimath der Klephten mit ihren Palikaren; viele blutige Scenen fielen noch während meiner Anwesenheit vor. Wer sich als Raubritter hervorthat, dem folgten viele Palikaren; die Pforte hatte selbst die Klephten von Macedonien, Thessalien, Akarnanien und Aetolien anerkannt und in vierzehn Kapitaneien oder Armatolen eingetheilt. Gouras ist der berühmteste der in dem Befreiungskriege aufgetretenen Klephten. Aus diesen Armatolen bestanden die bedeutendsten Truppen der Griechen während des Kampfes gegen die Türken. Denn das im Jahr 1822 dekretirte regelmäßige Heer ist nie zu Stande gekommen.

Auch die tactischen Corps von Normann, Fabvier und Heideck hatten keinen Fortgang; gleichfalls konnte das Bataillon Philhellenen mit der germanischen Legion nur wenig leisten. Zu groß ist die Abneigung der Griechen gegen regelmäßige Disciplin. Dazu kam noch, daß die Militair-Primaten durch diese Institute ihr Ansehen beeinträchtigt sahen. So wenig es dem Ritter v. Grumbach mit seinen 200 Gewappneten behagt hätte, wenn man ihm eine

Compagnie in einem regelmäßigen Regiment verlieh, eben ſo wenig würde es für einen ſolchen griechiſchen Capitain, der zehn Palikaren befehligte, ein Aequivalent geweſen ſeyn, wenn er auch Offizier in einem Garde-Bataillon geworden wäre. Denn alsdann mußte er marſchiren, wenn er ſollte; mußte angreifen, wo es befohlen war; mußte ſtehen, wo es beliebt wurde; wogegen er jetzt den Krieg als Souverain ſelbſt gegen ſeinen Chef führen konnte.

Daher blieb auch das Conſcriptions-Geſetz von 1825 ohne allen Erfolg, und was von regelmäßigem Militair unter Capo d'Iſtria zuſammen gebracht worden war, erlitt ſeine völlige Auflöſung, als 1831 der Zwieſpalt der Griechen ſo weit ging, daß eine beſondere Regierung zu Nauplia und eine andere zu Megara errichtet wurde. Das Reſultat war, daß der König von Griechenland bei ſeiner Ankunft nicht mehr als 150 Gemeine von den ehemaligen regulairen Bataillonen vorfand, die kaum bekleidet und halb verhungert waren; dagegen meldeten ſich 1500 Generale und 6000 Offiziere voller Anſprüche. Außerdem zogen

etwa 7000 vereinzelte Palikaren im Lande herum, plündernd und bereit, ſich jeder Partei in die Arme zu werfen, welche im Stande war, ſie durch Geld an ſich zu feſſeln und in ein Corps zu ſammeln. Hätte daher die Regentſchaft nicht 3000 Bayern mitgebracht, ſo würde der erſte beſte Capitain dem landenden König Geſetze vorgeſchrieben haben.

Daß Alles ſo gut abgelaufen, verdankt Griechenland, verdankt Europa, nach dem gehaltreichen Ausſpruche der ſtaatsklugen Frau Gräfin v. Armansperg, dem großen Erz-Staatskanzler, dem die andern Mitglieder der Regentſchaft, nach dem Ausſpruche der Frau Gräfin, nur als Schildhalter zur Seite ſtanden.

Eine Kriegs-Marine beſaß Griechenland während des Freiheitskampfes eigentlich nicht, ſondern es waren Privat-Fahrzeuge, Handelsſchiffe der Hydrioten, Spezzioten, Ipſarioten und anderer Handels-Capitaine, welche zur See für die griechiſche Sache fochten. Mit ihnen ſprengte Papa Nicola das erſte türkiſche Linienſchiff in die Luft, mit ihnen verbrannte Kanaris zwei Kapudan-Paſcha's, nebſt drei

Fregatten und zwei Corvetten. Erst nach der englischen Anleihe erhielt Griechenland in der Fregatte Hellas das erste Staats-Kriegsschiff; dagegen gab es unter Capo d'Istria schon 9 Admirale und 120 Schiffs-Capitaine. Uebrigens sahen die Schiffs-Eigner eine Staats-Marine ungern, weil sie dadurch den Verdienst mit eignen Schiffen, für die ihnen Miethe bezahlt wurde, verloren. So kam es denn, daß Miaulis im Jahre 1831 die griechische Flotte bei dem ersten sich darbietenden Vorwande verbrannte, worauf die Griechen den Archipel mit Seeräuberschiffen bedeckten.

Diejenigen Palikaren, welche die vortheilhaften Anerbietungen der Regentschaft nicht annahmen und sich ihren Anordnungen nicht fügen wollten, zogen meist über die Grenze, nach der Türkei, um vorkommenden Falles von dort gegen die in Griechenland eingeführte Ordnung aufzutreten. Viele kamen zwar wieder zurück, aber lebten ohne Beschäftigung, machten die Gebirge unsicher und waren die Werkzeuge der bis in dieses Jahr dauernden Aufstände gegen den König Otto.

Die Offiziere derſelben ſuchte man nach Möglichkeit und Verdienſt anzuſtellen; zu Oberſten wurden z. B. ernannt: Bozzaris, Deligianis, Londos, Jatrakos, Stamatelopulas, Vavrobouniotis, Vlachopulos, Mauromichalis u. A. m. Auch ſollte kraft eines Geſetzes vom Jahr 1834 an die Offiziere des Befreiungs-Heeres von den bedeutenden Staats-Ländereien ſo viel angewieſen werden, daß auf Jeden ein Beſitzthum von 2500 bis 6000 Drachmen, oder von 800 bis 1800 Rthlr. Werth, auf jeden Soldaten aber von 1200 bis 1500 Drachmen, oder von 300 bis 400 Rthlr. komme.

Man muß geſtehen, daß die Regierung nicht undankbar gegen die Retter des Vaterlandes geweſen iſt.

XIII.

Der Patriarch zu Conſtantinopel.

Ein Beſuch in dem großen und reichen Kloſter Megaspilion veranlaßte mich, über den Zuſtand der griechiſchen Kirche Erkundigungen einzuziehen, und ich hatte das Vergnügen zu bemerken, daß die Verhältniſſe derſelben zu der Regierung ſich ſehr gut geſtaltet haben.[1] Die

[1] Das Kirchen- und Schulweſen ſammt der Juſtiz gehörten dem Special-Referat des Herrn v. Maurer an. Was dieſer gelehrte Staatsmann trotz aller vorhandenen Schwierigkeiten in ſo kurzer Zeit in dieſen drei wichtigen Zweigen geleiſtet, muß man im höchſten Grade bewundern, beſonders wenn man bedenkt, wie weit hierin mancher civiliſirte europäiſche Staat zurück iſt, und wie langſam man überhaupt hierin im geſammten Europa fortgeſchritten war. Dieſe Leiſtungen allein ſichern Herrn v. Maurer eine Stelle in der Geſchichte. Er ging von der wichtigen und fruchtbaren Idee aus, daß kein Staat einer unabhängigen Kirche entbehren könne, und daß dieſe der Haupthebel der Freiheit ſey. Sollte alſo der

Griechen hatten unter türkischer Herrschaft insofern freie Religionsübung, als sie ihre Bischöfe und Patriarchen selbst wählen durften; doch

griechische Staat wirklich frei seyn, so mußte er eine eigene selbständige Kirche besitzen, die keinem fremden Einfluß unterliegt. Die griechische Kirche mußte demnach der Herrschaft des Patriarchen von Constantinopel entzogen werden. Man hüte sich ja, das Verhältniß der griechischen Kirche zu diesem Patriarchen mit dem Verhältnisse der katholischen Kirche zum Pabste zu vergleichen. Denn außer der sonstigen gänzlichen Unähnlichkeit beider Größen bedenke man nur, daß der Pabst ein selbständiger Souverän ist, ja als der erste Souverän von allen christlichen Herrschern betrachtet wird, während der Patriarch von Constantinopel nur ein Staatsdiener des Sultans ist, von dessen Willkür und Politik er allein abhängt. Daraus folgt, daß solange die griechische Kirche unter dem Einflusse dieses Patriarchen stand, sie und somit der griechische Staat mittelbar vom Sultan und seiner Politik abhängen mußte. Schon aus diesem politischen Gesichtspunkte allein war die Unabhängigkeits-Erklärung eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden. Allein auch noch von einem andern eben so wichtigen Gesichtspunkte aus war sie unumgänglich. Die griechische Kirche lag gänzlich in Verfall, und mußte daher wieder aufgerichtet werden. Dies wäre jedoch unter dem Einflusse des Patriarchen gänzlich unmöglich gewesen, da er dem Aufblühen derselben stets hätte Hindernisse in den Weg legen müssen, selbst wenn er persönlich anderer Meinung gewesen wäre, dieweil es weder in der Politik des Sultans noch Rußlands liegen kann, daß in Hellas die griechische

mußte der Berat oder Bestätigungsbrief des Sultans mit schwerem Gelde erkauft werden. Auch wurden oft Patriarchen und Bischöfe

Mutterkirche zu großem Ansehen gelange. Endlich war die Maßregel in Griechenland durchaus eine nationale, eine populäre, und wurde von dem gesammten Volke mit Jauchzen und Frohlocken aufgenommen. Die verständigen Griechen sahen wohl ein, was in dieser Unabhängigkeits-Erklärung ihrer Kirche lag, sie erkannten, daß das Glück und die Hoffnung einer glorreichen Zukunft damit eng in Verbindung stehe. Daß aber jeder Grieche diese Zukunft tief im Herzen verborgen trägt, daß sie den Gegenstand seiner liebsten Träume ausmacht, wird Jeder wissen, der nur einigermaßen mit der Denkweise des griechischen Volks vertraut ist. Wenn also in Deutschland manche Stimme sich gegen jene Unabhängigkeits-Erklärung aussprach, so kann dies nur aus Dummheit, Unwissenheit, Neid oder Bosheit geschehen seyn, oder wenn Einige davon schwatzen, daß man mit dem Patriarchen hätte zuerst unterhandeln sollen, so zeigen sie hierin wieder ihre gänzliche Unkenntniß der Verhältnisse. Denn daß man mit einem vom Sultan abhängigen Beamten in den Unterhandlungen nicht weit kommen werde, muß wohl ein Kind einsehen. Ein Unglück für diese Maßregel war aber die Abberufung des Herrn v. Maurer. Die weitere Ausführung derselben blieb dadurch dem Grafen v. Armansperg allein überlassen. Dieser verstand aber erstlich ihre Wichtigkeit nicht, indem sich dieser leichtfertige Egoist nicht zu solcher Höhe erheben kann, zweitens war ihm die Zukunft Griechenlands gleichgültig, denn er sorgte nur für sich, und etwa

enthauptet, um von Neuem daſſelbe Emolument zu ziehen, oder vermochte man die Synode, die Abſetzung ſolcher hohen Geiſtlichen auszuſprechen, damit die Form beobachtet würde, worauf ſelbſt die Türken manchmal hielten. Der Sultan vollzog die Inveſtitur des Patriarchen in Perſon durch Uebergabe des Beſtätigungsbriefes, des Patriarchenſtabes, Patriarchenhutes, Mantels und der Kappe, ſo wie eines weißen Pferdes; auch hatte der Erwählte den Rang eines Paſcha's von drei Roßſchweifen.

für den Adel; ferner drittens ſchadete die Wiedererweckung der Parteien durch den Grafen auch den Kirchenangelegenheiten, da auch ſie ganz natürlich von dem Parteikampf nicht ausgeſchloſſen blieben, und endlich viertens fehlten dem Grafen alle Kenntniſſe, ſowohl der Sache als der Perſonen, um die Maßregel im Geiſte ihres Stifters zu vollziehen, ſelbſt wenn er den Willen dazu gehabt hätte. Trotz allem dieſem aber ſteht die griechiſche Kirche unabhängig da, wird ſich auch als ſolche erhalten, und jener Schritt dürfte ſpäter erſt reiche Früchte tragen. Steht es im Buche der Jahrhunderte geſchrieben, daß Griechenland einſt groß und mächtig werden ſoll, ſo trägt die Unabhängigkeit ſeiner Kirche gewiß viel dazu bei, und der neue Staat wird ebenſoviel Nutzen aus dieſer Maßregel ziehen, als Rußland aus der ähnlichen bereits gezogen hat.

Der Patriarch von Constantinopel war ursprünglich der erste aller griechischen Geistlichen, und hieß Oecumenischer Patriarch; wenn auch die Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem nicht unter ihm stehen, so genießt er doch die Ehre des Primats; ebenfalls ihm nicht unterworfen sind die Erzbischöfe von Cypern und des Klosters auf dem Berge Sinai. Die Einkünfte des Patriarchen zu Constantinopel sind sehr bedeutend, denn außer den Erbschaften von den Erzbischöfen und Bischöfen erhielt er früher alle drei Jahre eine Abgabe von jeder griechischen Familie.

Vor dem Befreiungskriege zählte das heutige Griechenland zwanzig Metropolen, zwei Erzbisthümer und neunzehn Bisthümer, meist mit bedeutenden Einkünften, besonders an Casualien, z. B. für Seelenmessen u. s. w. Sehr reich war die bischöfliche Ernte bei Trauungen; endlich mußte jede griechische Familie eine jährliche Abgabe und jeder untergeordnete Geistliche einen gewissen Tribut zahlen, so daß das Einkommen eines Bischofs sich von 20,000 bis zu 80,000 türkischen Piastern belief. Der bischöfliche

Kanzler stellte früher den Notar in allen Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit vor. Die Geistlichen niederer Grade können heirathen, und man zieht sogar die verheiratheten vor.

Auf siebenundzwanzig Familien kam in Griechenland vormals durchschnittlich ein Geistlicher. Auf den Inseln waren die Gemeinden in Erbauung neuer Kirchen nicht beschränkt, wogegen in der übrigen Türkei nur die vorhandenen Kirchen, und diese nur mit demselben Material, wieder hergestellt werden durften. Auch die Mönche waren zahlreich, und lebten theils in Klöstern, theils als Anachoreten und Eremiten. Nonnenklöster gab es wenige; beide sind meist von dem Orden des heiligen Basilius. An der Spitze der Mönchsklöster standen Archimandriten, die Frauenklöster wurden von Aebtissinnen regiert; der letztern waren 35 mit 300 Nonnen, der erstern etwa 400 mit 8000 Mönchen. Das größte Kloster, Megaspilion, hatte bei 140 Mönche und ein jährliches Einkommen von 40,000 spanischen Piastern.

Die Regentschaft nahm eine bedeutende

Reform der Klöſter vor. Alle, in denen ſich weniger als fünf Mönche befanden, wurden geſchloſſen und verpachtet, die Einkünfte aber für geiſtliche und Schulzwecke verwendet; dieſelben betrugen jährlich beinahe eine halbe Million Franken. Durch dieſe Maßregel wurden die Mönchsklöſter auf zweiundachtzig reducirt, die Nonnenklöſter aber auf drei. Die übrig gebliebenen erhielten eine beſſere Dotation und den jüngeren Mitgliedern erlaubte man, in die Welt zurückzukehren, was auch von Vielen benutzt worden iſt. Dieſer Schritt, der in katholiſchen, viel cultivirteren Ländern von einer katholiſchen Regierung ungern ertragen worden wäre, ward von den Griechen ihrer anders glaubenden Regierung nicht übel genommen.

Dieſelbe that aber noch mehr, ſie befreite, wie ſchon oben erwähnt, die Kirche ganz von der Obergewalt des Patriarchen zu Conſtantinopel, was weder der Pforte, noch Rußland gleichgültig war. Klugerweiſe hatte man erſt durch Privatſchreiben die Meinung der Biſchöfe darüber vernommen, und ſie ſodann nach Naupli zuſammen berufen. Sie traten in eine

Verſammlung zuſammen, und am 27. Juli 1833 fiel der einmüthige Beſchluß dahin aus: daß ſie nur den Stifter des Glaubens für ihr Haupt anerkennen, daß ſie aber für die Verwaltung der Kirche den König als ihren Oberherrn betrachteten. Die Griechen, ſonſt noch ſo weit gegen uns zurück, haben damit die geſammte preußiſche evangeliſche Geiſtlichkeit in Anſehung des Agendenſtreits tief beſchämt.

Die Weltgeſchichte wird es dem großen Staatsmann nie vergeſſen, der dieſes wichtige Werk zu Stande gebracht. Es war wahrlich ſchwerer zu vollbringen, als die Trennung der ruſſiſchen Kirche von dem Patriarchen zu Conſtantinopel durch Peter den Großen. Schon im Auguſt 1833 war die erſte Synode verſammelt. Der damalige Patriarch von Conſtantinopel ſelbſt benahm ſich ſehr würdevoll, indem er dieſen Schritt für nothwendig, wenn auch nicht für erwünſcht erklärte. Die Wirkſamkeit der Synode zeigte ſich ſogleich darin, daß die Bisthümer auf zehn reducirt und mit den politiſchen Grenzen des Königreichs in Einklang gebracht wurden. Hierin thaten es

die griechiſchen Biſchöfe ihren engliſchen Mitbrüdern weit zuvor; denn außer der Beſchränkung ihrer Einkünfte haben ſie es ſelbſt gebilligt, daß keine Erzbiſchöfe in der Folge mehr ernannt werden, ſondern völlige Gleichheit unter den Biſchöfen ſtattfinden ſollte.

Mit gleich glücklichem Erfolge ward auch das Erziehungsweſen neu organiſirt; auch hierüber hörte ich nicht bloß in den Salons des Grafen Erz-Staatskanzlers, ſondern überall ſonſt nur eine Stimme der Zufriedenheit.

Nach dem Falle des griechiſchen Kaiſerthums hatten ſich etliche Kloſterſchulen zu Conſtantinopel, Chios und Athen erhalten; ſpäter errichteten die katholiſchen Miſſionäre einige Schulen zu Santorin, Naxos und Theſſalonich. Zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts wurde eine Akademie von dem Kaufmann Manolakis zu Conſtantinopel geſtiftet, auf welcher Fürſt Kantemir ſeine Erziehung erhielt; bald nachher errichtete Giuma eine helleniſche Schule zu Janina, und im achtzehnten Jahrhundert ward eine ähnliche durch die Kaufmannſchaft zu Patmos eröffnet. Nach Bulgaris zeigte in

wieder den Klöstern übergeben wird, und wo der König wie in jener guten alten Zeit, nach der wir streben, Klöster, Burgen und Kirchen baut.

Durch die Abberufung des Herrn v. Maurer stockte die Organisation des Schulwesens wie die der Kirche. Was bis zu jenem Augenblick von diesem Staatsmann vollbracht war, erhielt sich zwar und schleppte sich nothdürftig fort, allein Neues schuf Graf Armansperg nicht, er vernachläßigte vielmehr das schon Existirende. Theils hatte er gar kein Interesse an dem Schulwesen, theils nahmen ihm seine Intriguen und die Leitung des Parteikampfes alle Zeit und Ruhe, um nur irgend an etwas Nützliches zu denken. Auch ist dem trefflichen Grafen, an dem jeder Zoll ein wahrer Edelmann ist, der Gegenstand gänzlich fremd. Er ging zwar auch in seiner Jugend durch die Schulen, allein, wie die böse Welt behauptet, hat er nichts gelernt. Er mag schon frühzeitig gedacht haben, was ihm später auch zum Theil gelungen ist: nämlich daß ein vornehmer Adeliger, wenn er einmal im Amt steht, genug Bürgerliche fände, die

für ihn arbeiten. Doch hat er sich in Griechenland, wo kein Adel existirt, mithin auch dieses europäische Verhältniß nicht stattfindet, hierin verrechnet. Er wußte, daß Herr v. Maurer sämmtliche Schulgesetze schon entworfen hatte, er forderte sie daher demselben vor seiner Abreise ab, allein dieser antwortete ihm, er möge sich nur selbst daran versuchen, was er entworfen, könne er ihm nicht mittheilen. So gelang es dem Grafen nicht, sich mit fremden Federn zu schmücken, wie er dies in Bayern so gut einzurichten verstand. Diese Verweigerung nahm der Graf zwar sehr übel, denn er sah wohl ein, in welche Verlegenheit er dadurch kommen werde, allein er mußte sich fügen, da er auf seine wiederholten Anfragen von Herrn v. Maurer dieselbe abschlägige Antwort erhielt. Griechenland hat zwar dadurch einen unersetzlichen Verlust erlitten, da die verlorne Zeit nicht wieder eingeholt werden kann, allein es könnte sich glücklich preisen, wenn dieser der einzige wäre, welcher durch jene Abberufung entstanden ist.

Herr v. Maurer hatte auch bereits eine

Staats-Bibliothek gegründet, allein nach seiner Abreise wurden keine Bücher mehr angeschafft und die vorhandenen verschleudert. Für das wichtige Fach der Antiquitäten ließ er aus Rom einen erfahrnen Kunstkenner, den Herrn Weißenburg, kommen und ernannte ihn zum General-Conservator der griechischen Antiquitäten und der wissenschaftlichen Sammlungen, unter dessen Mitwirkung ein umfassendes Gesetz über diesen Gegenstand erlassen wurde. Als aber Herr v. Maurer abberufen ward, nahm auch der General-Conservator seinen Abschied, da er unter Armansperg nicht dienen wollte. Die Aufsicht über die Alterthümer kam nachher in keine gute Hände. Die Staats-Buchdruckerei ward ebenfalls durch Herrn v. Maurer ausgedehnt und die Presse vor Mißbräuchen durch sehr weise, liberale Gesetze bewahrt.

Ein anderes außerordentliches Verdienst hat sich endlich Herr von Maurer um die Rechtspflege erworben. Die Regentschaft fand bei ihrer Ankunft so gut als gar keine, errichtete daher, um dem ersten Bedürfniß abzuhelfen, sogleich drei Straf-Gerichtshöfe

zu Nauplia, Theben und Missolonghi gegen die Ruhestörer, und bestimmte sie auch zu Civilgerichten, falls die Parteien sich selbst ihrer Entscheidung unterwerfen wollten. Bald darauf wurden die Friedensgerichte neu organisirt, und schon zu Anfang des Jahres 1834 erschienen vier wichtige Gesetzbücher, der Straf-Coder, das Gesetz über das Verfahren in Streitsachen, die Gerichts- und Notariats-Ordnung und der Civilprozeß. Diese ausgezeichneten Gesetze sichern dem Herrn v. Maurer auf ewig den Dank der griechischen Nation. Er hat sie selbst und ganz allein entworfen, keines der übrigen Regentschafts-Mitglieder nahm Theil daran. Leider hat die Abberufung des Herrn v. Maurer verhindert, daß auch ein Civil-Coder zu Stande kam. Nach seiner Abreise suchte zwar Graf v. Armansperg die Justiz-Verfassung zu untergraben, er ernannte nämlich Commissionen, um die Gesetzbücher umzuändern, allein die griechischen Juristen erklärten, daß sie nichts zu ändern fänden, und so wurden sie trotz aller Intriguen des Grafen eingeführt, und haben bereits dergestalt

Wurzel geschlagen, daß die Tribunale im Ganzen vortrefflich sind, und alle Griechen ohne Ausnahme erklären, daß die Justizverfassung das beste Geschenk sey, welches sie von der Regentschaft erhalten haben.

Mit dem Civilrecht wird wahrscheinlich Graf v. Armansperg noch so lange warten, bis sich die Rechte des Adels mehr ausgebildet haben. Denn noch ist in Hellas die Macht des Zeitgeistes zu groß, um mit solchen Gesetzen auftreten zu können, wie sie die von Gott eingesetzte Weltordnung erfordert, da Adel, Bürger und Bauern sich noch nicht gehörig gesondert haben, sondern ein buntes Chaos aller Stände durcheinander gährt. Hier wäre ein Gesetz über die Provincial-Repräsentation, wie in Preußen, unmöglich. Darum zögerte wahrscheinlich auch der weise Bewahrer der mittelalterlichen Gesetze und Gewohnheiten mit der Bearbeitung eines neuen Civil-Gesetzbuches. Zwar hat Graf v. Armansperg, wie ich in Athen erfuhr, allerlei Versuche angestellt, um ein neues Civil-Gesetzbuch verfassen zu lassen, und es hieß unter Anderm, daß er den Code

Napoléon einführen wolle; allein ich glaube nicht, daß dies sein Ernst war, sondern sicherlich that er nur so, um unmittelbare Anforderungen zu beschwichtigen. Auch hört man in Athen über seine juridischen Kenntnisse sehr zweideutig sprechen. Manche wollen behaupten, er verstände gar nichts von Jurisprudenz, er habe sogar nicht einmal die eingeführten Gesetzbücher gelesen, und daher käme die Verzögerung des Erscheinens eines Civil-Coder; allein ich glaube, man darf diesen Aussagen nicht zu viel Gewicht beimessen, denn als Altadeliger würde Graf v. Armansperg doch nicht selbst Hand an's Werk legen; das schickt sich zwar für einen Herrn v. Maurer, aber nicht für einen vornehmen Grafen. Dieser arbeitet nicht selbst, sondern läßt arbeiten, was theils weit bequemer ist, theils auch dazu dient, Unwissenheit und Unkenntniß zu verbergen. Ist die Arbeit fertig, d. h. von Andern gemacht, so gibt man den Namen dazu her und belohnt die Arbeiter gräflich. Da also die Unerfahrenheit in der Jurisprudenz kein so großes Hinderniß für den Grafen seyn würde, so glaube

ich, daß meine Vermuthung wegen der Nicht-einführung des Civil-Coder wohl die richtigere seyn mag. Es müßte denn der einzige Fall eingetreten seyn, daß der Graf in Griechenland keine taugliche Leute für diese Arbeit gefunden hätte, was ich nicht glauben kann. Dem sey nun wie ihm wolle; ich komme auf meinen mehrfach ausgesprochenen Satz zurück, daß der Adel in jeder Gesetzgebung vorzugsweise berücksichtigt werden müsse. Als vorleuchtendes Muster betrachte ich das preußische Strafrecht, welches bestimmt, daß Duelle unter Bürgerlichen wie Mord bestraft werden, wogegen adelige Zweikämpfer nur eine zeitweilige Freiheitsberaubung trifft, denn ihr Stand gilt als eine gesetzliche Entschuldigung. Es dürfte freilich — so viel hat der leidige Zeitgeist schon Terrain gewonnen — selbst in Preußen schwer seyn, diese Bestimmung in einem neuen Gesetzbuche durchzuführen, so wie auch den andern Grundsatz des löblichen preußischen Civilrechts, daß der Adel zu allen Ehrenstellen im Staate vorzüglich berechtige. Ein neuer Beweis, daß nach Hegel nur das Bestehende vernünftig ist.

Darum hat auch Herr v. Savigny sich gegen neue Gesetze erklärt, indem unsere böse Zeit dazu nicht geeignet sey. In Preußen ward auch aus diesem Grunde mit Promulgation neuer Gesetzbücher eingehalten.

Die neue griechische Gerichts-Ordnung trägt leider einen sehr modernen Zuschnitt; da ist von keinen Patrimonial-Gerichten, von keinem eximirten Gerichtsstande die Rede, sondern kleine Bezirke erhielten Friedensgerichte, welche zugleich über Polizei-Contraventionen erkennen. Jedes Departement hat ein Bezirksgericht, welches auch über die nicht mit Tod zu bestrafenden Vergehen entscheidet; fünf derselben bilden den Bereich eines Appellationsgerichts, mit dem zugleich das Criminalgericht verbunden ist. Es scheint, als wenn man die von dem Präsidenten v. Schönermark für das Großherzogthum Posen geschaffene Justiz-Organisation zum Muster genommen hätte. Man war hierin auf falschem Wege, denn Jener (ein neugebackener Edelmann) hatte nur ein Provisorium aufgestellt, das von seinen altadeligen Nachfolgern auch bereits wieder verworfen ist,

indem sie zur guten alten Zeit der Land- und Stadtgerichte und der Ober-Landesgerichte mit eximirtem Gerichtsstande zurückgekehrt sind. Selbst der nach dem Zeitgeist schmeckende Name der Friedensgerichte ist glücklich verschwunden.

So sehr daher auch das neue Gesetz über die Justiz-Organisation in Griechenland gefällt, so glauben doch die wohl unterrichteten Männer außer Griechenland, daß dasselbe nur als ein transitorisches angesehen werden müsse, und daß Griechenland einst durch einen weisen Gesetzgeber, nach dem Muster des klugen Erz-Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, von der sporadischen Gesetzgebung seiner Vorgänger wieder einlenken werde zur guten alten Zeit. Auch in Preußen besteht ein bekanntes Gesetz über die Einrichtung von Kreis-Gerichten und Kreis-Directorien, ebenfalls nach dem Zuschnitt der demagogischen Ideen, mit gänzlicher Beseitigung der wohl erworbenen Rechte des Adels; aber dennoch ist dasselbe nicht zur Ausführung gekommen. Der König hat es allerdings gewollt, der Adel wußte jedoch seine

Absichten zu hintertreiben; denn nach diesem Gesetz hätte es nur König und Unterthanen gegeben, und der Adel durfte dann gar nicht mehr mitsprechen, was für denselben sehr gefährlich gewesen seyn würde, da ohnehin die große Masse des Volkes stets an das Interesse des Fürsten geknüpft ist.

Wo wäre jetzt der Adel in Preußen, wenn jenes Gesetz seit dem Jahr 1812 zur Ausführung gekommen wäre? Mit Recht ist diese Gesetzgebung daher eine sporadische genannt worden. Denn nach ihr geht die Gewalt von einem Mittelpunkte aus, und umfaßt, alle Stände durchdringend, das Ganze, in das Unendliche ausgehend. Dagegen hat v. Hardenberg den Norden und v. Haller den Süden von Deutschland wieder zu einer concentrischen Richtung der bürgerlichen Gesellschaft zurückgeführt. Diesen erhabenen und allein wahren Conceptionen gemäß bildet den nächsten der concentrischen Cirkel um den Fürsten der Hof-Adel, den folgenden der Provinzial-Adel, weiter die Beamten, alle in genau abgemessenen Kreisen sich bewegend; dann der

Bürger, und in weiter Ferne der Bauer. Dies ſchöne Syſtem wünſchen die Demagogen gern unter einander zu werfen!!!

Conjuravere cives patriam incendere.

Sallust.

XIV.

Abreiſe aus Griechenland.

Leider war während meines Aufenthalts in Griechenland der König zum erſten Male in ſeine Heimath gereist, der Erz-Staatskanzler meiſt krank, und Fürſt Pückler bereits wieder fort, ſo daß mir gerade die drei Menſchen fehlten, welche für mich in Griechenland am wichtigſten geweſen wären. Bedeutende Geſellſchaften gab es daher nicht, demnach bot ſich auch für meinen Zweck, Menſchen kennen zu lernen und deren Standes-Verhältniſſe zum Staat zu erforſchen, kein ſehr ergiebiges Feld dar. Ich mußte mich mit den Umgebungen der Reſidenz behelfen.

Damit die Leſewelt bemerke, daß ich mich auch, nach dem Vorbilde des großen Verſtorbenen,

auf Gartenbau verſtehe, halte ich es für angemeſſen, die beiden größten Garten-Anlagen Griechenlands zu beſchreiben, durch deren Schöpfung ſich der Erz-Staatskanzler ein neues Verdienſt um das Königreich erworben; ich meine die zwei Central-Baumſchulen zu Athen und auf dem Staatsgute Tyrinth; mit erſterer wurde zugleich ein botaniſcher Garten verbunden. Auch ſollen an den Straßen und Wegen von Athen, beſonders um die Akropolis, nach dem Piräus u. ſ. w. Bäume gepflanzt werden. Die nöthigen Fonds ſowohl für die erſten Anlagen, als für die künftige Unterhaltung ſind bereits angewieſen, und zum Inſpector der Baumſchule in Athen ward der **Dr. Med.** Herr Faos, für die beim Staatsgute Tyrinth aber der Adminiſtrator Herr Hauptmann v. Weeg ernannt; zwei Männer, von deren Einſichten und Thätigkeit nur Gutes erwartet werden kann. So viel man jetzt ſchon vernimmt, ſind in der Baumſchule zu Tyrinth bereits einige Tauſend junge Bäume eingeſäet; auch die Baumſchule und der botaniſche Garten zu Athen nehmen den erwünſchten Fortgang;

die öffentliche Baumpflanzung um Athen mit Platanen ꝛc. wurde begonnen. Wenn man berücksichtigt, wie wichtig die Vegetation im Allgemeinen für die Gesundheit und Fruchtbarkeit eines jeden Landes, insbesondere aber für Griechenland ist, wo sie zur Zeit noch sehr mangelt, und wenn man gleichzeitig erwägt, daß die Baumfrüchte, wie Oliven, Feigen, Mandeln, Citronen, Orangen, Maulbeeren ꝛc., zu den vorzüglichsten Boden-Erträgnissen und Ausfuhr-Artikeln Griechenlands gehören: so kann man nicht mehr zweifeln, daß jede Maßregel, welche die Staatsregierung zur Beförderung der Baumzucht ergreift, auf das physische und materielle Wohl der Nation vortheilhaft einwirken müsse. Um zu zeigen, wie ergiebig die Baum-Cultur in Griechenland wirklich ist, mag ein einziges Beispiel genügen:

Auf Poros wird der ausgewachsene Baum eines Citronenwaldes, welcher ungefähr 22,000 Bäume zählt, für 40 Kolonati oder 240 Drachmen im Kaufe bezahlt; das jährliche Erträgniß zweier Ernten eines einzigen solchen Baumes

steigt bis auf 5000 Stück und darüber; das Tausend wird zur Ausfuhr nach Constantinopel ꝛc. mit 6 — 12 Drachmen bezahlt, was vom Baum bis 10 Kolonati (60 Drachmen) beträgt.

Hiervon kommen ungefähr eine Drachme auf den Baum für Unterhaltung der Wasserleitung und zehn Procent als Staatszehent in Abzug; der Brutto-Ertrag des ganzen Waldes darf im Durchschnitt jährlich auf eine halbe bis eine Million Drachmen angeschlagen werden.

Aus diesem Beispiel allein kann man auf die Wichtigkeit der Cultur der Fruchtbäume in Griechenland schließen. Die Staatsregierung erkannte dieselbe; Beweis dafür die im Dotations-Gesetze aufgenommene Bestimmung, wonach jeder Dotirte angehalten werden kann, auf das Stremma bis fünf Fruchtbäume zu setzen; gleicherweise nahm man auch bei den Verpachtungen von Staatsgütern auf die Baum-Cultur Rücksicht. Dadurch, daß für jetzt in den beiden Haupttheilen Griechenlands, auf Morea und dem Festlande, zwei Central-Baumschulen errichtet worden sind, sichert sich

die Staatsregierung den Vollzug jener gemeinnützigen Anordnungen, indem sie dem Publicum Gelegenheit gibt, ohne Schwierigkeiten und besonderen Kostenaufwand die zur Pflanzung nöthigen jungen Bäume erhalten zu können; auch kann künftighin die Baum-Cultur mit weit mehr Erfolg als bisher betrieben werden, weil die jungen aus Kernen gezogenen Bäume bekanntlich viel leichter und schneller gedeihen, als die aus Schößlingen; ja man darf sagen, daß von der bis jetzt in Griechenland befolgten Methode, aus Schößlingen die Baum-Pflanzungen zu machen, so wie von dem übertriebenen Weide-System, der verhältnißmäßig tiefe Stand der Baum-Cultur herrührte. Wird doch selbst in denjenigen Ländern, wo die Boden-Cultur viel weiter als in Griechenland gediehen ist, die Baumzucht mit großem Eifer betrieben, und warum sollte dieses nicht auch in Griechenland geschehen, wo, wie gesagt, so manche andere wichtige Gründe dafür sprechen? Indem der Staat für Einrichtung von Baumschulen kleine Summen opfert, welche sich bald selbst hinreichend rentiren müssen,

konnten, Euch zu verführen und Euch vor den Augen Europa's ungerächt den Schimpf anthun zu können, Eure Liebe zur gesetzlichen Ordnung in Zweifel ziehen zu dürfen; überrascht hat Mich der Undank jener Frevler, welche vergessen konnten, daß sie die Ehre genossen, in dem Dienste Eures Königs zu stehen. — Bewohner des Festlandes! Die Namen Nikola Zervas, Dimos Zelios und Malamas sind gebrandmarkt für immer, sie sind gelöscht aus den Listen der Phalanx; der Arm der Gerechtigkeit wird die Person dieser Verworfenen ereilen. — Bewohner des Festlandes! Rechnet auf die Fürsorge und die Kraft der Regierung; sie wird Eure Ordnungsliebe stützen, Eure Ruhe schirmen, Eure Feinde vernichten. Die hierzu erforderlichen Maßregeln sind ergriffen; insbesondere werden die Truppen im Innern und an den Grenzen des Festlandes vermehrt und an ihre Spitze ausgezeichnete Führer gestellt werden; die Civil-Behörden haben ausgedehnte Vollmachten und umfassende Befehle erhalten; zur Oberleitung der beiden Kreise wurden Männer Meines

vollen Vertrauens abgesendet; für den Vollzug der Strenge der Gesetze ist gesorgt; den Verführten werden Wir mit landesväterlicher Milde Gelegenheit der Rückkehr zur Pflicht geben. Unsere deßhalb erlassenen Verordnungen sollen unverzüglich verkündet werden. — Bewohner des Festlandes! Fahret fort in dem Eifer für Ordnung und Ruhe, denn in ihnen liegt Griechenlands Heil, und dies ist das Ziel Eures Königs, der Euch und allen Hellenen mit der Liebe eines Vaters zugethan ist.

Athen, den 16/28. Februar 1836.

Otto.

Glaubt man nicht Napoleon zu vernehmen? Leider half dieser Aufruf nicht viel; man mußte die Palikaren zu Hülfe rufen, und sich so gewissermaßen der Bewegung in die Arme werfen. Denn mit den Räubern in Akarnanien hielt es auch die nappistische Partei, d. h. die von Capo d'Istria. Auch dachte man jetzt wieder mit Ernst an die Formation der Armee, welche

der Staatskanzler unter seiner kurzen Alleinherrschaft fast aufgelöst hatte. Die aus der Anleihe der drei Schutzmächte nach Griechenland geflossenen Gelder waren zwar geschmolzen, aber ein stehendes Heer bestand noch nicht, obgleich unter der Regentschaft ein schöner Anfang gemacht wurde. Leider wird das national-griechische Militair nicht eher zufrieden zu stellen seyn, bis alle deutsche Offiziere entfernt sind.

Viele unparteiische und ausgezeichnete Griechen sowohl in Athen, als in den Provinzen, welche ich um die eigentliche Ursache des bitteren Hasses befragte, den die Griechen gegen das bayerische Militair und die Deutschen überhaupt hegen, antworteten mir, daß zwar die allzugroßen Beförderungen der deutschen Offiziere allerdings zu Unzufriedenheit Anlaß gegeben, doch keineswegs zu der jetzt existirenden feindseligen Stimmung, die künstlich und lediglich durch den Grafen v. Armansperg und Herrn v. Kobell hervorgebracht worden sey. Diese beiden Herren hätten nach Abberufung der Majorität damit angefangen, daß sie

proclamirt, sie wollten national regieren, und da Beide weder einen Begriff von Nationalität, noch vom Regieren besaßen, so mochten sie geglaubt haben, Alles wäre geschehen, wenn sie ihre eigenen Landsleute und besonders das bayerische Militär herabsetzten. Sie hätten deßhalb kein Mittel unterlassen, welches die Erniedrigung desselben herbeiführte, was denn von den Parteien gehörig benutzt wurde, indem sie wohl eingesehen, welches reiche Feld für sie dadurch ausgebeutet werden könne, und so sey die jetzige unglückliche Stimmung entstanden, die man gewiß einst bereuen werde. Graf v. Armansperg wollte sich auf alle Weise populär machen, und gedachte, mit den käuflichen Palikaren und ihren Chefs am besten herrschen zu können. Solange das Geld der Anleihe geflossen, würde auch dies ganz gut gegangen seyn, denn sein ganzes System beruhte auf Bestechlichkeit und Corruption; was aber hernach geschehen werde, ließe sich nicht einsehen. Graf v. Armansperg sey ein zu schlauer Mann, als daß er vorher nicht schon seine Partie für einen solchen Fall genommen;

Herr v. Kobell aber ſey ein zu leichtſinniger Mann, als daß er ſich je um die Folgen dieſes unverſtändigen Schrittes bekümmert hätte.

Nach mehrmonatlichem Aufenthalt verließ ich endlich das mit eignen Augen erkannte Griechenland nicht in der glücklichſten Lage, und trotz der Selbſtgenügſamkeit und Schlauheit des großen Staatsmannes, der das Schickſal dieſes Reiches lenkt, hege ich doch in der That Beſorgniſſe für den neuen Staat. Doch:

nil metuendum Teucro duce et auspice Teucro!

Die Anweſenheit des Königs von Bayern fiel eben in den trüben Zeitabſchnitt des Aufſtandes, welcher zeigte, auf welchen ſchwachen Füßen das neue Königreich ſtehe. Damals kam auch das Budget von 1836 zu Stande, welches leider ganz auf der fremden Anleihe beruht. Dagegen ward während der Anweſenheit des königlichen Vaters das Geſchäft der Grenz-Berichtigung mit der Türkei beendet. Als König Ludwig am 6. April 1836 ſich wieder einſchiffte, um in ſein Bayern zurückzukehren, mag er manche ernſte Betrachtungen

über die Verschiedenheit seiner Lage und der seines Sohnes angestellt haben. In Bayern herrscht allenthalben Wohlstand und Ordnung, auch besitzt König Ludwig die Anhänglichkeit des Bürger- und Bauernstandes, und kann darum leicht verschmerzen, daß er von dem Adel nicht besonders geliebt ist. In Griechenland dagegen liegt Alles noch in einem wilden Chaos. Allein gelänge es dem jungen König, dort nach und nach einen Adel um den Thron zu sammeln, — und dies wäre möglich auszuführen, da Seine Majestät nichts hindert, diesem Stande so viel Recht einzuräumen, als er zu seiner Constituirung nöthig hat, — so wäre immer noch große Hoffnung vorhanden, daß das neue Königreich bald zu Macht gelangen dürfte. Ich denke, der große Erz-Staatskanzler wird Griechenland nicht verlassen, ohne ernstlich hieran zu denken; denn es kann ja für ihn nicht hinreichend seyn, bloß an seinem irdischen Glück zu arbeiten, er muß doch auch etwas für seine Unsterblichkeit, für seinen Ruhm thun. Und durch was könnte er sich bei der Nachwelt berühmter machen, als durch

Constituirung eines Adels in Griechenland, da es ihm mit nichts Anderem hat bis jetzt gelingen wollen?!

Ich hatte meine Beobachtungen in Griechenland früher beendet, als ich erwartete, und konnte daher meinen Reiseplan weiter ausdehnen, als ich gehofft hatte. Ich sah die Ebenen von Troja, die Dardanellen, die hohe Pforte und den Groß-Sultan.

Man wird erwarten, daß ich recht viel von meinem Aufenthalt in Constantinopel erzähle. Allein die Natur-Schönheiten werden durch den großen Verstorbenen hinreichend beschrieben werden. Andererseits haben Statistiker und Geographen die türkische Kaiserstadt schon oft genug zum Gegenstande ihrer Forschungen gemacht. Graf Raczynski hat beschrieben, was sich nur beschreiben ließ; nicht minder gab uns Lady Montague, obwohl mit einem gewissen Verluste, eine Schilderung von dem, was sobald kein Mann zu sehen bekommen wird.

Was soll ich daher von Constantinopel sagen, da außer den diplomatischen Gesellschaften

sonst so gut als keine andere stattfinden. Unter diesen darf man sich aber keineswegs eine reine Gesellschaft de la haute volée denken, vielmehr gehören daselbst reiche Kaufleute aller Nationen, wenn sie nur einen feinen Frack tragen, zu der sogenannten guten Gesellschaft.

Ich hatte erwartet, den griechischen Adel in Constantinopel oder die Phanarioten im alleinigen Recht des Umgangs mit dem Gesandtschafts-Personal zu finden; allein ich überzeugte mich bald, daß sie im Ganzen von den fränkischen Kaufleuten wenig unterschieden sind, und der Adel des Phanars kam mir beinahe vor, wie der venetianische, welcher bekanntlich sehr nach Handelschaft und Banquier-Geschäften schmeckt.

Uebrigens ist es unmöglich, daß in der Türkei ein Adel aufkommen kann. Alles geht von dem Willen des Groß-Türken aus, der keinen Staat im Staate duldet, und das Aufkommen jeder Corporation verhindert. Er will allein regieren, und thut es auch, denn wenn er einen Mißbrauch erfährt, und sich davon überzeugt, wird der Beamte, der daran

Schuld ist, sofort abgesetzt, falls er nicht gar den Kopf verliert; jedenfalls aber verliert er sein Vermögen.

Da ist keine mächtige Familie zu schonen, keine vornehme Bekanntschaft zu berücksichtigen. Hier strebt kein Kastengeist dem Willen des Sultans entgegen. Alle sind nichts als seine Unterthanen, der reichste Bassa wie der ärmste Raja sind unter seiner hohen Pforte gleich, und Geburt gibt nicht das geringste Vorrecht. Schon oft ist behauptet worden, daß der Adel die einzige Schutzwehr gegen die Despotie sey. Aber in keinem Buche ist davon ein größerer Mißbrauch gemacht worden, als in dem fünften Theil von Tutti Frutti. Etwas Nachtheiligeres ist bisher gegen den Adel nicht geschrieben worden. Der Verfasser will einen Majoratsadel, und findet es sogar ganz natürlich, daß der Adel, wie er jetzt in Norddeutschland besteht, verhaßt seyn müsse.

Dies kann der große Verstorbene nicht geschrieben haben, sondern ein armer Stubengelehrter hat diesen Theil verfaßt und für eine Fortsetzung der ersten ausgegeben, um sich einen

Verleger zu verschaffen. Freilich, gegen einen Majoratsadel, gegen Standesherren hat kein Bürgerlicher etwas einzuwenden. Aber der wahre Adel bedarf keines Geldes!!!

Daß die Griechen nicht denselben Schutz des Großsultans genießen konnten, wie die Türken, lag natürlich in der Religion, da der Druck der Ungläubigen dazu beitragen soll, ihnen den Islam annehmlich zu machen.

Die Türken selbst finden sich aber sehr wohl bei ihrer Verfassung; denn der Sultan sagt: ich will, daß meine Türken lieber mit mir zufrieden sind, als mit meinen Bassen, ich kann Bassen haben so viel ich will, aber nicht Unterthanen, denen es gut geht und die mir zugethan sind. Sobald daher ein Bassa bei dem Sultan wegen Bedrückung der Untergebenen angeklagt war, blieb ihm gewöhnlich nichts Anderes übrig, als sich sofort in offenen Kampf gegen den Sultan zu setzen, wozu er stets an der früher vorhandenen Kriegerkaste, den Janitscharen, willige Helfershelfer fand; er durfte bloß den Garnisonen seines Paschaliks einige Beutel austheilen und ihnen reiche Plünderung

verſprechen, ſo waren ſie ſogleich bereit, einen Feldzug gegen den Nachfolger Mahomeds zu machen.

Die Neuerungen, welche der Sultan angefangen, würden ihm ſchlecht bekommen ſeyn, wenn die Janitſcharen noch beſtänden. Jetzt ſteht ihm Nichts im Wege, und wenn er von dem rebelliſchen Paſcha von Aegypten Nichts mehr zu fürchten haben wird, kann man noch größeren Veränderungen entgegenſehen.

Zum Glück iſt zu erwarten, daß bei dieſen europäiſchen Einrichtungen auch dort einſt der Adel feſten Fuß faſſe. Dafür werden, hoffe ich, die an der hohen Pforte beglaubigten Diplomaten, welche doch gewöhnlich dem Adel angehören, Sorge tragen. Die Nachkommen der Schwiegerſöhne des Großtürken werden dann den erſten Stamm des neuen türkiſchen Adels bilden, der, mit dem griechiſchen Adel des Phanars vereinigt und in Verbindung mit den fremden Diplomaten, einen recht glänzenden Hof bilden dürfte. Dieſem Adel der Hauptſtadt wird ſich ferner noch der moldauiſche und wallachiſche Adel anſchließen

können, welchen letztern ich — da ich meine Rückreise über Jassy nahm — dem polnischen und russischen Adel ganz analog fand.

In diesen beiden Fürstenthümern ist der Adel ganz das, was er seyn soll. Zum Beweise brauche ich bloß anzuführen, daß der jetzige Hospodar, oder Gospodar, oder Gebieter, oder Herr der Moldau derselbe Fürst Stourdza ist, welcher uns Deutsche auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht hat, von den verderblichen Wegen des Zeitgeistes einzulenken.

Wer hätte wohl geglaubt, daß ein Unterthan des türkischen Reichs der Dreieinigkeit angehören würde, welche auf den geselligen Zustand von Deutschland so wohlthätigen Einfluß äußerte, ich meine die Herren v. Haller, v. Fouqué und v. Stourdza.

XV.

Der Philolog-Philhellene.

Auf meiner ganzen Reise durch Griechenland hörte ich oft von einem unserer Landsleute sprechen, der zur Zeit der Regierung Capo d'Istrias Hellas durchzog und sich noch daselbst aufhielt, als dieser Staatsmann ermordet wurde, sowie auch während des darauf folgenden Bürgerkrieges. Das gemeine Volk nennt ihn nicht anders als den Schulmeister, die gebildetern jungen Griechen aber heißen ihn entweder den Philolog-Philhellenen, oder auch umgekehrt den Philhellenen-Philologen.

Eines Abends lud ich in Athen einige griechische junge Männer zu mir ein, welche ich theils an diesem Orte, theils auf meinen Reisen durch das Land kennen gelernt. Mehrere von ihnen hatten auf deutschen Universitäten

ſtudirt, Andere ihre Bildung in Frankreich und Italien erworben. Auch dieſen war Deutſchland nicht unbekannt geblieben, und ſie ſprachen daher die deutſche Sprache ziemlich geläufig; ſie ſtimmten deßhalb ebenfalls gern mit in das Lob ein, welches ihre Freunde meinem Vaterlande zu ertheilen für gut fanden. Die Meiſten von meinen Gäſten hatten die ſchlimmen Zeiten Griechenlands entweder zu Hauſe oder in der Fremde in traurigen Umſtänden durchlebt, und ſtehen gegenwärtig beinahe alle in Aemtern und Würden, ſo daß ſie durch den jetzigen, zuvor nie gekannten behaglichen Zuſtand ſich für ihre frühern Opfer und Leiden reichlich belohnt finden.

Der angenehme feurige Wein der griechiſchen Inſeln, von welchem mir ein Freund nicht weniger als zwölf verſchiedene Sorten verſchafft hat, brachte uns bald in eine heitere, luſtige Stimmung, ſo daß ich dieſes Mal ſogar theilnehmend die Lobſprüche mit anhörte, welche meine Gäſte ihrem Vaterlande im Uebermaße ſpendeten, und aus vollem Herzen mit vollem Glaſe anſtieß, als ſie auf deſſen ferneres

Wohlergehen tranken. Zum erſten Male vergaß ich in dieſer Geſellſchaft die Mühſeligkeiten einer beſchwerlichen Reiſe, deren Erinnerung mir bis jetzt immer peinlich war und auf manchen meiner Genüſſe ſtörend einwirkte. Da das Geſpräch bald eine ſcherzhafte Wendung genommen hatte, ſo fiel mir ein, mich nach unſerm philhelleniſchen Landsmanne zu erkundigen, von deſſen Aufenthalte in Hellas mir ſchon ſo manches Lächerliche und Ernſthafte durcheinander erzählt worden war, ohne daß ich vermocht hätte, ein klares Urtheil über ſein hieſiges Treiben zu fällen. Ich bat alſo meine Gäſte, mir Auskunft zu geben. Kaum hatte ich ſeinen Namen ausgeſprochen und mein Verlangen hinzugefügt, ſo erſcholl ein allgemeines Gelächter und Alle ſagten zugleich: Ja, ja, das iſt ein Stoff, der unſern Abend ausfüllen kann; wir wollen Ihnen gern, was wir von ihm wiſſen, mittheilen. Jeder verſicherte, ein ergötzliches Geſchichtchen zu kennen, das er entweder von Andern gehört oder ſelbſt mit erlebt habe. Sie hielten auch Wort, und der Abend floß auf die angenehmſte Weiſe hin.

Die Anekdoten, welche die lustigen Abenteuer eines deutschen Gelehrten enthalten, werde ich nun der Reihe nach dem Leser vorerzählen, in der Ueberzeugung, daß die bedeutungsvolle Charakteristik eines deutschen Schulgelehrten, dessen unpraktischer Sinn so grell hervorsticht, sobald er die Bahn der Gelehrsamkeit verläßt und in das Leben praktisch eingreifen will, ihm nicht unwillkommen seyn werde. In dem Bilde, welches ich dadurch von unserm Landsmanne aufzustellen im Stande bin, liegt aber so viel komischer Stoff, daß Mancher wohl auf den Gedanken kommen könnte, dasselbe sey mehr aus einem Lustspiele oder aus der komischen Erzählung eines launenvollen Dichters genommen, als aus dem wirklichen Leben; ich halte es deßhalb für nöthig, zur nähern Bezeichnung des Mannes noch einige aufklärende Worte einzuschalten, welche unsern Mittheilungen das Siegel des Geschehenen, des wirklich Vorgefallenen aufdrücken mögen.

Noch ist die Zeit des Wirkens und thätigen Lebens unsers heroischen Schulmannes nicht abgelaufen, sondern er bewegt sich nur stiller

und unbeachteter in seiner Heimath ganz in derselben lustig-komischen Weise fort, wie damals in Griechenland. Der Unterschied besteht nur darin, daß jener classische Boden, die Sehnsucht und der Traum seiner Jugend, seinen Kopf so erhitzt und seine Begeisterung so gesteigert hatte, daß die Narrheit seines Alters desto schroffer und ungemessener hervortrat. Doch trugen auch noch hiezu ganz besondere Umstände bei, die nicht in dem gewöhnlichen Gange des menschlichen Lebens liegen, und deren Einwirkung ein Schwachkopf nicht immer abzuwehren vermag; diese müssen daher hier berichtet werden. Die Julius-Revolution fiel gerade in die Zeit, als unser Schulmann sich in Griechenland befand; die unterdrückte Demagogie regte sich von Neuem in manchem Herzen, das ihr früher schon laut entgegenschlug und nun freudig den aufgegangenen Stern der jungen Freiheit begrüßte. Wenn wir nun bedenken, daß viele vernünftige Köpfe durch dieses Ereigniß allenthalben in Europa verdreht worden sind, daß selbst in unserem Vaterlande bedächtige Leute zu Excessen sich

hinreißen ließen, so können wir uns nicht wundern, wenn unser Schulmann in Griechenland, wo ohnedies die Parteien schon lange um die Herrschaft stritten, von dem Herrscherschwindel ergriffen worden ist. Schon an und für sich kann es gewiß nichts Reizenderes und Anlockenderes für einen Menschen geben, der ein classisch gebildeter philologischer Staatsmann zu seyn wähnt, als auf demselben Boden, wo vor Tausenden von Jahren ein Kleon, ein Alcibiades, ein Perikles und andere classische Demagogen des Alterthums gelebt und gewirkt haben, in unserer Zeit dasselbe Leben zu erstreben, denselben Wirkungskreis zu erringen. Was kann, frage ich noch einmal, für ein solches Individuum verführerischer seyn, als in demselben Lande, das die Wiege unserer Civilisation genannt wird, vom gemeinen Bürgersmann, vom deutschen Magister, zur Herrscher-, zur Regentenwürde aufzusteigen? Und wenn die vorgefundenen Elemente sich noch überdies so günstig zeigen, daß ein solcher Hauptstreich leicht ausführbar scheint, übersteigt dies dann nicht die kühnsten Träume eines classisch gebildeten

philologiſchen Staatsmannes? Die Geburt der Capo d'Iſtria oder des Königs von Schweden iſt nicht brillanter, als die unſers Schulmonarchen; die Erſten haben in Griechenland geherrſcht, der Zweite herrſcht noch jetzt in Schweden, obgleich ſie nicht Altgriechiſch verſtehen! Dieſe Vergleiche boten ſich unſerm Schulmanne von ſelbſt dar, und die Kenntniß der griechiſchen Sprache legte dabei ein ſolches Gewicht in die Wage, daß ihm ſeine Erhebung zum Regenten von Griechenland als eine ganz natürliche Sache vorkommen mußte. Wenn es daher wahr iſt, daß Derjenige, welcher unter gewiſſen Umſtänden den Verſtand nicht verliert, keinen zu verlieren hat, ſo iſt es wohl begreiflich, daß unſer Magiſter der Verſuchung nicht widerſtehen konnte und den ſeinigen verlor, um ihn vielleicht nie wiederzufinden.

Es iſt dem armen Manne auch in der That hart mitgeſpielt worden. Denn er glaubte ſchon dem höchſten Glücke ſo nahe zu ſtehen, daß er nur noch die Hand darnach ausſtrecken zu dürfen wähnte, um es für immer an ſich und an ſeine treuen Folianten zu feſſeln; die

beiden Capo d'Istria waren, nach seiner Meinung, hauptsächlich durch seine Arbeit und Anstrengung aus Hellas entfernt worden, und wo wäre der Mann in Europa, durch welchen ihr Platz, wie durch ihn, hätte ausgefüllt werden können!? Man kann über die Wahl nicht streitig seyn, dachte er bei sich. In diesem süßen Traume befangen, wollte er die letzte Hand an's große Werk legen: da entschlüpft ihm plötzlich die treulose trügerische Göttin, Kugel und Rad rollte so blitzschnell an ihm vorbei, daß er sie in kurzer Zeit ganz aus den Augen verlor. Die Großmächte wählen nämlich für Hellas einen König, und geben demselben eine Regentschaft von drei Mitgliedern bei, die während dessen Minderjährigkeit das Land regieren sollen. Entsetzliches Unglück! Nun wirft zwar die harte rücksichtslose Wirklichkeit den Schulmann wieder in das Gebiet der Träume zurück, allein es fällt ihm dennoch der Muth nicht, denn er stand dem Glück zu nahe, als daß er hätte ganz daran verzweifeln sollen. Noch glaubt er den Lärm des rasselnden Wagens, worauf die Göttin flieht, eine Zeitlang

deutlich zu vernehmen, und traut sich nicht zu unterscheiden, ob sie sich ihm wieder nähert, oder noch weiter entfernt. In diesem Zweifel befangen, lauscht er scharf mit emporgereckten Ohren, strengt horchend alle Sinne an, und so oft er glaubt, es wehe ihm ein günstiges Windchen, pfeift er, lockt er, tobt er, winkt er, spricht er abgenutzte Zauberformeln aus und bietet alle Schmeichelworte auf, um die junge fliehende Glücksgöttin sich wieder nahe zu bringen. Aber vergebens; es scheint, als wollte sie mit übermüthiger Jugendschelmerei den Alten völlig zum Narren foppen, da sie ihm nur die großen abstehenden beweglichen Ohren volllärmt, aber seinen gierigen Blicken sich stets entzieht.

Ja, man muß eingestehen, daß das Schicksal des Mannes hart ist, wenn man bedenkt, daß Herrschen schon an und für sich einen so unwiderstehlichen Reiz hat für alle Erdenkinder, und daß der Funken zu dieser Leidenschaft in jedes Menschen Brust vorhanden ist und bei jeder Gelegenheit hell erglüht; allein welchen Zauber muß erst für einen Philologen, der sein

ganzes Leben auf das Studium der alten Classiker verwendet, der Gedanke besitzen, in Griechenland zu regieren, im Sinne der ehemaligen Demagogen und Tyrannen dieses Landes? Für einen Alterthümler, sage ich, der Gelegenheit zu finden glaubt, alle aus den Büchern der Alten erworbene Kenntnisse in Anwendung zu bringen, und den dabei die Aussicht lockt, ein neues Volk in ein altes umzuwandeln, das heißt: die Neugriechen wieder zu Altgriechen zu machen, und so die Geschichte nach dem unermeßlichen Zeitraume von etwa dreitausend Jahren wieder zu verjüngen und sie wieder, trotz aller Gegenwehr, zu ihrer Urquelle zurück zu führen! Wahrlich, ich muß es wiederholen, ein solches Hochgefühl kann durch Worte nicht ausgedrückt werden, denn es muß alle selige Freuden des christlichen und türkischen Paradieses übersteigen. Statt daher in dieser Sache nur Albernes und Thörichtes zu sehen, wie Viele gethan, bin ich vielmehr geneigt, die starke Hand und die hochschlagende eisenfeste Brust des Mannes zu bewundern, der so Großes sich in

den Kopf gesetzt, und ich begreife, daß derjenige, welcher dieser unendlichen Seligkeit so nahe gestanden, sie nicht so leicht aufgeben konnte, selbst wenn die Aussicht, sie wieder zu erlangen, sich für immer verdunkelt haben sollte.

Wie mir berichtet worden, würde unser classisch gebildeter philologischer Staatsmann auch jetzt noch, da Griechenland seinen König hat, sich dazu verstehen, die zweite Stelle dort einzunehmen; er würde sich begnügen, da der erste Plan, unumschränkter Regent, oder nach dem Begriff und Ausdruck der Alten, Tyrann in Hellas zu seyn, ihm fehlschlug, der erste Rathgeber und Lehrer des jungen Königs zu werden, da das Heil des classischen Landes, welches ihm so sehr am Herzen liegt, ihn zu jedem Opfer bereitwillig macht. Gern würde er daher zu diesem Zwecke die früher schroff angespannten Saiten seines Ehrgeizes um etwas herunterstimmen, da, wie er glaubt, dieses Amt, welchem er sich großmüthig unterziehen will, bis jetzt noch immer in unfähige Hände gerathen ist, indem man nur solche Männer dazu

berufen, die keine Philologen und somit nicht classisch gebildet sind; wer aber, sagt er mit Recht, ein classisches Land verwalten will, muß vor allem classisch gebildet seyn; Männer hat man gewählt, welche das Alterthum nicht gehörig studirt haben; wer aber ein Land regieren will, dessen Geschichte in's graue Alterthum reicht, muß vor allem Andern das Alterthum genau kennen, ja, muß selbst wieder ein Alter geworden seyn. Ferner versteht von den Exkornen kein Einziger die neugriechische Sprache; der König von Schweden, soll er geäußert haben, habe zwar auch nicht schwedisch verstanden, als er in dieses Land berufen worden, um es zu regieren; allein was etwa einem König nachgesehen werden kann, soll er scharfsinnig bemerkt haben, darf seinem ersten Rathgeber nicht erlassen werden. Welche Umwandlung aller Verhältnisse in Griechenland aber durch seine Gegenwart bewirkt werden könnte, behauptet er, müsse sich bald klar zeigen; die Großmächte, welche sich um Griechenlands Wohl besonders angenommen, sowie der König von Bayern, würden bald einsehen, daß diesen

Mißgriffen allein die bisherigen ungünstigen Zustände Griechenlands zuzuschreiben seyen. Unser classisch gebildeter philologischer Staatsmann soll daher die Sache noch nicht ganz aufgegeben haben und in der festen Ueberzeugung leben, daß doch am Ende noch die Wahrheit an den Tag kommen, daß man begreifen werde, wie der Philolog-Philhellene der einzige geeignete und taugliche Mann sey, der dem König Otto in seiner Regierungsnoth beistehen und Hellas durch seine aus dem Alterthume geschöpften bewährten Recepte und Vorschriften auf einen grünen Zweig bringen könne.

Diese Vorbemerkungen, welche ich aus den besten und glaubwürdigsten Quellen schöpfte, schienen mir nöthig, um das Folgende zu erläutern und verständlicher zu machen. Sollte mancher gefühlvolle Leser aus allzu großer Theilnahme ob dem gänzlichen Mißlingen der Pläne des Mannes sich zu stark zum Mitleid hinreißen lassen, so nehme er die Versicherung hin, daß es mir eben so erging, als ich diese Zeilen niederschrieb; doch tröstete ich mich bei näherer Betrachtung damit, daß man sein

wahres Unglück sich nicht so groß vorstellen dürfe, indem er im Grunde mit Vielen gleiches Loos hatte, und daß endlich jedem Narren seine Kappe gefalle.

Ich will nun versuchen, den Inhalt der Gespräche, welche in unserer Abendgesellschaft geführt wurden, mitzutheilen, obwohl ich nicht hoffen darf, daß es mir gelingen werde, die heitere Stimmung und die muntere Unbefangenheit so wiederzugeben, wie sie uns damals in lebendiger Rede beherrschte. Sobald von mir unser deutscher Dr. Francia in Anregung gebracht wurde, so riefen, wie schon erwähnt, gleich mehrere von der Gesellschaft, daß nun Lachstoff genug für den ganzen Abend vorhanden sey. Und in der That, hätte Einer von uns das große Talent des geistreichen Plautus gehabt, leicht würde aus unserer Unterhaltung ein Seitenstück zum miles gloriosus zu entnehmen gewesen seyn. In Ermangelung dessen muß ich mich begnügen, trocken zu berichten, was ich jenen Abend vernommen habe.

Als ich des Mannes erwähnte und ihn mit dem Namen des Philologe-Philhellenen

belegte, warf sogleich ein kluger junger Hydriote, der erst kürzlich von den deutschen Universitäten zurückgekehrt war, die Streitfrage auf: daß erst entschieden werden müsse, ob man Philolog-Philhellene, oder umgekehrt Philhellene-Philolog sagen solle. Er hielte dafür, fuhr er fort, daß die letzte Zusammensetzung den Vorzug verdiene, und bevor dies nicht ausgemacht wäre, dürfe man nicht weiter gehen; man möchte ihm daher erlauben, die Gründe für seine Behauptung anzuführen. Nachdem ihm dieses gern gestattet worden war, hub er an: Er liebe es mehr, die Menschen nach ihren Intentionen, als nach ihren Handlungen zu beurtheilen, da diese oft entweder durch eine ungeschickte Ausführung, oder durch unvorhergesehene und unberechenbare Hindernisse etwas ganz Anderes darstellten, als anfänglich beabsichtigt worden sey, und solchen Zufällen wäre nicht selten der Klügste nicht gewachsen, während Jene in klarer, unbestechlicher Anschaulichkeit dastünden und vor jeder falschen Auslegung geschirmt werden könnten. Nun sey nicht in Zweifel zu ziehen, daß in den spätern Lebensjahren unsers Professors

die Liebe zu den Neu-Hellenen sich bei ihm stärker manifestirt habe, als zur Philologie, da er sich ja bekanntlich zuletzt mit nichts Anderem mehr beschäftigte, als mit der Art und Weise, wie Griechenland zu regeneriren und zu organisiren sey. Ja, diese Liebe zu den Griechen, meine Freunde, setzte Dimitrakis — so hieß der Hyperion — hinzu, ist noch nicht erloschen beim Professor, obwohl er schon längst von unserm Vaterlande entfernt ist und gar nicht mehr weiß, wie es bei uns zugeht. Denn man erzählte mir in München bei meiner letzten Durchreise, daß er durch die allzu große Vorliebe für Griechenland zum Nachtwandler geworden sey. Man sagte mir, er träume oft so lebhaft von Hellas, daß er mitten in der Nacht, mit geschlossenen Augen, wie schlafend vom Bette aufspringe, laut sprechend und sich wild gebärdend, zum Schrecken der Seinigen mit starken Schritten im Zimmer auf und ab gehe. Einige sind sogar besorgt, daß er durch diese Grecomanie — ich wiederhole absichtlich den Ausdruck, den ein Münchner bei dieser Gelegenheit gebrauchte, bemerkte hier der Sprecher —

noch am Ende Somnambule oder ein Hellsehender werden möchte. — Nein, nein, fiel bei diesem Worte ein lebhafter Rumeliote ein, der in Paris studirt hatte: deßhalb sey man nur ganz unbesorgt, es ist nicht zu befürchten, daß er je hellsehend werde. Wir lachten Alle herzlich bei dieser Aeußerung und Mehrere riefen: bravo, Xantopoulos! non, il n'est pas à craindre qu'il devienne clairvoyant, car ses yeux n'ont jamais vu clair. Mag seyn, entgegnete Dimitrakis, nachdem der Lärm sich gelegt und er seine frühere ernsthafte Miene wieder angenommen hatte, daß diese Besorgniß ungegründet ist, so bleibt doch dessenungeachtet immer wahr, was ich dargethan, daß nämlich der Philhellenismus bei unserm Professor alle andere Leidenschaften und Neigungen absorbirt hat oder wenigstens dieselben übertrifft und beherrscht. Und dieses ist nicht nur meine eigene individuelle Meinung, denn ich habe hierin auch die Zustimmung vieler bedeutenden deutschen Gelehrten, welche ich auf den verschiedenen deutschen Universitäten, die ich nach und nach besucht, über ihn reden hörte. Sie

behaupten nämlich, seitdem er angefangen sich mit der Constituirung unsers Vaterlandes zu beschäftigen, habe er die Philologie gänzlich vernachläßigt und nichts mehr darin geleistet, was nur der Rede werth sey, so daß man ihn eigentlich gar nicht mehr zu den Philologen zählen könne, während er doch früher Hoffnung gegeben habe, in diesem Fache manches Ersprießliche zu Tage zu fördern. Besonders aber habe er die Erwartung getäuscht, welche die Gelehrten von seiner Reise nach Griechenland gehegt. Es sey nämlich allgemein angenommen worden, daß er dieselbe zum Behuf gelehrter Zwecke unternommen habe, weßhalb man sich für die Philologie und Archäologie manche nützliche Ausbeute davon versprach; allein nicht wenig sey man nach seiner Rückkunft erstaunt, als er statt antiquarischer Forschungen mit einem in schlechtem Französisch geschriebenen Buche auftrat, das nichts von gelehrten Dingen enthielt, sondern von Staatsangelegenheiten handle, wovon er doch nicht das Mindeste verstehe. Es scheine daher, daß er in Griechenland die Gelehrsamkeit ganz bei Seite

gesetzt, sich bloß mit der Politik abgegeben und besonders die Regeneration und Reorganisation des neuen griechischen Staates zum Gegenstande seines Denkens und Wirkens gemacht habe. Dieses Resultat sey der gelehrten Welt eben so neu als unbegreiflich vorgekommen, indem er muthwillig sein eigenes Fach verlassen, um in einem andern ihm ganz unbekannten Felde als Pfuscher sich zu versuchen. Sie sehen daher, meine Herren, schloß der geistreiche Hydriote, daß der Philhellenismus bei unserm Professor die Philologie zu Grabe geläutet hat, und deßhalb glaube ich, daß jener erstere Name dem andern vorangestellt werden müsse und er der Philhellene-Philolog zu nennen sey, damit ihm doch wenigstens Etwas übrig bleibe für das Opfer, welches er Griechenland gebracht hat.

Als der Redner hier schwieg, rief ich: gut, gründlich demonstrirt! hob lachend das Glas in die Höhe und lud zum Anstoßen ein. Wir tranken, aber kaum hatte Lysander, ein Creter, das Glas wieder hingestellt, als er lebhaft schrie: Nein, nicht gut demonstrirt. Deine

Demonſtration, Dimitrakis, hinkt überall, ſie iſt im Princip wie in der Anwendung falſch. Laſſen Sie hören, ſagten wir; wir ſind begierig, wie Sie Ihren Freund widerlegen werden. Lyſander fuhr heftig fort: Du biſt kein Juriſt, Dimitrakis, du haſt wie ein Moral-Philoſoph geſprochen. Was liegt uns an den Intentionen der Menſchen, darüber mag Gott und der Prieſter entſcheiden, wir Andern haben es mit den Handlungen zu thun, die wir beurtheilen müſſen. Sonſt könnte uns jeder Narr den Kopf abſchlagen, wenn's ihm einfällt, und ſich nachher damit entſchuldigen, daß er die beſten Intentionen dabei gehabt habe; nein, mit ſolchen Grundſätzen verfiele man in die größten Abſurditäten. Das ſind Träumereien, wie man ſie in Deutſchland oft hört, weil man dort das Ideale höher zu ſtellen geneigt iſt, als das Reale. Alles, was der Profeſſor über Griechenland gedacht und geſagt, iſt lächerlich, was er gethan, hat mehr geſchadet als genützt, weil er gar nicht für das praktiſche Leben gemacht, gar nicht zum Handeln geſchaffen iſt. Er iſt ein Bücherheld,

dem aller praktiſche Sinn fehlt. Denn er iſt leichtgläubig wie ein Verliebter, jedes Kind kann ihm die gröbſten Lügen, die koloſſalſten Bären aufbinden, und er glaubt ſie wie die barſte Wahrheit. Ja, ja, fiel hier lachend Mauromatis, ein Janineſer, ein, davon haben wir die ſchönſten und luſtigſten Beweiſe. Ohne Charakter, fuhr Lyſander in ſeinem Eifer fort, wie ein Comödiant, ein Kalfacter und Schmarotzer, wie ein römiſcher Client, wie du Alles dies aus ſeinem Buche über Griechenland und aus ſeinen zahlreichen Artikeln in der Allgemeinen Zeitung entnehmen kannſt. In den letzten hat er abwechſelnd allen Männern, die nach und nach an der Spitze unſerer Regierung ſtanden, ohne Rückſicht auf ihre Trefflichkeit oder Schlechtigkeit zu nehmen, das Wort geſprochen, und allen Parteien den Hof gemacht, beſonders ſolang er glaubte, von dieſen Schmeicheleien Vortheil zu ziehen. Eben ſo frech und unverſchämt hat er wieder dieſelben oder andere ehrenwerthe Männer zu beſchimpfen und zu verkleinern geſucht, weil ſie mit ihm, dem Narren, nichts zu thun haben wollten.

Ich gebe daher nichts auf sein Lob oder auf seinen Tadel, weder der Fremden noch der Griechen, denn er denkt nur stets an sich dabei, da er immer die Hoffnung noch nicht aufgegeben hat, eine Rolle hier zu spielen, und zwar eine Rolle, der er weder gewachsen ist, noch die ihm zukommt. Wäre er wirklich ein Mann von großem Geist, so würde er in seinem Vaterlande eine Rolle spielen; sein König würde ihn längst bemerkt und hervorgezogen haben, wie er es mit mehreren andern geistreichen und fähigen Männern gemacht hat. Ich kann mich in der That ernstlich darüber ärgern, daß jeder fremde Narr sich einbildet, in Griechenland wäre für ihn der echte Boden seines Wirkens gefunden; ein gewöhnlicher Professor glaubt hier Regent oder erster Minister seyn zu können, ein Unteroffizier macht Ansprüche auf eine Oberst- oder Generalsstelle, ein unfertiger Zollbeamte fordert den Ministerialrath, und ein Rechnungscommissär will durchaus Cabinetsrath seyn. Die einfältigen Ansprüche des Professors aber sind eine wahre Beleidigung, ja eine tiefe Erniedrigung für

die Griechen, weil ſie alle übrige an Größe und Unverſchämtheit übertreffen; und aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſind mir ſeine Intentionen ganz gleichgültig, ſelbſt wenn ſie rein ſeyn ſollten. Allein wie kann bei einem ſolchen Manne noch von reinen Intentionen für irgend eine Sache die Rede ſeyn, da die roheſte Eitelkeit und die gemeinſte Ehrſucht ihm offenbar dermaßen Kopf und Herz verwüſtet haben, daß ihm kein ehrwürdiges Verhältniß mehr heilig iſt? Wäre dies nicht ſo, wie würde er ſonſt uns auf Koſten ſeiner Landsleute erheben und loben; iſt es nicht ein ſchändliches Unternehmen von ihm, die Deutſchen zu erniedrigen, weil er uns dadurch zu ſchmeicheln und zu gefallen glaubt? Von den Albernheiten und Thorheiten, die er in ſeinem beſchränkten Kopfe für uns ausheckt, werden wir niemals Nutzen ziehen können, und darauf kommt doch am Ende Alles an. Anders verhält es ſich aber mit der Philologie bei ihm. Leiſtet er auch jetzt nichts mehr in dieſem Fache, ſo hat er doch früher wenigſtens etwas Brauchbares hervorgebracht, und gelänge es Jemanden, ihn

den politiſchen Staar zu ſtechen, ſo wäre es vielleicht möglich, daß er als Philolog noch nützlich ſeyn könnte, obwohl ich niemals Ausgezeichnetes von ihm erwarte, weil er von ſeiner ſtaatsmänniſchen Krankheit nie ganz geheilt werden dürfte. Mich ſomit ganz an's Reale haltend, fuhr Lyſander fort, glaube ich, daß die Philologie bei ihm immer als die Hauptſache betrachtet werden müſſe. Deßhalb iſt er der Philolog-Philhellene zu nennen, falls man durchaus ſeinen Philhellenismus als etwas Beſtehendes bei ſeiner Benennung in Betracht ziehen will. Mir wäre es lieber, fügte der feurige Cretenſer lächelnd hinzu, man thäte des Philhellenismus gar keiner Erwähnung, und begnügte ſich damit, ihn ſo zu heißen, wie das Volk ihn nennt.

Nachdem hierauf der Redner eine Pauſe gemacht, erwiderte Dimitrakis: Ei, du nimmſt die Sache gar zu ernſthaft und heftig, lieber Lyſander, und dabei, ich muß geſtehen, etwas franzöſiſch-realiſtiſch; du haſt zwar viel Wahres und Richtiges vorgebracht, dem ich meine Zuſtimmung nicht verſagen kann, allein ſo ganz

überzeugt haſt du mich doch noch nicht; ich fordere daher Sie auf, Herr Baron, ſprach Dimitrakis weiter, ſich an mich wendend, uns Ihre Meinung über dieſen Streit ſagen zu wollen. Glauben ſie ja nicht, ſetzte er mit der ihm eigenen ſchelmiſchen Miene hinzu, daß ich Sie als Deutſchen aufrufe, um meine deutſche Anſicht gegen die franzöſiſche unſeres Freundes Lyſander vertheidigen zu helfen; ich weiß, daß Sie viele große Reiſen gemacht, welche ſie theils ausführlich beſchrieben haben, und theils noch zur Freude der Leſewelt beſchreiben werden, und daß Sie ſomit ein Cosmopolit im weiteſten Sinne ſind, ohne irgend einem beſtimmten Lande beſonders anzugehören. Sie ſuchen überall das Schöne und Angenehme auf, genießen es zuerſt für ſich und theilen es dann recht verdaut der gierigen Leſewelt mit, die Ihre Werke verſchlingt. Deßhalb glaube ich, daß wir von Ihnen, wertheſter Herr Baron, am beſten Aufklärung erhalten werden in dieſem wichtigen Streite, welcher der Nachwelt gewiß nicht gleichgültig ſeyn kann. Dieſer Aufforderung gaben die Uebrigen Beifall und

verstärkten sie noch durch verschiedene Gründe, die ich hier übergehe. Als Keiner mehr sprach, dankte ich meinen Gästen für das Zutrauen, welches sie mir erwiesen, obgleich, fügte ich scherzhaft bei, Sie, Herr Dimitrakis, mir nicht das schönste Compliment gemacht haben, indem Sie mich als eine Art von Vagabunden schilderten, der keinem Vaterlande anhänge; das ist in der That nicht sehr schmeichelhaft, wenn man auch noch so viel Talent besitzt. Nein, antwortete Dimitrakis, durch meinen angenommenen Ernst etwas betroffen; Sie werden meinen Worten nicht einen solchen bösartigen, beleidigenden Sinn beilegen; habe ich mich anders schlecht und zweideutig ausgedrückt, so mögen Sie bedenken, daß ich in einer fremden Sprache rede; ich weiß, daß Sie gewiß Ihr Vaterland mehr lieben und ehren, als dasselbe wahrscheinlich Sie liebt und ehrt. Er wollte noch Mehreres zu seiner Entschuldigung vorbringen, allein durch seinen letzten närrischen Einfall hatte mich der Schelm dermaßen in's Lachen gebracht, daß ich ihn bat, er möchte es nur gut seyn lassen, und bemerkte ihm, daß

ich als Weltmann wohl Scherz verstände, und mich nicht im Geringsten durch seine Worte verletzt fühlte, die übrigens auch nicht ganz ohne Sinn und Bedeutung wären. Lassen Sie uns daher ein Glas zur Versöhnung trinken, fuhr ich fort, und zwar dieses Mal vom besten Chierwein, und dann will ich Ihnen meine Meinung über Ihre Streitfrage ausführlich mittheilen. Wir stießen an und ließen Hellas und Deutschland hoch leben, und dann begann ich meine Rede also:

Ihr Streit, beste Freunde, dreht sich, nach der Wendung, die er bis jetzt genommen, um eine Principienfrage; denn es handelt sich, im Grunde genommen, um nichts Geringeres, als um die Frage: ob die Intentionen oder die Handlungen, im Guten wie im Bösen, dem Menschen angerechnet werden sollen. Ihnen Allen wird aber bekannt seyn, daß sich hierüber Philosophen, Theologen und Juristen schon Jahrhunderte lang herumstreiten und zanken, ohne noch zu einem sichern Resultat gekommen zu seyn. Principienfragen sind überhaupt, im Großen wie im Kleinen, schwer, ja oft gar

nicht zur absoluten Entscheidung zu bringen, und zwar aus Gründen, die Ihnen Allen einleuchten werden, ohne daß ich nöthig habe, mich weiter auf eine philosophische Auseinandersetzung einzulassen. Wer das Leben praktisch von allen Seiten kennt, dem wird dies bald klar. Ich halte deßhalb für nothwendig, die Frage, die uns jetzt beschäftigt, von diesem theoretischen Boden zu entfernen und sie auf einen praktischen hinüberzuschieben, sonst gelangen wir zu keinem bestimmten Resultate. Doch um Ihnen einen schlagenden Beweis zu liefern, wie schwer, ja wie fast unmöglich es ist, bei Principienfragen ganz in's Reine zu kommen, will ich Ihnen nur einen Streit als Beispiel anführen, der in unserer Zeit so vielfältig besprochen wird und die civilisirte Welt in feindliche Parteien theilt. Dieser Streit betrifft nämlich die bekannte Frage: ob dem alten Erb- und historischen Adel, oder dem neuen Verdienstadel und der Geldaristokratie der Vorzug gebühre, oder ob Beiden gleiche Rechte eingeräumt werden sollen? Obwohl ich meiner Geburt nach, fuhr ich fort, dem alten Erb-

und hiſtoriſchen Adel angehöre und nothwendig an ihm feſthalten muß, ſo kann ich dennoch nicht leugnen, manchmal, trotz allen Gründen, die ich zu ſeiner Vertheidigung vorbringen mochte, von den Gegnern ſo in die Enge getrieben worden zu ſeyn, daß ich faſt zugeben mußte (was ich freilich nie ganz that), Adel ſey eben Adel, gleichviel, alt oder neu. Ich rettete mich bei ſolcher Gelegenheit immer durch eine Hinterthüre. Gut, ſagte ich bei ſolchen Geſprächen, ich kann freilich die Exiſtenz des neuen Adels nicht hinwegleugnen, und muß auch zugeben, daß der älteſte Adel einmal neu war; allein da einmal der Adel eine uralte Inſtitution iſt, ſo müſſen ſich wenigſtens die Neuhinzukommenden nach dem Alter richten, und trotz ihrer Neuheit ſich ſo anſtellen, als wären ſie uralt adelig. Der neue Adel müſſe demnach ſeine Neuheit, ſeine Bürgerlichkeit zuerſt gänzlich vergeſſen, bevor wir Alten uns herablaſſen, ſie ebenfalls zu vergeſſen. Wir könnten ihm dann ſogar verzeihen, daß er reich und mächtig iſt. Ein Beiſpiel gleichen Verfahrens liegt uns ſo nahe, daß wir

es nur nachzuahmen brauchen, ohne zu befürchten, etwas von unsern angestammten Rechten dadurch einzubüßen. Jeden Tag kann, wie bekannt ist, ein einfacher Kapuziner von dem gemeinsten Herkommen Pabst werden; und sitzt er einmal auf dem heiligen Stuhl, so wird er von der gesammten civilisirten Welt verehrt, und alle Monarchen Europens erkennen ihm den Vorrang zu. Dies geschieht aber nur deßhalb, weil man eigentlich nicht seine Person, sondern das Princip, das er vorstellt, in ihm ehrt. In der Festhaltung des Grundprincips liegt also allein die Dauerhaftigkeit einer alten Institution. Die Personen, welche das Princip repräsentiren, mögen alten oder neuen Herkommens seyn. Die Hauptsache dabei bleibt immer, daß sie dasselbe mit Würde und Anstand vertreten und das, was sie vorstellen sollen, wirklich geworden sind. Sehen Sie, liebe Freunde! fuhr ich fort, mit solchen schlüpfrigen Sophismen mußte ich mich durchschlagen und einen Theil meiner guten Sache aufgeben, weil es so schwierig ist, bei Principienfragen ganz genügend in's Klare zu kommen,

wenn man den theoretischen Boden nicht ganz verläßt und sich auf den praktischen begibt.

Lassen Sie uns daher auch bei unserer Streitsache ganz davon abstrahiren, ob unser Professor gegenwärtig ein größerer Philolog als Philhellene, oder ein größerer Philhellene als Philolog sey. Auch kann uns gleichgültig seyn, welches von diesen beiden sich bekämpfenden Elementen in ihm früher oder später die Oberhand erhielt, besonders da es schwer seyn wird, solches mit einiger Genauigkeit auszumitteln. Noch schwieriger möchte zu entscheiden seyn, in welcher von diesen beiden Eigenschaften er gegenwärtig größer oder kleiner sey, da aus Ihren beiderseitigen Mittheilungen zur Genüge hervorgegangen ist, daß er von jeher in beiden gleich klein gewesen. Daher, denke ich, werden wir, statt uns in diese unauflösbaren Schwierigkeiten zu verwickeln, am besten thun, wenn wir diese wichtige Frage rein chronologisch zu entscheiden suchen. Ich habe sogar die Ueberzeugung, daß unser Professor selbst, wenn er zugegen wäre, diesen Vorschlag billigen würde, weil bekanntlich in der Philologie

und Archäologie die Chronologie eine große Rolle spielt und oft bei Streitfragen den Ausschlag geben muß. Da das Alte immer geehrt werden soll und da demselben der Vorzug vor dem Neuen so lange gebührt, als es von diesem noch nicht gänzlich verdrängt worden ist und somit aufgehört hat alt zu seyn, weil es gar nicht mehr ist, so sollte dieser unumstößliche Grundsatz auch bei unserm Professor als entscheidend angenommen werden. Von Ihnen, meine Herren, ist nun anerkannt, daß er zuerst Philolog war, bevor er an die Staatskunst dachte; denn mit dieser gab er sich erst ab, nachdem er sich durch das Studium der Alten zum modernen Staatsmann herangebildet hatte. Durch den Philhellenismus und mittelst der griechischen Revolution ward er eigentlich erst darauf geführt, die Kenntnisse, welche er sich durch die Philologie erworben, an Ort und Stelle anzuwenden; und seit dieser Zeit ist er erst als praktischer Staatsmann und als Ur- und Erz-Philhellene aufgetreten. Es gebührt demnach chronologisch der Philologie der Vorrang vor dem Philhellenismus, und wenn

wir daher keinen Anachronismus begehen wollen, was uns die strengen Historiker und die unversöhnlichen Archäologen nie verzeihen würden, so müssen wir unserm Professor nothwendig den Namen des Philolog-Philhellenen geben.

Als ich hier schwieg, riefen die Anwesenden sämmtlich in freudiger Stimmung: Wir geben Ihrem Vorschlag unsern Beifall; besonders, fügte Lysander bei, da auch längst unser gemeines Volk so entschieden hat; denn da solches ihn nur schlechtweg immer den Schulmeister nannte, so wollte es auf seine Weise damit ausdrücken, daß es nur den philologischen Professor in ihm erkenne, aber seinen Philhellenismus ganz dahingestellt seyn lasse.

Ich muß mich wohl fügen, bemerkte Dimitrakis, obwohl ich befürchte, daß uns wegen dieser Entscheidung mancher harte Angriff von Seiten der deutschen Gelehrten bevorstehen werde, denn diese können sich mit derselben keineswegs zufrieden geben; ich bin nur froh, setzte er lächelnd hinzu, daß sie von einem Deutschen herrührt, und wir Griechen sie nur gebilligt haben.

Die werden ihn am Ende uns noch ganz übermachen wollen, rief hier der feurige Cretenser aus; allein wir bedanken uns für ein solches Geschenk, sie mögen ihn nur für sich behalten, denn wir wüßten nicht, was wir mit einem verrosteten alten Schulfuchsen anfangen sollten, der Alles seyn will, nur nicht was er wirklich ist. Was aber die Angriffe der deutschen Gelehrten betrifft, können wir ebenfalls unbesorgt seyn, denn sie werden doch nur auf dem Papier geschehen und sind daher leicht zurückzuschlagen, besonders da wir, seit ein König in unserm Lande ist, Schreibmaterialien aller Art im Ueberflusse besitzen. An Verstand aber hat es uns auch nie gefehlt, daher bleiben wir bei unserm Beschlusse, ohne weiter eine Einrede zu fürchten.

Nachdem wir so einig geworden, rief ich: Laßt uns nach dieser beschwerlichen Discussion, die so genügend beendigt ist, dem Vater Bacchus opfern und ein Glas Naxoswein trinken. Wir stießen an und tranken, worauf ich das Wort wieder ergriff und sprach: Da nun die Vorfrage, meine Herren, zu unser Aller Zufriedenheit

entschieden ist, so erinnere ich Sie nun an Ihr Versprechen, die Anekdoten, welche Sie vom Philolog-Philhellenen wissen, jetzt zum Besten zu geben. Ja, ja, riefen Alle zugleich, dies soll nun geschehen.

Ich werde anfangen, sagte Mauromatis, der Janinenser, denn was ich erzählen kann, habe ich selbst erfahren und erlebt. Sie werden Alle wissen, fuhr er fort, wie unser Philolog-Philhellene, sobald er den griechischen Boden betrat, sein Brodfach an den Nagel hing, oder es höchstens nur nebenbei als vornehmer Dilettant betrieb, und sich von vorn herein als Staatsmann geberdete. Als er zum ersten Male vor Capo d'Istria erschien, glaubte dieser nur einen Professor, einen Schulmann in ihm zu finden, der das Erforschen des Alterthums zum Zweck seiner Reise gewählt hätte. Wie konnte dieser Staatsmann auch etwas Anderes vermuthen, da er ihm als solcher bereits bekannt war, noch mehr, da er dem Präsidenten ein Schreiben des Königs von Bayern überreichte, worin stand, daß Thiersch zu archäologischen Zwecken nach Griechenland

gekommen sey. Capo d'Istria kannte längst die wohlwollenden Absichten jenes Fürsten in Bezug auf Griechenland, und war daher erfreut über die Ankunft eines Mannes, bei dem er glaubte, über Verschiedenes sich näher erkundigen zu können, in Bezug auf Griechenlands zukünftiges Schicksal. Es versteht sich ohnedies von selbst, daß einem Manne wie Capo d'Istria niemals in den Sinn kommen konnte, von Bayern werde ein Schulmeister zu Staatsgeschäften verwandt, oder gar nach Griechenland mit einer besondern Mission geschickt werden. Der Präsident nahm ihn daher höflich auf und gedachte sich freundschaftlich mit ihm zu unterhalten. Allein wie groß war das Erstaunen des Grafen, als der Professor gleich tiefer in den Text einging, und statt die ihm gemachten Fragen, in soweit er konnte, bescheiden zu beantworten, seine Ansichten über die Constituirung und Organisirung Griechenlands geltend machen und den Schulmeister im Großen spielen wollte, wie er ihn sein ganzes Leben hindurch im Kleinen dargestellt! Graf Capo d'Istria, klug und durchtrieben, durchschaute ihn

bald, sah ein, daß mit diesem aufgedunsenen Narren zu keinem vernünftigen Wort zu kommen sey, und ließ ihn laufen. Er zog darauf eine kleine Zeit im Lande umher, wie ein reisender Quacksalber, verschrieb allenthalben unaufgefordert seine Arzeneien und schwatzte den Leuten den Kopf voll. Endlich etwas einheimisch geworden, ergriff er offen die Opposition gegen den Präsidenten und schlug sich zu derjenigen Partei, die damals Jeden gern aufnahm, der sie numerisch vermehrte. Er verfügte sich hierauf nach Hydra, wo der Hauptsitz der damaligen Opposition war, und wurde dort gut aufgenommen; sie thaten ihm äußerlich schön, lachten aber unter sich herzlich über ihn, sobald sie ihn näher kennen gelernt. Denn, ist es uns überhaupt eigen, daß wir bald die Schwächen eines Mannes ausfindig zu machen wissen, so war dieses Geschäft bei dem Philolog-Philhellenen um so leichter, da seine Narrheiten so offen am Tage lagen, daß sie einem unbefangenen Kinde auffallen mußten. Man unterließ daher nicht, ihn bei allen Angelegenheiten um Rath zu fragen und um seine Vorschläge

zu bitten. Gab er nun wohlwollend den verlangten Rath und seine scharfsinnigen Vorschläge, so fand man sie ganz vortrefflich, ganz herrlich ausgedacht, that aber gewöhnlich das Gegentheil, weil seine Ansicht immer unpraktisch war. Wunderte er sich dann darüber, daß man seine Meinung nicht befolgt und vielmehr das Entgegengesetzte von dem gethan, was er angerathen habe, so wurde ihm meist irgend ein Schwank vorgemacht, der ihn in der Regel befriedigte, oder banden sie ihm gar auf, man habe seine Meinung nicht anders verstanden, und glaube daher ganz nach seinem Verlangen gehandelt zu haben. Dieses konnte man ihm um so leichter vormachen, da er das Neugriechische doch nur sehr stümpermäßig spricht. So wurde er täglich zum Besten gehalten; nichtsdestoweniger ward ihm vorgeschwatzt, daß sein Einfluß in Griechenland von der höchsten Bedeutung sey. Man machte ihn sogar zum Bürger von Hydra und hielt ihn durch die lächerlichsten Schmeicheleien hin, weil die Opposition dachte, daß sie ihn vielleicht in der Folge doch noch gebrauchen und Nutzen von

ihm ziehen könnte. Dabei iſt noch zu bemerken, daß er ſeinerſeits auch nicht ganz ohne Schelmerei iſt, und trotz ſeiner Beſchränktheit gewiſſe Schulmeiſterpfiffe und Kniffe beſitzt. Er wußte es ſo ſchlau anzuſtellen, daß Viele glaubten, er ſey mit einer geheimen Miſſion vom König von Bayern, ſeinem Souverain, nach Griechenland geſandt worden, ja, wenn er deßhalb befragt wurde, ſo wußte er es auf eine Weiſe in Abrede zu ſtellen, daß man dadurch geneigt wurde, erſt recht daran zu glauben. Da man nun damals ſchon an die Möglichkeit dachte, daß ein bayeriſcher Prinz einſt auf den griechiſchen Thron kommen könne, ſo wollte man es auf keine Weiſe mit ihm verderben. Zudem wußte man auch von ihm ſelbſt, daß er ſeine Berichte nach Deutſchland ſende, um ſie in der Allgemeinen Zeitung drucken zu laſſen; man ſchmeichelte daher deſto mehr ſeiner Eitelkeit, nannte ihn Vater, Retter und was weiß ich noch Alles; ſobald er aber nicht gegenwärtig war, diente er der Verſammlung als Zielſcheibe des Spottes. Als die Hydrioten, oder vielmehr die dort verſammelte Oppoſition, ihn

einmal nach Nauplia schicken wollten, um mit dem Präsidenten scheinbar zu unterhandeln, da sie dadurch Zeit zu gewinnen hofften, weil der letzte Schlag, den sie auszuführen vorhatten, noch nicht reif war, suchten sie in einer Versammlung den Philolog-Philhellenen zuerst recht durch Schmeicheleien zu diesem Geschäft zu erhitzen und anzuködern. Bei dieser Gelegenheit machte er den Griechen, als seine Begeisterung hoch in Flammen stand, einen Vorschlag, der Sie eben so in Erstaunen setzen wird, meine Freunde, als es dazumal der Fall bei der Opposition war. Seine Narrheit übersteigt hiebei die Grenzen des Glaublichen. „Gebet mir zehentausend Mann Palikaren," schrie er mit lauter Stimme, sich von seinem Sitze erhebend und den Arm ausstreckend, „an deren Spitze erobere ich ganz Thessalien für Griechenland." So lächerlich dieser Vorschlag an sich auch war, fuhr Mauromatis fort, so lachte doch Keiner von den damals Anwesenden; sie sahen bloß einander an, was bei uns Griechen ein Uebereinkommen bedeutet, und in demselben Augenblick antwortete ihm Einer aus der

Versammlung: Man zweifele durchaus nicht an seiner Geschicklichkeit als General, und müsse auch zugeben, daß die Eroberung Thessaliens für Griechenland höchst wünschenswerth sey; auch billige man Alles, was er in dieser Beziehung über die Dummheit, Schlechtigkeit und absichtsvolle Nachlässigkeit des Präsidenten vorgebracht; allein bei näherer Ueberlegung werde er auch wohl zugeben, daß der gegenwärtige Zeitpunkt nicht der geschickteste sey, an eine solche Eroberung zu denken. Sobald sich aber die Umstände günstiger zeigten, wolle man die Sache ernstlich vorbereiten, und ihm (denket Freunde, und lachet nicht, wenn's möglich!), dem Philolog-Philhellenen den Oberbefehl der Expedition verleihen. Wir lachten sämmtlich, Mauromatis aber ließ sich dadurch nicht stören, und fuhr fort: Nur Geduld, das Beste kommt noch. Diese Zusage brachte ihn auf den höchsten Gipfel der Extase: er schwamm in einem Meere von Seligkeit. Sein ohnehin rothes Gesicht färbte sich mit einem tiefen Violetpurpur, seine Augen wurden funkelnd und sprühten Flammen, so daß er

mir vorkam wie ein religiöser Schwärmer, wie ein Puritaner aus den Zeiten Karls des Ersten. Zu diesem innern exaltirten Zustande paßte sein äußerer Anzug vortrefflich, er hatte einen dunkelbraunen mit rothen Streifen verbrämten Palikarenmantel an, und auf dem Haupte einen hohen rothen Feß. Er bestieg nun einen Stuhl, räusperte sich, streckte den rechten Arm aus und begann mit erhobener Stimme also zu reden: Wackere Hellenen, würdige Nachkommen eurer großen Vorfahren! Ihr habt noch denselben großen Weltsinn, und dasselbe Hochgefühl durchglüht noch euere tapfere Männerbrust, das einst die Helden des homerischen Zeitalters weltberühmt machte. Ja, großherzige Söhne gewaltiger Eltern, eure Ahnen betrugen sich in ähnlichen Gelegenheiten eben so, wie ihr jetzt. Denn sie wählten ebenfalls zu Führern ihrer Armeen diejenigen, bei welchen sie am meisten Fähigkeiten voraussetzten, ohne Anderes dabei zu berücksichtigen. Durch diese große Handlung allein würdet ihr der Welt schon beweisen, daß das hochverehrte classische Blut eurer Voreltern noch

gleich unverdorben in euern Adern fließt, wenn ihr es nicht schon durch eure bisherigen Großthaten hinreichend gethan hättet. Was läßt sich nicht noch Alles von einem solchen hochbegabten Volke erwarten? Ja, ihr werdet die Welt noch mit euerm Ruhm erfüllen. Nehmet meinen innigsten und herzlichsten Dank für das große Vertrauen, welches ihr mir schenket. Zweifelt nicht, daß ich durch die That mich desselben würdig zeigen werde. Auch mir schwellen die Kräfte, wenn ich des Glückes denke, Führer eines solchen Volkes zu werden. Aber, Freunde, warum jetzt nicht an Thessaliens Erwerb denken? Gerade jetzt ist meiner Meinung nach der Augenblick, wo diese Eroberung am leichtesten unternommen werden kann; ja, es ist sogar die höchste Zeit, und man darf sie nicht länger aussetzen, weil sie geschehen muß, bevor die Grenzen des neuen Staates definitiv von den Großmächten bestimmt werden. Und sind wir einmal im Besitze des Landes, fügte der diplomatisch-kluge Philolog-Philhellene hinzu, so werden es uns die papiernen Protocolle nicht mehr

entreißen: denn wo das Schwert entſchieden hat, fügen ſich die Protocolle von ſelbſt. Capo d'Iſtria wird uns kein Hinderniß in den Weg legen, mit dem würden wir bald fertig ſeyn, wenn ich erſt an der Spitze von zehntauſend ſchlagfertigen Soldaten ſtehe. Da werde ich ſeiner Herrſchaft bald ein Ende gemacht haben. Für das nöthige Geld zur Expedition werde ich ſchon Sorge tragen; auch wird ſie ohnedies bald beendigt ſeyn. Daß aber dieſelbe unter meiner Anführung gelingen müſſe, wird wohl Keiner von euch bezweifeln; denn ich vereinige in mir das Studium und die Kenntniß der Alten mit der Kriegserfahrung der Neuen, und daher bin ich in drei Dingen groß. Nämlich: einen Autor zu commentiren, eine Armee zu commandiren und einen Staat zu organiſiren.

Hatten wir bisher lang an uns gehalten, ſo förderte nun dieſer Schluß einen Strom von Lachen hervor, er brach los, wie das aufgeſtaute Winterwaſſer durch einen geriſſenen Damm, und wir konnten lange nicht zu uns kommen, da von den Griechen noch überdies

allerlei witzige Bemerkungen hinzugefügt wurden, die ich hier nicht mittheile, um das Capitel nicht zu weit auszudehnen. Als wir endlich wieder etwas ruhig geworden, sprach Mauromatis weiter: Solche Vorschläge und Projecte hat der Philolog-Philhellene zu jener Zeit noch viele gemacht, die sich alle mehr oder weniger durch Thorheit und Unsinn auszeichnen und die ich Ihnen deßhalb nicht mittheilen will. Durch das, was ich Ihnen so eben erzählt, wird man sich eine hinreichende Idee seines Wirkungskreises in Griechenland bilden können, indem ich es immer als die Quintessenz seiner verdrehten Sinnesart betrachtete. — Welche Antwort gab ihm denn die Opposition in Hydra auf seine Rede? fragte ich den Erzähler. Sie benahm sich klug, entgegnete dieser; sie war nicht davon überrascht, weil sie ihren Mann längst durch und durch kannte, sie zählte viele gescheite Männer unter sich, daher fuhr sie fort ihn mit der größten Schonung zu behandeln, indem sie sich bei Gelegenheit noch immer seiner als eines bequemen Instruments bedienen zu können glaubte. Denn sobald man

ihn nur in dem Wahn erhielt, er werde doch noch einſt die Seele des griechiſchen Staates werden, war er leicht zu jedem tollkühnen Schritte zu bewegen. Es trat daher Einer aus der Verſammlung hervor, dankte ihm im Namen aller Hellenen, und bedeutete, daß man vollkommen von der Nützlichkeit und der Zeitgemäßheit ſeines echt patriotiſchen Vorſchlags überzeugt wäre, und man werde nicht ermangeln, ſich unverzüglich ernſtlich damit zu beſchäftigen. Man fügte noch viel anderes Schmeichelhafte bei, und ſtellte ihn vollkommen zufrieden. — Obwohl er in Hydra, fuhr der Erzählende fort, ſeine Narrheit zum erſten Mal in ihrem vollen Glanze entfaltete, ſo kam ſie doch eigentlich in der Folge durch die eingetretenen Verhältniſſe erſt recht in Schwung. Seine wahre Laufbahn begann er nach der Ermordung Capo d'Iſtria's. Denn ſo lange der Präſident lebte, ſah der Philolog-Philhellene in dieſem Staatsmann ein großes Hinderniß für ſeine letzten Pläne, er wagte nicht ſo offen darauf loszuſteuern; nach deſſen Tode aber ließ er ſeiner Thätigkeit freien

Lauf, da er die Schranken, welche sich zwischen seinen Wünschen und der höchsten Würde in Griechenland aufthürmten, von der Vorsehung selbst zu seinen Gunsten niedergerissen glaubte. Er war daher überrascht und ärgerlich zugleich, als der Bruder des Präsidenten, der Graf Augustin, zu dessen Nachfolger gewählt und von den Residenten in seinem Amte bestätigt wurde. Er tröstete sich aber bald mit dem Gedanken, daß er mit diesem jungen Menschen schnell fertig seyn werde. Sein Erstaunen war daher groß, als er bei dem jungen Menschen, wie er den Grafen immer zu nennen beliebte, nicht die Bereitwilligkeit für seine Pläne vorfand, wie er es sich vorstellte. Der Graf Augustin zeigte ihm vielmehr, in welche gefährliche Stellung er, der Philolog-Philhellene, sich wagte, suchte ihm klar zu machen, wie seine Verbindung mit der Opposition in Hydra illegal und unhaltbar sey, wodurch er nur sich selbst und die gute Sache compromittire; daß sein jetziges Verhalten keineswegs seinem König angenehm seyn könne, und wies ihm denjenigen Standpunkt an, zu dem ihn Gott

geschaffen und auf den ihn sein König angewiesen hätte. Allein vergebens; man wäscht eher einen Mohren weiß, als man diesem Manne seine Täuschung nimmt. Er wurde grob und zornig, und ging seinen eigenen Weg. Als unterdessen im Drange der Umstände Graf Augustin seine Stelle niederlegen und sich aus Griechenland entfernen mußte, fing er an frisch zu athmen. Mittlerweile wurde aber Prinz Otto zum griechischen König von den Großmächten gewählt. Die Aussicht, Selbst- und Alleinherrscher aller Griechen zu werden, war zwar dadurch für den Philolog-Philhellenen auf immer verloren, allein Regent zu werden während der Minderjährigkeit des Königs wurde nun sein Ziel und Trost. Er zweifelte gar nicht daran, daß dieser Posten ihm werden müsse, indem in ganz Bayern kein anderer Mann vorhanden sey, welcher der neugriechischen Sprache kundig wäre, und diese Eigenschaft betrachtete er immer als eine conditio sine qua non für den künftigen Regenten. Ja, Sie werden es kaum glauben, daß er in Syra, wo er sich zufällig befand, als die

Nachricht von der Wahl des Prinzen Otto zum König von Griechenland ankam, ganz nahe daran war, sich auf eigene Faust zum Regenten von Griechenland proclamiren zu lassen, um einstweilen, bis der neue König ankomme, die Zügel der Regierung zu übernehmen. Nur den größten Anstrengungen etlicher vernünftigen Leute gelang es, diesen Scandal zu verhindern, der gewiß zu großen Verwirrungen geführt hätte, da unfehlbar sich manches schlechte Gesindel vorgefunden haben würde, das sich des Einfältigen zu eigenem Vortheil bedient und ihn somit unterstützt hätte.

Als hier Mauromatis schwieg, unterhielten wir uns eine Zeitlang über den Gegenstand, theils in ernsten, theils in lustigen Bemerkungen, bis endlich Papaleropoulos aus Spezzia das Wort ergriff und also sprach: Nun will ich Ihnen ein Seitenstück zu dem Gehörten erzählen, nämlich wie es dem Philolog-Philhellenen in Perachora erging. Es wird Ihnen nicht unbekannt seyn, daß er sich dorthin begeben hatte, um die Rumelioten von ihrer Expedition nach dem Peloponnes abzuhalten.

Dies zu vollbringen machte er sich gegen die Residenten der drei Großmächte in Nauplia anheischig, indem er denselben viel von dem Einfluß vorerzählte, welchen er auf die rumeliotischen Capitäns ausübe. Die Diplomaten, welche damals von dieser Expedition die größten Verwirrungen und die stärksten Greuel des Bürgerkriegs befürchteten, nahmen sein Anerbieten an, willigten in seine Reise, der sie eine Art von officiellem Charakter gaben, besprachen sich mit ihm und sagten ihm ihre Hülfe für den Fall zu, daß er den Auftrag in ihrem Sinne vollführe, was er denn auch auf's heiligste versprach. Die schlauen Füchse mögen dabei gedacht haben, daß manchmal auch ein Blinder ein Hufeisen finde, und manches Kluge wider alles Erwarten von einem Thoren vollbracht worden sey. Dieses Mal irrten sie sich, denn es erging unserm Philolog-Philhellenen wie jenem christlichen Missionär, der einen Türken zum Christen machen wollte, dessen Bekehrungsgeschäft aber damit endigte, daß er selbst ein Türke wurde. Angekommen in Perachora, wo die Rumelioten ihr Lager

hatten, trug er Kolettis, welcher das Corps befehligte, seine Meinung vor, und fügte hinzu, daß sie auch die der Residenten sey. Nachdem Kolettis den Philolog-Philhellenen ruhig angehört und seine Ansichten und Gründe höchlich gepriesen hatte, bemerkte er ihm, wie leid es ihm, Kolettis, sey, seinen Rath nicht befolgen und, für den Augenblick wenigstens, keinen Gebrauch davon machen zu können. Der kluge Kolettis, der seinen Mann genau kannte, freute sich, daß man ihm einen solchen Boten geschickt, und war fest entschlossen, den größten Nutzen aus ihm zu ziehen. Er machte ihn nach und nach immer vertrauter mit dem eigentlichen Gedanken der Expedition nach dem Peloponnes, und bewies ihm endlich, daß dieselbe nicht nur nicht unheilbringend für Griechenland, sondern daß sie für das wahre Heil und Wohl des Volkes durchaus nothwendig sey. Wenn er und Andere glaubten, daß dadurch der Peloponnes verheert würde, oder es gar auf Rache abgesehen wäre, so irrten sie gröblich. Man werde vielmehr die strengste Manneszucht halten, und nur soviel von den

Einwohnern fordern, als zur unumgänglichen Erhaltung der Soldaten nöthig sey. Rache wäre ihnen aber gar ein fremdes Gefühl, sie trachteten vielmehr nur, das Land zum Nutzen des künftigen jungen Königs vor Verwüstungen und Unordnungen zu hüten. Er wolle ihm sogleich den Beweis geben, daß man auch in der Gegend, wo sie sich jetzt befänden, nach diesen Grundsätzen verfahren sey. Allein, wenn sie fernerhin nicht die gröbste Ungerechtigkeit begehen wollten, dürften sie auch deßhalb nicht länger hier verweilen, indem sonst die Bauern Alles verlieren würden. Nun hatte Kolettis schon zuvor Anstalt getroffen, daß das wenige Vieh, welches noch vorhanden war, aus der ganzen umliegenden Gegend zusammengetrieben wurde, unbewaffnete Palikaren standen als Hirten dabei. Diese ließen das Vieh mitten im Lager ruhig weiden, und waren genau unterrichtet, wie sie dem Philolog-Philhellenen antworten sollten. Als Kolettis seinen Pedanten auf den rechten Punkt gebracht, führte er ihn heraus, um ihm zu zeigen, wie in der Umgebung und unmittelbaren Nähe des Lagers

der friedfertige Besitz des Bauern ungestört sey. Wenn auch einzelne Rohheiten hie und da vorgefallen sind, fügte er bei, so hat man die Thäter exemplarisch bestraft. Der Philolog-Philhellene gewahrte nun zu seinem größten Erstaunen diese Worte durch die Wahrheit bekräftigt; er sah das große Wunder mit seinen eigenen scharfblickenden Augen; wie zu erwarten war, ließ er sich mit den Hirten, die das Vieh hüteten, in ein Gespräch ein, und von den wohl abgerichteten Palikaren erfuhr er, wie sie nicht das Mindeste wegen ihres Eigenthums von den Soldaten zu befürchten hätten, und daß sie hier wie mitten im Frieden lebten. Er war nun vergnügt, und völlig überzeugt durch das, was er mit eigenen langen Ohren gehört, mit glotzenden Augen gesehen hatte, und konnte nicht fertig werden, die treffliche Mannszucht der constitutionellen Armee, wie sich die Palikarenhaufen Kolettis nannten, zu loben. Nun war er gewonnen und der Meinung, daß unter diesen Umständen ein Zug von den Rumelioten nach dem Peloponnes nicht nur nicht gefahrbringend sey, sondern

vielmehr, recht geleitet, viel Nutzen bringen könne. Er theilte dieſe ſeine Ueberzeugung Kolettis mit, gab zu verſtehen, daß er ſich dieſer Bewegung anſchließen wolle, damit ſie die rechte Führung bekäme. Sein Vorſchlag wurde mit Freude angenommen und ihm viel Schönes darüber geſagt. Kolettis führte ihn zu den übrigen Capitäns und ſtellte ihnen denſelben als den großen Mann vor, der die conſtitutionelle Sache befördern wolle. Sie brachten ihn im Triumph nach dem nahen, aber menſchenleeren und von den Palikaren gänzlich zerſtörten Megara, bekränzten ihn dort mit Myrthen und Olivenlaub, ſtellten Olivenzweige an das elende Haus, worin ſie ihn unterbrachten, hielten ein Palikaren-Mahl, kurz, trieben die albernſten Poſſen mit ihm, die er alle für baare Münze annahm. Wie in Hydra hießen ſie ihn auch hier Vater, Retter u. ſ. w., ſo daß er wieder in ſeine alte Seligkeit und Begeiſterung gerieth. Je höher ſein Wahnwitz ſtieg bei dieſem Ehrenmahl, wo man gefliſſentlich den Pokal recht wacker herumgehen ließ, deſto ſtärker und ungeſcheuter ſchmeichelte man ſeiner

Eitelkeit. Sie tanzten um ihn herum, und er glich in Costüm und Aussehen bei dieser Scene einem Götzenbild, um welches die Wilden ihren Gottesdienst verrichten, oder dem Apis, um welchen die alten Aegypter einen religiösen Tanz ausführten, oder gar dem goldenen Kalb, um welches die Kinder Israel in der Wüste tanzten. Als er schon ganz gewonnen und kein Zweifel mehr vorhanden war, daß er sich in Alles fügen und jeden Auftrag übernehmen werde, wollte der schlaue Kolettis die Sache doch noch besser befestigen. Er kannte auch diesen wunden Fleck recht gut, und ergriff demgemäß seine Maßregeln. Regent zu werden während der Minderjährigkeit des jungen Königs war nämlich der Lieblingsgedanke, der unsern Schulmeister seit der Wahl des Prinzen Otto nicht mehr verließ. Diesen Posten hatte er einmal für sich reservirt; derselbe sollte seinen Bemühungen theils als Belohnung, theils als letzte Krone dienen. Der pädagogisch-philologisch-philhellenische Schelm glaubte daher es dahin bringen zu müssen, daß ein großer Theil der Griechen seinen geheimen

Wunsch ausspräche; dann, meinte er, würde auch der König von Bayern einwilligen, da ohnedies Niemand in Bayern sey, der die neugriechische Sprache verstände, ohne welche ja ein Regent gar nicht gedacht werden könne. Daß er in diesem Sinne Schritte bei seinem König gethan habe, erleidet kaum einen Zweifel. Seine Abneigung, wie seine Furcht vor dem Grafen J. Capo d'Istria entsprangen aus dieser Quelle. Der Graf, dachte er, könnte ihm den Rang streitig machen; er suchte daher, sobald nur entfernt an die Wahl des Prinzen Otto gedacht wurde, Jenen im Vor aus schon durch alle Mittel und Wege, die ihm zu Gebote standen, zu perhorresciren. Nach dem Tode des Präsidenten fürchtete er auch den jungen Menschen, d. h. den Grafen Augustin Capo d'Istria, aus denselben Gründen. Wie gelegen kam es ihm daher, als Kolettis äußerte, daß man auf alle Weise suchen müsse, den Grafen Augustin noch vor der Ankunft des jungen Königs aus Griechenland zu entfernen, damit er und seine Partei auf diesen keinen Einfluß gewänne. Auch wäre man nur durch

seine gänzliche Entfernung aus Hellas der Sorge überhoben, daß er mit Hülfe der fremden Mächte, welche durch die Berichte ihrer Diplomaten irregeleitet seyen, zum Regenten während der Minderjährigkeit des Königs bestellt werden möchte. Er, Kolettis, fügte der Listige noch bei, und die übrigen hier versammelten Capitäns und Primaten hätten zwar auch die Ueberzeugung, daß jener hohe und wichtige Posten am besten einem Fremden übertragen würde, allein sie wären nicht verlegen, diesen Mann zu finden, ja, er sey gewissermaßen schon gefunden; er besitze alle nöthige Fähigkeiten und Eigenschaften, habe vielfache Verdienste um Griechenlands Befreiung vom türkischen Joche, spräche das Neugriechische wie seine eigene Muttersprache, und stehe, wie man von ihm selbst wisse, mit dem bayerischen Königshause und mit dem erwählten König selbst in der engsten, vertrautesten Verbindung. So mächtig von dem schlauen Kolettis geködert, fühlte sich der Philolog-Philhellene übermannt von Glück und Hoffnung. Ja! schrie er, in sein gewöhnliches schulmeisterliches Pathos

verfallend, ja, er muß fort, der Nichtswürdige, der Elende! Kein Glied der Capo d'Istria'schen Familie darf auf dem classischen Boden verweilen, wenn Ruhe und Frieden in Hellas hergestellt werden sollen; fort müssen sie, bevor der junge König ankommt; die Schuldigen sollen den classischen Boden nicht länger entweihen, welcher rein und friedlich in die Hände des jungen Prinzen überliefert werden muß. Durch unsere Expedition nach der Morea, unterbrach ihn hier Kolettis mit seiner gewöhnlichen Ruhe und Geistesüberlegenheit, ist allein diese That möglich und in aller Schnelligkeit zu vollziehen. Der Philolog-Philhellene hatte fest angebissen und konnte die verschlungene Angel nicht mehr los machen, an deren Seil ihn Kolettis wie einen alten Hammel leitete. Der Schulmeister versprach seine vollste Mitwirkung für die Expedition. Die Residenten will ich schon bekehren, diese nehme ich auf mich, diese Einfältigen! fügte er mit seinem bekannten pedantischen überlegenen Lächeln hinzu. Wenn sie vernehmen werden, was ich gesehen und gehört, können sie nicht anders, als sich

von der unbedingten Nothwendigkeit der Expedition überzeugen; sie werden ihre bisherige Meinung ändern und mir beistimmen, so daß wir von dieser Seite kein Hinderniß zu befürchten haben.

Er hielt Wort, was seine Verwendung betraf; anders gestaltete es sich mit dem versprochenen sichern Erfolg. Seine rastlose Thätigkeit ließ ihn nicht ruhen, er schrieb noch in Perachora Briefe in diesem Sinne an die Residenten und an die Admiräle der verbündeten Flotten, die natürlich alle nicht beantwortet, noch ad acta gelegt, sondern ad pium usum verwendet wurden. Man hielt ihm zum Schein noch eine National-Versammlung in Perachora, gab ihm den Ehrenplatz neben dem Präsidenten, schwatzte ihm allerlei vor und hörte als Austausch von ihm mancherlei Geschwätz an. Hierauf reiste der Ueberlistete von Perachora wieder ab nach Nauplia, voll der schönsten Hoffnungen, wie ein glücklicher Bräutigam. Sobald er dort angekommen war, schrieb er von Neuem an die Residenten, und als er abermals keine Antwort erhielt, verfügte er sich in Person zu

ihnen. Sie erklärten ihm zuerst ihr Erstaunen, daß er in Perachora seine frühere Ansicht ganz geändert, daß er der mit ihnen getroffenen Uebereinkunft zuwider gehandelt und sich dadurch einer Wortbrüchigkeit schuldig gemacht habe, für die sie keinen Ausdruck fänden, solche näher zu bezeichnen. Sie hielten ihm sein albernes Betragen in den stärksten Ausdrücken vor, und erklärten, wie sehr sie bedauerten, daß ein Zufall sie mit ihm in Verbindung gebracht; endlich sprachen sie ihren festen Entschluß aus, fernerhin mit ihm nichts mehr verhandeln zu wollen. Da sie sich jedoch den Philolog-Philhellenen für immer vom Halse zu schaffen gedachten, einerseits aber seine stupide Halsstarrigkeit und unverschämte Zudringlichkeit kannten, und anderseits fürchteten, durch ihn noch mehr compromittirt zu werden, so richteten sie noch zum Uebermaß ein Collectiv-Schreiben an ihn, worin sie ihm Alles schriftlich wiederholten, was sie ihm schon mündlich mitgetheilt hatten; der Schulmeister erhielt dadurch noch die Satisfaction, „den Esel protocollirt“ zum ewigen Andenken

in der Tasche mit sich herumtragen zu können.

Hier waren wir nun wieder an einer Lachstation angelangt, die auch wacker benutzt wurde, da besonders der letzte schnurrige Einfall des Erzählers uns dazu stark anregte. Als wir wieder zu uns gekommen, wollten wir dem Erzähler zu Ehren die Gläser erheben, allein er fiel rasch ein und sagte: Warten Sie nur noch einen Augenblick, ich habe noch wenige Worte hinzuzufügen, um meine Erzählung ganz zu Ende zu bringen. Wir stellten die Gläser wieder hin, und Papaleropoulos fuhr also fort: Dieses Stückchen ist doch wohl die schönste Probe, Freunde! von dem diplomatischen Talent unsers Philolog-Philhellenen. Er wäre vortrefflich zu gebrauchen von einer Macht, die, unter dem Scheine der Beibehaltung des Friedens, Krieg mit einer andern anfangen wollte. Denn man dürfte ihn nur senden, um den Frieden zu unterhandeln, und er brächte gewiß den Krieg, und eben so umgekehrt. Ich möchte ihm daher zu seinen übrigen Titeln auch noch den des verkehrten Diplomaten gönnen. Dieser

unglückliche Mann ist überhaupt im Leben ganz unfähig, Wahrheit und Lüge von einander zu unterscheiden; daher hat sich Jeder einen Spaß daraus gemacht, ihm so viele Lügen aufzubürden, als nur immerhin möglich war, besonders da man wußte, daß er alles ihm Mitgetheilte entweder in der Allgemeinen Zeitung oder in einem besondern Buche werde drucken lassen. Man freute sich sogar schon vorher darauf, alle Späße, die man ihm vorgemacht, einst ganz ernstlich gemeint gedruckt zu sehen. Ich schließe nun meine Mittheilung mit der Bemerkung, daß die Anwesenheit gerade dieses Menschen ein Unglück für die damalige Zeit war; wäre ein Mann von wirklichem Talent, nicht ein Schulmeister, sondern ein wahrer Staatsmann hier gewesen, zu dem man Vertrauen hätte fassen können, es würde viel Unglück verhütet und dem jungen König Manches gerettet worden seyn. Allein es scheint, als hätte die Vorsehung durch jene tragische Zeit einen komischen Faden durchweben wollen, und zu diesem hellblinkenden rothen Faden habe sie den Philolog-Philhellenen mit seinem

blutrothen Geſichte auserkoren. Papaleropoulos ſchwieg hier, und es erſcholl ſogleich der jauchzende Ruf: Laßt uns trinken! Wir labten dieſes Mal unſere Gaumen mit vortrefflichem Tinoswein. Als dies hinreichend geſchehen, ſagte Philautis aus Tripolizza: Meine Herren, jetzt iſt die Reihe an mir. Sie haben das Wort, Beſter! erwiderte ich.

Bisher, begann der Peloponneſier, habt ihr nur wohlfeile Späße erzählt, bei welchen der Philolog-Philhellene noch immer guten Kaufs davon kam; nun will ich Ihnen aber einen theuern Spaß mittheilen, der ihn hätte zu Grunde richten können, wenn die Regentſchaft nicht barmherzig genug geweſen wäre, der griechiſchen Staatskaſſe ſeine Narrheit aufzubürden. Als nämlich die Rumelioten bei der oben beſprochenen Expedition vor Nauplia kamen, um die dortige Regierung umzuſtoßen, befand ſich auch der Philolog-Philhellene daſelbſt. Die Palikaren ſtießen zwar gewaltige Drohungen gegen die Stadt aus, allein es war nichts von ihnen zu fürchten nnd an Gefahr brauchte man gar nicht zu denken.

Denn sobald das eine Landthor von Nauplia gesperrt ist, kann kein Mann herein. Wer keine Artillerie besitzt, kann sich dieser Festung aus den Zeiten der Venetianer nicht einmal nähern, sobald die Wälle auch nur halb bewacht sind. Mit Palikarenflinten ohne Bajonete und ohne Artillerie die Stadt einnehmen zu wollen, gehört zu den Träumen eines Wahnsinnigen. Außer diesem hatten die Rumelioten auch keine Schiffe und waren daher nicht Herr der See und des Hafens, so daß sie die Stadt nicht einmal blokiren konnten. Es drohte also von keiner Seite Gefahr. Jeder konnte nach Belieben fortgehen und kommen. Nichts desto weniger glaubte aber der Philolog-Philhellene, unerachtet er ein so alt- und neuwissenschaftlich gebildeter General ist, der von Tapferkeit und Muth strotzt, und seine Nase in jede Expedition und Kriegs-Operation hineinstecken will, daß die Stadt in der größten Gefahr schwebe, jeden Augenblick geplündert und in einen Schutthaufen umgewandelt werden könnte. Und diese Furcht wurde ihm eingejagt von seinen Freunden aus Perachora, mit denen

er kurz vorher daſelbſt fraterniſirt hatte. Als er in ſeiner Herzensangſt ſah, daß weder die Reſidenten, noch die Bürger von Nauplia etwas thaten, um die Stadt vom Untergang zu retten, ſondern vielmehr Alle erklärten, daß ſie den Forderungen der Rumelioten durchaus kein Gehör geben würden, ſo beſchloß er, ſich abermals in's Mittel zu ſchlagen und das ruhmvolle Werk zu unternehmen, die Stadt und Feſtung Nauplia auf ſeine eigene Fauſt von dem ihr drohenden Verderben zu befreien. Er verlangte, zur Stadt hinausgelaſſen zu werden, um ſich mit ſeinen rumeliotiſchen Freunden zu beſprechen; man öffnete ihm das kleine Thörchen und ließ ihn hinausſchlüpfen. Als er bei den Palikaren angekommen war, hielt er in ſchlechtem Neugriechiſch eine ſehr ſalbungsreiche Rede, worin er denſelben bewies, daß ſie aus Patriotismus und aus Gehorſam gegen ihren neuen König verpflichtet wären, von ihren Forderungen, die er zwar als gerecht erkenne, gegenwärtig abzuſtehen, und für deren Geltendmachung beſſere Zeiten abzuwarten. Sie antworteten dem Philolog-Philhellenen, daß er

ganz vortrefflich spreche und sie auch bereit wären, seine Rathschläge zu befolgen, indem sie wohl wüßten, wie gut er es mit ihnen meinte; allein nichtsdestoweniger sähen sie sich genöthigt, Nauplia zu plündern, wenn sie nicht eine Abschlagssumme erhielten, und wenn die gegenwärtige Regierung nicht abgesetzt würde. Ihm zu Liebe wollten sie zwar nicht auf der Bezahlung ihrer ganzen Forderung bestehen, aber einen Theil davon müßten sie erhalten, wenn man sich nicht aussetzen wollte, daß sie im Falle der Weigerung sich selbst das Ganze nehmen würden. Da der Philolog-Philhellene ebenfalls vor Verlangen glühte, die Regierung in Nauplia gestürzt und die Stadt seinen Freunden aus Perachora überliefert zu sehen, indem er von dieser Veränderung für sich selbst große Vortheile hoffen und die Erfüllung seiner glorioſen Endabsichten erwarten mochte, so ließ er sich mit den Palikaren in Unterhandlung über die Summe ein, die ihnen als Abschlag auszuzahlen wäre. Nach vielem Hin- und Herreden wurde er endlich mit ihnen einig und schloß ab, daß er ihnen die Summe

von zwanzigtausend Franken verschaffen werde. Voller Freude gaben ihm hierauf die Capitäns ihr Wort, daß sie solange mit der Einnahme der Stadt und deren Plünderung verzögern wollten, bis sie von ihm über den abgeschlossenen Vertrag eine Antwort erhielten, um, falls solcher erfüllt wäre, für jetzt von jeder weitern Forderung abzustehen. Der Philolog-Philhellene kehrte nach Vollendung dieses schwierigen diplomatischen Geschäfts in die Stadt zurück. Hier wandte er sich abwechselnd bald an die Residenten, bald an die griechischen Minister, bald an die angesehensten Bürger, um die nöthige Summe herbeizuschaffen: er wurde aber von Allen mit Hohnlachen abgewiesen. Den Letztern gegenüber führte er die schönsten Redensarten von Bürgertugend, Aufopferung, citirte mit unerschöpflicher Geläufigkeit die herrlichsten Beispiele der alten und neuen griechischen Geschichte, sprach von dem Dienste, den man dem jungen König dadurch erweisen würde, zeigte, daß er den glücklichen Vertrag nur zu ihrer Rettung abgeschlossen, und suchte ihnen begreiflich zu machen, wie

durch denſelben ihre Habe und Gut, ja ihr Leben in Sicherheit gebracht werde: Alles vergebens; Keiner wollte ſich dazu verſtehen, auch nur ein Geringes herzugeben, da man die Nothwendigkeit dazu nicht einſah. Nachdem er alle Gründe erſchöpft hatte und am Ende ſeiner Redekünſte angekommen war, mit denen er, beiläufig geſagt, keinen Knaben überführen könnte: kurz, nachdem alle ſeine Anſtrengungen ohne Wirkung blieben auf die zähen Nauplianer, gerieth er in die größte Verzweiflung. Seinen rumeliotiſchen Freunden wollte er Wort halten, die Regierung wollte er bald geſtürzt ſehen und den Ruhm ſich nicht entſchlüpfen laſſen, die Stadt Nauplia vor Plünderung und Verderben geſchützt zu haben. In dieſer Verlegenheit griff er zu dem einzigen möglichen Mittel, nämlich zu ſeiner eigenen Caſſe. Er machte Gebrauch von ſeinem Credit, d. h. er ſtellte Wechſel aus auf ein bekanntes Münchner Handelshaus, in der ſichern Hoffnung, daß der König von Bayern, auf ſeine Vorſtellung hin, ſolche acceptiren werde. Auf dieſe Verſicherung hin, und durch mancherlei Vermittlung,

gelang es ihm endlich, Jemand zu finden, der die verlangte Summe vorschoß. Er überbrachte sie mit größtem Entzücken seinen rumeliotischen Freunden, welche hierauf ganz vergnügt versprachen, eine Stadt zu schonen, der sie nichts anhaben konnten. Sie dankten dem Philolog-Philhellenen für seine Großthat, überschütteten ihn wieder mit ganzen Strömen von Schmeicheleien, und hatten die Freude zu sehen, wie ein hintergangener Gimpel ganz glücklich war, daß er Jemand gefunden, der ihn um sein Geld betrog. Er aber genoß die Befriedigung, sich wenigstens Stadterretter nennen zu können, da es ihm nicht gelang, durch die Eroberung Thessaliens Städtebezwinger geworden zu seyn. Nun hören Sie noch, meine Freunde, die Folgen dieser merkwürdigen That, fuhr Philautis fort: Der König von Bayern acceptirte die Wechsel nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er dem Philolog-Philhellenen zu solcher Handlung keinen Auftrag gegeben. Ueberdies ist auch nicht zu bezweifeln, daß dieser gewandte Fürst seinen Mann wohl kennt. Das Münchner Handlungshaus hielt

sich daher an den Philolog-Philhellenen, als den Wechselaussteller. Durch die Auszahlung einer solchen Summe würde aber natürlich sein Vermögenszustand gänzlich zerrüttet worden seyn; aus dieser Rücksicht entschloß sich daher die Regentschaft, die 20,000 Franken auf die griechische Staatskasse zu übernehmen. Ich heiße diese Handlung der Regentschaft nicht gut, denn sowohl das Recht, als das Princip, welches dieselbe rücksichtlich der alten Staatsgläubiger festgestellt hat und feststellen mußte, sind durch diese Uebernahme verletzt worden. Wenn aber die Regentschaft dadurch ein Unrecht gegen die griechische Nation begangen, und die Verantwortlichkeit desselben auf sich nahm, so hätte der Philolog-Philhellene um so mehr sich für diese Gnade dankbar zeigen sollen. Er hat aber gerade das Gegentheil gethan. In seinen ungewaschenen Zeitungs-Artikeln hat er nach und nach alle Mitglieder der Regentschaft zu verkleinern und zu verdächtigen gesucht. Seine grenzenlose Eitelkeit und alberne Ehrsucht wirkten so mächtig in ihm, daß sie sogar das erhabenste aller Gefühle,

das der Dankbarkeit, gänzlich aus seiner Brust entfernt haben. Er theilt auch diese Schwäche mit allen Thoren, daß er sich für sehr fein, pfiffig und klug hält, und wähnt daher, wenn er seine scandalösen Artikel bald aus Athen, bald aus Triest, Ancona u. s. w. datirt, wisse Niemand, daß er der Verfasser derselben sey; allein er darf nur drei Zeilen zusammenschreiben, so kennt man den Vogel leicht an den Federn, denn er erscheint immer darin als Kuckuk. Daß aber ein solches Treiben um so verächtlicher ist, weil es Feigheit und innere Verderbtheit anzeigt, versteht sich von selbst.

Aber deine Historie wird gar zu tragisch, lieber Philautis! riefen hier mehrere Griechen; wir hatten uns vorgenommen, heute Abend unserm Herrn Baron nur lustige Geschichtchen zum Besten zu geben. Ich habe es euch ja vorausgesagt, erwiderte Philautis, daß ich zur Abwechslung einen theuern Spaß erzählen werde. Enthält meine Mittheilung, fuhr er fort, auch nicht viel Spaßhaftes, so mag sie doch für unsern freundlichen Wirth nicht ohne Werth seyn, da sie jedenfalls Einiges zur

nähern Charakteriſtik unſers Philolog-Philhellenen beitragen wird, woran dem Herrn Baron doch hauptſächlich gelegen zu ſeyn ſcheint. Allerdings, beſter Herr Philautis, entgegnete ich; ich bin Ihnen recht dankbar dafür. Ich bin auch nun zu Ende, ſagte Philautis, und habe nur noch hinzuzufügen, daß dieſer närriſche Streich der letzte war, den der Philolog-Philhellene, glorreichen Andenkens, in Hellas geſpielt hat, oder vielmehr, der ihm dort geſpielt worden iſt. Er erhielt hierauf von ſeinem König die Weiſung, zurückzukehren. So trat er denn ſtill und unbeachtet von ſeinem Theater ab, ohne daß er die ſich zugedachte Rolle hat ausſpielen können, und bekam keinen andern Beifall, als den, welchen er mit ſeinem Gelde erkauft hat, gerade ſo, wie es auf der Bühne jedem ſchlechten Comödianten zu ergehen pflegt.

Als hier der Erzähler ſchwieg, rief der heitere Papaleropoulos: Gottlob, daß du fertig biſt; dein ernſthafter Ton fing an, mich etwas zu verſtimmen. Nur ſchnell etwas Luſtiges darauf. Wer weiß noch etwas Komiſches zu

erzählen? Ich, ich! rief Korephilos aus Ipsara, und noch dazu ein recht schönes kleines Geschichtchen. Nun so gebe es zum Besten! schrien Alle. Korephilos wollte eben mit seiner Erzählung beginnen, als ich Einsprache that und sagte: Meine Herren, das Trinken nicht zu vergessen. Wir sind, wie Sie Alle richtig bemerkt haben, durch die letzte Erzählung etwas in unserer muntern Stimmung gestört und dem Ernst näher gebracht worden. Obwohl ich für meine Person, wie ich mich schon geäußert, die Mittheilung unsers Freundes Philautis keineswegs hätte entbehren mögen, so ist doch nöthig, daß wir dem Herrn Korephilos einen günstigen Boden bereiten, damit seine lustige Anekdote, die er uns mittheilen will, desto besser auf uns wirke; denn man erheitert nur den Heitern. Laßt uns also dieses Mal Jeden zwei Gläser Santorin trinken, und dadurch dem Erzähler zu Hülfe kommen. Der Vorschlag ist vortrefflich, Herr Baron, riefen Mehrere. Also deine Gesundheit! Wir tranken nach meiner Vorschrift, und dann begann Korephilos, der Ipsariote, seine Erzählung also:

Die scherzhafte Scene, die ich Ihnen nun mittheilen werde, ist mir von einem Ihrer Landsleute, Herr Baron, einem wackern Manne, der sich lange in Griechenland aufhielt und seiner liebenswürdigen Eigenschaften wegen viele Freunde in Hellas erwarb, erzählt worden. Ein Primat, der vor der Revolution in Griechenland das Amt eines Codja-Baschis bekleidete, und vielleicht ängstlicher oder auch besonders schlauer Natur war, oder vielleicht wegen früherer Bedrückungen, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, wirklich seine Feinde fürchtete, meinte, es würde gut seyn, wenn er sich des Schutzes der nun bald eintretenden königlichen Regierung zuvor schon versicherte. Er glaubte in seiner Einfalt dies am besten bewirken zu können, wenn er zu dem Philolog-Philhellenen ginge, sich ihm empfehle, um seine hohe Protection zu gewinnen. Schüchtern und besorgt, als hätte er eine schlimme Vorahnung, betrat der Codja-Baschis die Wohnung des Philolog-Philhellenen, und ließ sich ihm von dessen Bedienten melden. Als dieser seinem gestrengen Herrn

die Botschaft überbrachte, sprang der Philolog-Philhellene, sobald er nur den Namen des um Gehör Flehenden aussprechen hörte, wie rasend von seinem Stuhle auf. Wie! schrie er, von wildem Zorn erröthend, wie ein kollernder welscher Hahn, den man durch Pfeifen gereizt hat; wie! dieser Hallunke von Codja-Baschis wagt es, die heilige Schwelle meines Hauses zu betreten? will mein Angesicht sehen? Nein, den lasse ich nicht vor; sage ihm, daß ich seine zahlreichen Schlechtigkeiten und Betrügereien, die er vor der Revolution begangen, genau kenne; nein, der darf nicht vor, wiederhole ich, und nun geh, sagte er zum Bedienten, mit dem Fuße auf den Boden stampfend, und thue, was ich dir befohlen. Der Bediente schnitt ein Gesicht, ging von dannen und hinterbrachte dem harrenden Codja-Baschis die abschlägige Antwort, ihm zugleich den aufwallenden Zorn seines Herrn schildernd. Der arme Codja-Baschis erschrack gar gewaltig über diese unangenehme Nachricht, und beschloß, sein Heil noch einmal zu versuchen. Indem er dem Bedienten Geld

in die Hand drückte, bat er ihn inständigst, es doch bei seinem hochwohlgebornen Effendi dahin zu bringen, daß er ihn vorließe, um ihm seine unterthänigste Ehrfurcht zu bezeigen. Der Bediente, ein früherer Palikar, verstand sich gar vortrefflich darauf, seinem Philolog-Philhellenen eine Nase zu drehen, sobald er es ernstlich wollte, und nahm daher, ohne sich zu besinnen, den Auftrag an. Er ging wieder in's Zimmer und machte solang den Fürsprecher und Vertheidiger des Codja-Baschis, bis endlich durch vieles Zureden der stolze Philolog-Philhellene, oder wie ihn Stourdza einmal genannt, der obscure bayerische Grammatiker, sich herabließ, zu bewilligen, daß der eingeschüchterte Codja-Baschis vorgeführt werden dürfe. Der Philolog-Philhellene setzte sich nun in Positur; er stellte sich in die Mitte des Zimmers, legte den Kopf zurück und stemmte die Fäuste in die Seiten. Seine Augen funkelten noch vor Zorn, sein Haar sträubte sich empor, wie die Borsten eines Stachelschweins, als der Böswicht erschien. Mit auf der Brust übereinander geschlagenen Armen stand er in

der geöffneten Thüre, tiefe Bücklinge wiederholend, gebeugt vor Minos Philolog-Philhellen, dem geſtrengen unbeſtechlichen Richter. Der arme Sünder erwartete angſtvoll das erſte gnädige Wort. Da öffnete endlich Zeus, der Schulmeiſter, nachdem er den bebenden Miſſethäter einige Augenblicke mit unheilverkündenden Blicken gemeſſen, die ſchlappen Flügelthüren ſeines wohlberedten Maulwerks, und ſchrie mit Donnerſtimme: Nichtswürdiger! du kannſt von Glück ſagen, daß dir die Ehre zu Theil wird, mein Angeſicht zu ſchauen, denn das Edle haßt die Nähe des Schlechten. — Bei dieſer Stelle ſprangen alle meine Gäſte von ihren Stühlen auf, und ein großer Tumult entſtand. Lyſander, der Cretenſer, ſchrie: Wie! Philolog-Philhellene, eine Ehre ſoll es ſeyn, dein rothes Narrengeſicht zu ſchauen?! Mauromatis, der Janineſer, rief: Ein Glück, deine wirren hohlen Augen anzuglotzen?! Philautis, der Spezziote, fiel ein: Eine Seligkeit, dein ſüßes Lächeln zu genießen!? Nein! ſchrien wieder Alle, das iſt zu toll, alter Pedant!

Ich bemerkte, daß meine Gäste stark vom Weine erhitzt waren, und bereute mein früheres Anrathen, zwei Gläser Santorin hintereinander zu trinken. Ich sah nach der Uhr, und Mitternacht war schon längst vorüber. Der übermäßige Lärm ließ noch Schlimmeres befürchten. Ich suchte meine Gäste zu beschwichtigen, und bat vor Allem, daß sie ihre Ausdrücke etwas mäßigen möchten. Allein umsonst. Wie kann man da mäßig seyn, wenn man es mit der tollsten Unmäßigkeit eines abgeschmackten Schulmeisters zu thun hat, schrien Mehrere. Gut, sagte ich; nichtsdestoweniger möchte es räthlich seyn, daß wir unsere bisherige Ruhe beibehalten. Sie fingen nun an, Griechisch untereinander zu reden, immer laut jubelnd und schimpfend, so daß ich endlich Dimitrakis, der am wenigsten den Wein zu fühlen schien, bat, er möchte mir doch beistehen, seine Landsleute zu beruhigen. Dies gelang ihm auch endlich; sie setzten sich nieder, und Korephilos setzte seine Erzählung also fort:

Deine Schlechtigkeiten und Schuftereien sind mir bekannt, donnerte der Philolog-

Philhellene weiter auf den armen Codja-Baschis los, du bist Einer von denjenigen, die im schwarzen Buche obenan stehen, und ich werde dem jungen König dein Sündenregister mittheilen, damit du zur gehörigen Strafe gezogen wirst. Du hast nun gehört, wie ich von dir denke, geh und entferne dich aus meinem Angesicht, und laß dich nicht mehr bei mir sehen. Der hart getroffene Codja-Baschis versuchte einige Worte zu seiner Entschuldigung vorzubringen, um den zornerfüllten Schulmeister zu besänftigen, aber umsonst; der Philolog-Philhellene blieb unerbittlich und war nicht aus seiner strengen Haltung zu bringen. In dieser trostlosen Lage mußte sich der arme Mann entfernen. Doch zu seiner Hoffnung und Freude wurde er, als er weggehen wollte, vom Bedienten des Philologen belehrt, daß er nur nicht besorgt seyn möchte, es wäre gar nicht so schlimm mit seinem Effendi. Er habe ihn mehr als einmal so gesehen, und durch seine Vermittlung wäre der Effendi dann noch der beste Freund von denen geworden, gegen die er so getobt hätte. Verlaß dich nur

auf mich, lieber Codja-Baſchis, ſagte der ſchlaue Palikar, und du wirſt ſehen, daß Alles gut geht. Ganz getröſtet, gab der Codja-Baſchis dem Bedienten abermals Geld, empfahl ihm beſtens ſeine Angelegenheit, machte ihm Ausſicht auf weitere Geſchenke, wenn er ſeinen Effendi für ihn gewonnen haben würde, und entfernte ſich, indem er ſein Heil von der Freundſchaft des Bedienten erwartete, deren Erwerb den Armen für den vom Herrn erlittenen Schimpf hinreichend entſchädigte.

Als hier wieder großer Lärm zu entſtehen drohte, rief Gazis, ein Phanariote: Ruhig, Freunde, bleibt ſitzen, ich werde ſogleich eine andere Scene an die eben von Freund Korephilos erzählte reihen, die auch nicht fehlen darf, um das Bild des Philolog-Philhellenen zu vollenden. Es iſt zwar ſehr ſpät, und wir ſollten unſerm liebenswürdigen Wirth nicht mehr länger zur Laſt fallen, allein der Vollſtändigkeit unſerer heutigen Unterhaltung willen darf meine Anekdote nicht übergangen werden. Nicht wahr, Sie erlauben es, Herr Baron, daß wir noch ſo lange bei Ihnen verweilen?

sprach mich Gazis an. Mit vielem Vergnügen, antwortete ich, werde ich Ihre Erzählung mit anhören. Ich werde sehr kurz dabei seyn können, erwiderte Gazis, da das Ganze nur eine komische Scene enthält, ohne einen bedeutungsvollen Inhalt in sich zu schließen. Sie soll nichtsdestoweniger willkommen seyn, entgegnete ich, da sie gewiß beitragen wird, die interessante Gestalt unseres Philolog-Philhellenen noch klarer und bestimmter hervorzuheben, und dies ist doch einmal der Zweck unserer heutigen Abendgesellschaft geworden. Haben Sie also die Güte zu beginnen.

Die Nachricht von der getroffenen Wahl des Prinzen Otto zum König von Griechenland, fing Gazis seine Erzählung an, war bereits in Hellas angelangt, und zu allgemeiner Freude durch das ganze Land schnell verbreitet. Es bedurfte also des Philolog-Philhellenen nicht, um dieses wichtige Ereigniß unter das Volk zu bringen, allein er scheint geglaubt zu haben, daß er hiezu durchaus berufen wäre, und daß man die Nachricht aus seinem liebenswürdigen Munde mit besonderem Vergnügen

vernehmen werde. Gewöhnlich, wenn er eine Niederlage erhalten hatte, oder seine Pläne nicht durchgingen, war es seine Art, das Weite zu suchen und eine Reise in's Innere von Griechenland anzutreten, wo er so lange blieb, bis der Sturm sich gelegt hatte. Glaubte er dann, daß sich neue Aussichten für ihn eröffneten, so erschien er plötzlich wieder auf der Scene, und zwar mit so unbefangener Miene, als wenn vorher nichts vorgefallen wäre. Auf einer solchen Reise, die er, wenn ich nicht irre, bald darauf antrat, nachdem die Residenten über sein Benehmen in Perachora ihm den Kopf gewaschen hatten, geschah es, daß die nun folgende Scene sich ereignete. Ich befand mich damals zufällig in Pyrgos, fuhr Gazis fort, und saß mit einigen Freunden in dem dortigen elenden Kaffeehause. Plötzlich wurden wir in unserer ruhigen Unterhaltung über Griechenlands Zukunft durch Töne unterbrochen, die wie eine Art von Trompetenschall lauteten. Wir stürmten Alle aus dem Kaffeehause in's Freie, und sahen zu unserm größten Erstaunen, daß die Einwohner des ganzen Städtchens sich

bereits verſammelt hatten, weil der Philolog-Philhellene eben ſeinen feierlichen Einzug hielt. Er hatte unterwegs, unweit dem Städtchen, einen Hirten angetroffen, der ſich übte, auf einem Kuhhorn zu blaſen; dieſen nahm er in ſeinen Dienſt, ließ ihn vor ſich her reiten, um ihm bei ſeinem Einzug in Pyrgos als Trompeter zu dienen. So zog er denn auch ein, der ſogenannte Trompeter ritt voran, er folgte, und hinter ihm ritt ſein Bedienter. Vor dem Kaffeehauſe hielt er ſtill, redete das Volk an, ſagte, er bringe den Frieden, der König ſey gewählt, alle Zwietracht und Parteiwuth müſſe von jetzt an aufhören, das Land werde nun bald von den Capo d'Iſtria und ihren Anhängern befreit ſeyn. Ein Regent, ein Mann von großem Talent und der längſt ſich ſchon mit dem Wohle Griechenlands beſchäftigt, dieſem Zwecke ſein ganzes Leben gewidmet, auch vortrefflich Griechiſch ſpreche, würde unfehlbar nächſtens gewählt werden, um Hellas während der Minderjährigkeit des jungen Königs zu regieren. So fuhr er fort, dem erſtaunten Volke vorzufaſeln, das natürlich blutwenig von

Allem verstand, was er sagte, und der Trompeter unterließ nicht, seiner Instruction gemäß, von Zeit zu Zeit in sein Kuhhorn zu blasen und die schrecklichsten Töne hervorzulocken, die je gehört worden sind. Durch diesen Lärm und die Menge der Menschen, die sich an ihn drängten, wurde das alte Pferd, worauf der Philolog-Philhellene saß, scheu, schlug aus mit den Hinterbeinen, und als dieses unartige Benehmen des Pegasus bei den Nahestehenden Geschrei verursachte, wurde das Musenroß dadurch noch wilder, und stieg endlich mit den Vorderbeinen auf die Rozinante des Trompeters. Dieser schrie nun aus voller Kehle, und ließ in der Angst sein Kuhhorn auf den Boden fallen. Rasch wurde dasselbe von einem dabei stehenden Knaben ergriffen, der gleich anfing aus vollem Halse hinein zu blasen. Diese Töne, das Geschrei des geängstigten Trompeters, der ganz zusammengedrückt auf dem Pferde saß und sich mit beiden Händen den Kopf hielt, den er wahrscheinlich zu verlieren glaubte, der Philolog-Philhellene im Palikarenmantel und mit hohem Fez auf dem

Haupte, sich mit beiden Armen um den Hals seines Pferdes klammernd und mit den Beinen strampfend, dabei immer haranguirend, bildete eine Scene, die man gesehen haben muß, um darüber urtheilen zu können. Unter Lachen, Toben, Schreien, Trompetenstößen gelang es uns endlich, den Philolog-Philhellenen vom Pferde zu schleifen und ihn in's Kaffeehaus zu führen. Er setzte sich ganz erschöpft und schwer athmend nieder, und als er wieder etwas zu sich gekommen war, fing er sogleich an, seinen vorigen Gegenstand aufzunehmen, schwatzte immer fort, und erkundigte sich dann endlich, ob im Städtchen keine Streitsachen vorhanden wären; in diesem Falle wollte er sie beilegen, indem er dadurch nicht nur den Einwohnern, sondern auch dem neuen König und seinem eigenen König einen Dienst thun würde. Da man ihn hierauf versicherte, daß Alles ruhig im Städtchen sey, und sich Niemand meldete, der seine Vermittlung in Anspruch nahm, zog er nach einigen Stunden Rast, doch ohne den Trompeter, bloß von seinem Bedienten begleitet, wieder von dannen.

Als hier Gazis zu reden aufhörte, war des Lachens und Bemerkens kein Ende; es machte sich Jeder Luft, obgleich schon während der Erzählung, durch ein immerwährendes Ausbrechen des Lachens von Einzelnen, die Ruhe gestört worden war. Du hast brav geschlossen, lieber Gazis, sagten Mehrere, es wäre in der That Schade gewesen, wenn wir diese schöne Geschichte nicht gehört hätten. Nun, Freunde, sagte Gazis, laßt uns zum Beschluß noch die Gesundheit des Herrn Barons ausbringen und dann nach Hause gehen, denn es muß bereits spät in der Nacht seyn, und wir haben Alle des erquickenden Schlafes nöthig.

Nur noch ein paar Worte seyen mir gegönnt, sprach Dimitrakis, der Hydriote. Ich habe die heutige Discussion oder Abendunterhaltung eröffnet, ich will sie auch schließen, und da ich als eine Art von Defensor des Philolog-Philhellenen aufgetreten bin, so gehört mir ohnedies de jure das letzte Wort. — Weil du dich nun als guter Jurist zeigst, erwiderte Lysander, der Cretenser, so hoffe ich, du wirst nicht mehr als Moralphilosoph

predigen, und bei dem, was du noch vorzubringen hast, summarisch verfahren. Wir werden dir stehend zuhören. So will ich es halten, lieber Lysander, antwortete Dimitrakis lächelnd. Ich bleibe erstens bei meinem früheren Satze, daß der Philolog-Philhellene es von Herzen gut mit Griechenland meint, obwohl es auch wahr ist, daß er es mit sich selbst noch besser meint, und daß unsere Größe, die er zu Stande zu bringen hoffte, seiner eigenen als Unterlage dienen sollte. Man muß aber bedenken, daß er nur ein Mensch und noch dazu ein Schulmeister ist, darum dürfen wir nicht die Tugenden eines Engels von ihm verlangen. Eine schöne Engelsgestalt! rief hier Philautis. Still, unterbrech' ihn nicht, sagte Lysander, sonst stehen wir morgen früh noch hier. Recht so, Lysander, fuhr Dimitrakis fort. Ich gebe zu, daß der Philolog-Philhellene zu jedem praktischen Rath wie zur That unfähig sey, allein seinen guten Willen kann ich nicht aufgeben. Seht nur, wie er für Griechenland sorgen wollte; in seinem Receptenbuch kommt unter anderm Löblichen auch die Vorschrift vor,

die Regentschaft müsse dafür sorgen, daß im ersten Jahr 10,000 Paar Ochsen und im darauf folgenden 100,000 Paar Ochsen nach Griechenland gebracht würden, um Raçe daselbst zu machen. Er sagt ferner, so müsse man noch eine Zeit lang fortfahren. Dabei hat er freilich alle andere Schwierigkeiten nicht bedacht, abgerechnet, daß, wollte man in dieser von ihm angegebenen Progression einige Jahre fortfahren, am Ende die Menschen vor den Ochsen in Griechenland keinen Raum finden würden, auch wenn sich letztere nicht von selbst vermehrten. Daß in Griechenland hauptsächlich Menschen einzuführen seyen, hielt er weder von besonderm Nutzen noch von großem Werth, obwohl er doch mit seinem Scharfsinn hätte ahnen sollen, daß da, wo viele Menschen sind, die Ochsen und anderes Vieh sich von selbst finde. Schalk! rief ich dem Erzähler zu. Er fuhr aber weiter fort, ohne sein ernsthaftes Gesicht zu verziehen: Was Freund Philautis von seinen Zeitungsberichten früher ausgesprochen, ist vollkommen wahr, denn es ist mir bei meinem letzten

Aufenthalte in München vielfältig als eine ganz bekannte Sache erzählt worden. Nur muß ich noch hinzufügen, daß dieselben nicht bloß aus solchen Lügen bestehen, die ihm mitgetheilt worden sind und stets mitgetheilt werden, und die er als Wahrheit aufnimmt, weil ihm die nöthige Kritik fehlt, sondern daß er auch eine Menge eigener Erfindungen darunter mischt. Nicht nur aus vielen Oertern datirt er seine Artikel, wie Philautis richtig bemerkt hat, sondern er weiß denselben auch mittelst seines reichhaltigen, vielseitigen Genies die mannichfaltigsten Formen und Titel zu geben. So sind es bald „Briefe aus Athen", bald heißt's „Ueber die Lage von Griechenland", bald sind sie überschrieben „Griechische Zustände" u. s. f. Es ist aber immer das alte, abgeschmackte Lied, dessen gar erbärmlicher Refrain stets lautet: „Schafft den Philolog-Philhellenen nach Griechenland, er ist der Einzige, der das Land zu regieren und glücklich zu machen versteht." Ja, ja, liebe Freunde! alte Liebe rostet nie, sagt ein deutsches

Sprichwort; ſeine Liebe zu den Neugriechen iſt alt, denn er hat ſie aus den alten Claſſikern eingeſogen, und ſie wird nicht eher befriedigt ſeyn, lieber Lyſander, fügte der Schelm ſpöttiſch hinzu, bis wir ihn verſchluckt haben. — Den Teufel auch! ſchrie hierauf der Cretenſer ganz zornig, ſchickt ihn lieber nach Algier, oder nach dem Swanen-river, oder ich weiß ſonſt nicht in welche barbariſche Colonie, da mag er ſich ſatt commentiren, commandiren, und organiſiren; aber uns Griechen bitte ich ihn vom Halſe zu laſſen. Ei, ei! entgegnete Dimitrakis ruhig, ohne ſich durch die Heftigkeit ſeines Freundes aus der Faſſung bringen zu laſſen: du biſt gar zu zornig, Lyſander; nach dem Swanen-river! Der Boden dort iſt zwar auch alt, er iſt aber nicht claſſiſch; nach Algier, das ginge noch eher: dort iſt das alte Numidien, Karthago, das Vaterland des Hannibal, das iſt ein Vorbild, wonach ſich ſtreben läßt; ein neuer Hannibal zu werden, wäre gar nicht ſo übel für den Philolog-Philhellenen, das könnte noch ſeinen Ehrgeiz reizen, das wäre noch eine würdige Aufgabe für ihn. Aber, lieber

Lyſander, bedenke doch nur, was du dazu ſagen würdeſt, wenn man dir den Vorſchlag machen wollte, deine Geliebte, deine Braut zu verlaſſen und ein anderes Mädchen zu heirathen? Griechenland hat der Philolog-Philhellene zu ſeiner Geliebten, zu ſeiner Braut gewählt, er kann ſie nicht verlaſſen und eine Andere beglücken. — Mache nur, daß du fertig wirſt, ich fange nachgerade an des Schulmeiſters überdrüſſig zu werden, polterte Lyſander heraus, ganz unwillig über die letzte Vergleichung, die von uns Andern herzlich belacht wurde. Ich bin zu Ende, antwortete Dimitrakis, nur muß ich noch anführen, daß die deutſchen Gelehrten Unrecht haben, wenn ſie den Griechen allein die Verkehrtheiten des Philolog-Philhellenen zurechnen wollen. Denn folgende Thatſache, die mir ebenfalls in München von ſehr glaubwürdigen Perſonen mitgetheilt worden, beweist, daß er eine ungemeſſene Eitelkeit und einen übertriebenen Ehrgeiz, die Grundquellen ſeiner Verſchrobenheit, ſchon mit der Muttermilch muß eingeſogen haben. Als er nämlich Rector der dortigen Univerſität war, ſoll er eine

schriftliche Eingabe beim König gemacht haben, worin er bittet, daß der uralte Gebrauch, nach welchem die Rectoren der deutschen Universitäten Fürstenrang hätten, wieder hergestellt würde. Dieser Schritt gibt klar zu erkennen, daß er schon vor der griechischen Revolution nach dem Fürstenhut trachtete, und immer das Uralte, versteht sich zu seinem Vortheil, in's Leben zurückrufen wollte, weil er die Gegenwart durchaus nicht versteht. — Dies beweist, rief der aufgereizte Lysander, daß er von jeher ein Narr war, und damit Punktum! Nun gehen wir, es muß spät seyn. Ja, sagte ich, nach der Uhr sehend, es ist drei Uhr nach Mitternacht vorüber, aber getrunken muß noch Eins werden zum Abschied. Ach, Herr Baron, stotterte Lysander, sich auf Dimitrakis stützend, ich fühle, daß ich stark geladen habe, der Kopf glüht mir gewaltig und meine Freunde sind, glaube ich, nicht viel besser daran. Ei, das thut nichts, man muß nicht immer nüchtern seyn, antwortete ich, wir wollen noch Eins trinken, wo so viele Gläser Wein Platz haben, findet auch noch das Eine sein Unterkommen.

Während ich auf dieſe Weiſe mit dem Cretenſer unterhandelte, hatte Gazis die Gläſer ſchon gefüllt, erhob das ſeinige und brachte meine Geſundheit aus. Nun, Ihre Geſundheit darf ich nicht ausſchlagen, ſagte Lyſander, und ſchüttete das Glas ſchnell hinunter, ohne ſich von ſeinem Freund Dimitrakis los zu machen. — Ich dankte meinen Gäſten auf das freundlichſte und ſagte ihnen noch manches Verbindliche. Sie entfernten ſich vergnügt und hocherfreut, denn ich hörte ſie noch einige Zeit auf der Straße toben und lachen. Ich ſetzte mich aber ſogleich an meinen Schreibtiſch und brachte, nach altgewohnter Weiſe, das Gehörte, ſo gut als möglich, zu Papier, um in meinem Berichte von jenem Abend recht genau ſeyn zu können. In der That verdient auch der Gegenſtand dieſe Sorgfalt, weil er uns einen tiefen Blick in das menſchliche Herz gewährt. Dieſer Urſache wegen habe ich auch nicht danach geſtrebt, manchen harten Ausdruck der meinen jungen Freunden in ihrem Eifer entfahren ſeyn mag, zu mildern. Sollte auch manches ſtarke Wort dem Genuſſe des feurigen

griechiſchen Weines während unſerer Unterhaltung zuzuſchreiben ſeyn. ſo verbot mir doch das Sprichwort: in vino veritas, weſentliche Veränderungen hierin vorzunehmen. Ich muß aber geſtehen, daß an jenem Abend ſich mir der Gedanke aufdrängte, unſer Philolog-Philhellene habe vor lauter Griechiſchſtudiren ſeinen Horaz vergeſſen, denn ſonſt hätte er ſich des Sprüchleins zur Warnung erinnern müſſen:

Terret ambustus Phaethon avaras
Spes: et exemplum grave praebet ales
Pegasus, terrenum equitem gravatus
. Bellerophontem:

Semper ut te digna sequare, et, ultra
Quam licet sperare nefas putando
Disparem vites . . . . . .

XVI.

Das Meer-Auge.

Durch Ungarn, das ich größtentheils schon kannte, reiste ich schnell, um nur noch die höchsten Spitzen der Karpathen zu besteigen; bald kam ich in Kösmarkt am Fuße des Tatra-Gebirges an, von wo ich das Meer-Auge besuchte, einen auf der Höhe der Karpathen gelegenen runden See, der mit dem Mittelmeere in Verbindung stehen soll, indem von dort Fische und sogar Trümmer von Schiffen ausgeworfen werden sollen. Die Lage dieses von schroffen Felsen umschlossenen Beckens und die Wasserfälle, die es füllen, tragen so sehr das Gepräge des Außerordentlichen an sich, daß es den armen Bergbewohnern nicht zu verdenken ist, wenn sie sich von ihrem See recht viel Abenteuerliches erzählen.

Ueber Neumarkt stieg ich die Karpathen herab, nachdem ich die großen Eisenwerke und deren gastfreien gebildeten Besitzer an den Quellen des Dunajez besucht hatte. Auf dem rechten Ufer des Dunajez war ich in Gallizien, während das linke zu Ungarn gehört. Oberhalb Rothkloster erhebt sich der herrliche Kronenberg, steil an dem Dunajez emporsteigend, eine glatte Felsenwand, mit vielen so wunderbar gestalteten Zacken, daß das Ganze in der That eine schöne Strahlenkrone bildet. Begierig, diesen Anblick ganz in der Nähe zu genießen, ließ ich mich in einem ausgehöhlten Baumstamme, einen Nachen vorstellend, von Slawaken über den Dunajez rudern, nachdem ich meinen Wagen nach Krosienko vorausgeschickt hatte. Ich wollte den Fluß herunterschiffen, um sodann weiter abwärts unter der Felsenwand des Kronenberges wieder auf das linke Ufer zurückzukehren. Allein mein Fahrzeug kam mir doch bei den vielen Klippen und mitunter sehr tiefen Stellen nicht sicher genug vor; ich beauftragte daher den Fährmann, mir an das Kloster zu folgen, wo

man mir die Aussicht auf guten Wein eröffnet hatte.

Auf diese Weise mußte ich den Weg nach Rothkloster zu Fuße machen, weidete mich daselbst an der herrlichen Aussicht des Kronenberges und forderte einen Labetrunk. Indeß — wer hätte dies in Ungarn gedacht — war kein Wein zu bekommen, was mir um so unangenehmer seyn mußte, weil ich zu der heute noch zurückzulegenden Bergreise einigen Vorrath mitnehmen wollte.

Das Kloster ist aufgehoben, und die Herrschaft dem griechischen Bischof von Eperies geschenkt worden. In den Zellen wohnt ein Hofrichter, eine Art von Polizei-Commissär oder Vogt oder Bürgermeister; das Refectorium war in ein Wirthshaus verwandelt, wo aber nichts als eine sehr schmutzige Judenfamilie sich vorfand. Die freundliche Frau des Hofrichters, eine ungarische Schönheit, gab mir ein Butterbrod, denn bei den schmutzigen Juden wäre ich lieber verhungert, aber Wein konnte ich auch hier nicht haben.

Nicht in der besten Laune eilte ich dem

Ufer des Dunajez zu, um meine Fußreise fortzusetzen, allein da war kein Nachen mehr zu sehen; mein Jäger wurde ausgescholten, daß er auf den bestellten Fährmann nicht aufmerksam gewesen; doch da dieser noch nicht bezahlt war, mußte vermuthet werden, daß er seinen Lohn nicht werde fahren lassen. Wir schrien nach ihm aus allen Kräften, aber alles Rufen war umsonst. Eine halbe Meile beinahe hätte ich zurückgehen müssen, um den schlechten Kahn aufzusuchen; der höfliche Hofrichter bot mir daher ein Pferd an, mit dem ich durch den reißenden Dunajez reiten sollte, doch der Zaum wollte sich nicht finden, da sein Heiduck abwesend war; mein Führer sollte daher das Pferd an der Halfterkette durch das Wasser führen. Muthig trat ich die Reise an, allein der Führer wagte sich nicht in die Mitte des brausenden Bergstroms, soviel auch der Hofrichter ihm zurief, welche Richtung er einschlagen sollte. Ich fluchte, soviel ich Polnisch verstand; Alles umsonst; der furchtsame Führer leitete mein Pferd bloß am Rande des Ufers weiter, wo das Wasser ruhiger war, und so gerieth

ich endlich auf Triebsand, was zur Folge hatte, daß das Pferd unter mir versank. Ich schwang mich nun rasch herunter auf die Seite der Steine, brachte das Pferd mit heraus und gab es dankbar dem Ungarn zurück, jeden weitern Versuch, zu Pferde fortzukommen, aufgebend.

Nun mußte ich mich doch entschließen, zu Fuß dem bestellten Nachen entgegenzugehen, da ich lieber müde werden, als mit den durchnäßten Kleidern warten wollte, bis ich meinen Jäger geschickt hätte. Ich fand das schlechte Fahrzeug noch auf seiner alten Stelle, und bei den Fährleuten ein paar Zollbeamte, welche mir ankündigten, daß ich nicht herüberkommen dürfte, weil ich mich nicht zuerst bei ihnen gemeldet hätte.

Ich verstand von Allem dem nichts, sondern legte mich wieder auf das Fluchen, das man auf der Reise durch Ungarn gar wohl lernen und nicht entbehren kann; das Mittel half auch hier, man ließ mich am Ende herüber. Nun aber kam eine Art von Vorgesetzten der Zöllner herbei und frug, warum ich über das

Wasser hinübergegangen sey. Ihr seyd, rief er, ohne visitirt zu seyn, nach Ungarn gegangen und unterliegt daher einer Strafe. Noch mehr, Ihr habt es versucht, auf einem verbotenen Wege vom Rothkloster aus zu Pferde durch den Dunajez nach Gallizien überzusetzen, und seyd deßhalb doppelt straffällig. Wäret Ihr wirklich herübergekommen, fügte er bei, so würde das Pferd confiscirt worden seyn, und ich hätte Euch als Contravenienten an das Kreisamt abliefern müssen.

Ich wollte meinen Paß zeigen, allein der Sprecher meinte: auf meine Person käme es nicht an, sondern auf die Uebertretung des Gesetzes. Doch als er sah, daß ich mich gar nicht einschüchtern ließ, und ihm den Vorwurf machte, warum er weder Warnungstafeln aufgestellt, noch die Grenze bewachen und mich habe warnen lassen, so erklärte er endlich, überzeugt zu seyn, daß ich ein Fremder sey und kein Contrebandier; allein jeder Inländer, und daher auch mein Führer, würde seine Strafe auszustehen gehabt haben.

So endigte sich dieser Vorfall, der mich an

die Wohlthat des preußischen Zollvereins erinnerte, wogegen man hier im Innern einer und derselben Monarchie die strengste Grenzsperre findet. Auf der andern Seite mußte ich wieder der österreichischen Bonhomie Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche es den Beamten erlaubt, billige Rücksicht auf den Fremden zu nehmen, während ein preußischer Beamte sich lediglich auf den Buchstaben des Gesetzes und die Entscheidung seines Vorgesetzten berufen haben würde. Ich bin übrigens überzeugt, daß der polnische Zollbeamte des Gesetzes gar nicht weiter erwähnt hätte, wenn ich ihm nur ein paar Gulden hinwarf.

Nun war ich am Fuß der hohen Berge angekommen, welche zwischen dem Kronenberge und Krosienko liegen. Durch eine Art von Rolands-Bresche stieg ich zwischen hohen Felsenwänden über ungeheure Massen von Steingeröllen hinan, welche diese enge Schlucht ausfüllen, und von den Fluten ausgewaschen sind, die sich beim Schmelzen des Schnees hier herabwälzen. Nach einem angestrengten halbstündigen Klimmen erreichte ich einen herrlichen

Rasenabhang. Auch diesen erstieg ich bis zu einem Paar spitzigen Felsenhörnern. Als ich das Ende des Felsenkammes erreicht hatte, stand ich plötzlich am Rande eines ungeheuern Abgrundes, in dessen Tiefe der Dunajez strömt. Diese Felsenzacken heißen Peninien, und sind nach dem Meer-Auge der merkwürdigste Punkt der Karpathen. Herrlich ist die Aussicht von der Höhe. Jenseits des Dunajez erhebt sich das mächtige Tatra-Gebirge mit der Lomnitzer Spitze, zwischen Neumarkt und Kösmarkt. Wendet man sich rechts, so übersieht man den Theil von Gallizien, der zwischen Ungarn und Krakau liegt. Lange konnte ich mich nicht von diesem herrlichen Standpunkte trennen, um nach Krosienko herabzusteigen.

So müde ich war, wollte ich doch weiter reisen, weil in dem kleinen Orte sich abermals nur eine Judenschenke befand; allein man warnte mich vor dem Weg in finsterer Nacht, da er fortwährend am steilen Abhange des Dunajez hinführte; überdies hatte ein kürzliches Gewitter mehrere Einrisse in der Straße

gemacht und viele Bruſtwehren waren noch nicht wieder hergeſtellt.

In der Judenſchenke blieb mir nur die Wahl, ob ich in einem abgeſonderten Zimmer ſchlafen wollte, das ſtatt alles Hausraths bloß eine Bettſtelle mit ſchmutzigem Stroh enthielt, oder in der großen Schenkſtube des Wirths. Ich wählte den beſſern Theil, d. h. die Schenkſtube, da das Zimmer für fremde Herren ausſah wie ein Gefängniß oder eine Wachtſtube, aus der die Mannſchaft eben abgezogen, und eine wahre Kellerluft aus demſelben mir entgegenwehte. Meine Leute mußten mir reines Stroh bringen, und bald lag ich unter meinen Decken. Seit Erſteigung des Veſuvs hatte ich keinen ſo anſtrengenden Marſch wie heute gemacht. Am Morgen vor Sonnenaufgang weckte mich ein Gemiſch von Summen und Brummen, von Geſang und Geheul. Als ich mich erhob, um nach der Urſache zu ſehen, ſo fand ich die große Schenkſtube angefüllt mit bärtigen Männern in ſchwarzen und weißen Gewändern, von denen jeder ein Licht, ein Buch und ein Pult vor ſich hatte. Ohne den

hölliſchen Lärm hätte ich einen Teufelsſpuk vermuthet, beſonders da das Zimmer durch einen Vorhang, der geſtern noch nicht vorhanden war, eine ganz andere Geſtalt bekommen hatte. Doch wer war es? — die Juden des Ortes hielten hier am Sabbath ihre Betſtunde, ohne ſich durch meine Anweſenheit ſtören zu laſſen, obwohl die angebrachte Gardine mein Bette mit in das Heiligthum einſchloß.

Von Kroſienko fuhr ich an den maleriſchen Thalwänden des Dunajez abwärts, bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Pobrad, von wo ich bald die Kreisſtadt Sandez erreichte, die weder groß, noch freundlich iſt. Doch fand ich einen deutſchen oder ungariſchen Wirth, denn das iſt bürgerlich gleich. Die Städter in Ungarn unterſcheiden ſich nämlich beinahe gar nicht von den Deutſchen, daher auch die Ungarn ebenſo von den Polen gehaßt werden, wie die Deutſchen, obwohl die Ungarn ſonſt mit den Polen ſympathiſiren, denn der Adel beider Nationen hegt dieſelben Wünſche.

In Lipnicw, einem kleinen Städtchen auf

dem Wege von Sandez nach Bochnia, traf ich zwar ein christliches Wirthshaus, aber es war echt polnisch, schmutzig, wie bei den Juden, und bot noch weniger Hülfsmittel dar. Nicht einmal Kaffee konnte ich bekommen in dem Städtchen, das diesen Namen wahrlich nicht verdient. Nicht besser fand ich das benachbarte Wiszniow, nur mit dem Unterschiede, daß es ganz mit Juden bevölkert ist. Wo so viel Juden zusammenwohnen, sieht man ihnen das Elend deutlich an; wovon sollen sie auch leben, da es dort mehr Kaufleute als Käufer gibt.

Aber merkwürdig ist mir letzterer Ort durch das großartige Schloß der Grafen v. Potocky. Diese ausgebreitete Familie besitzt auch hier eine Burg, eine würdige Zeugin ehemaliger Größe. Ueber der Stadt erhebt sich ein mit Bastionen umgebenes Bauwerk, das fünf Thürme überragen, als wäre es der Zwillingsbruder des Tower zu London. Aber seit der Einführung der Jesuiten in Polen verkümmerte die Bildung des Adels; die Pfaffen fingen auch hier an, in den Familien die

Hauptrolle zu ſpielen, und ſo geſchah es, daß auch dieſes herrliche Schloß bereits halb verfallen iſt; dagegen befindet ſich auf einem benachbarten noch höhern Berge ein reiches Kloſter mit einer prächtigen Kirche, das von den Grafen v. Potocky erbaut wurde. Ebenſo verhält es ſich mit dem prachtvollen Kloſter zu Calvaria, im Wadewitzer Kreiſe, bei Krakau. Daſſelbe iſt im beſten Stande, und die Mönche laſſen es ſich wohl ſeyn, während das große Erbſchloß des Stifters, v. Lanzkoronski, die Veſte Landskronia, nur noch eine maleriſche Ruine bildet. So ſteht auch das Kloſter bei Goſtin in glänzender Pracht da, während die Schlöſſer der Grafen v. Micielski, welche jenes Kloſter geſtiftet, verfallen ſind.

Solange der polniſche Adel auf ſich und ſein gutes Schwert vertraute, war der Geiſtliche ein treuer Diener des Staats; als aber der polniſche Adel den Geiſtlichen überließ, für ſie zu beten, fiel er fremden Mächten anheim. Darum iſt auch jetzt noch die polniſche Geiſtlichkeit dem Adel ſo anhängig. Sie ſieht wohl ein, was ſie dieſem Stande verdankt,

und daß ihr Einfluß mit dem des Adels fallen muß. Dieser Umstand mag auch erklären, warum die polnische Geistlichkeit, obgleich meist aus den niedrigsten Ständen stammend, es dennoch nicht mit den Bauern hält, welche bei absoluten Monarchien nur gewinnen, wogegen in aristokratischen Staatsverfassungen der Bürger und Bauer am meisten unter der strengen Zucht gehalten wird, was auch nothwendig ist.

Die Geistlichkeit hat in Polen Alles dem reichen Adel zu danken, darum ist sie demselben treu ergeben, und bei jeder Revolution sehen wir die Priester mit dem Kreuz in der Hand voranschreiten; denn die Bauern, aus deren Reihen sie sich meist rekrutiren, sind zu arm, um ihnen eine Existenz zu sichern. Am Rhein fand ein umgekehrtes Verhältniß statt; dort waren ebenfalls die meisten Geistlichen Bauernsöhne; man hätte daher glauben sollen, daß der rheinische, sonst streng ultramontanisch gesinnte Klerus den vom Pabst in Bann gethanen Napoleon hassen und den ketzerischen Mächten dankbar seyn würde, welche die Kirche

von ihrem heftigſten Feinde befreit hatten. Dennoch war dies keineswegs der Fall; ſondern die Geiſtlichkeit am Rhein wünſchte Napoleon bei ſeiner Rückkehr von der Inſel Elba den beſten Erfolg. Er konnte ſich ja noch mit der Kirche verſöhnen; die Dynaſtie war katholiſch, und ſelbſt ein mit dem Banne belegter Katholik iſt doch beſſer als ein Ketzer. Der hauptſächlichſte Grund ihrer Zuneigung lag aber darin, daß Napoleon, der Mann der Revolution, ihre Väter von den drückenden Frohnen befreit, die Macht des Adels gebrochen, die Kloſtergüter zum Verkauf geſtellt hatte, ſo daß jetzt viele Bauern freies Eigenthum erwerben konnten, während ſie vorher nur Knechte geweſen waren.

Von Wiszniow aus erreichte ich bald Bochnia und die Kaiſerſtraße von Lemberg nach Wien.

Gallizien ſieht aus wie eine Provinz, für die ſonſt viel geſchehen iſt, die aber jetzt vernachläßigt wird. Die herrlich angelegten Straßen verfallen, die Brücken liegen meiſt in Trümmern, und beinahe überall fährt

man über Nothbrücken, welche schon längst interimistisch dienen, und wahrscheinlich früher ausgedient haben werden, als die erforderlichen Reparaturen zu Stande kommen.

XVII.

Wien.

Warnung.

Man klagt hier in Wien über ſtrenge Cenſur, und dennoch werden fortwährend die feindſeligſten Schriften gegen den Adel, der doch geſetzlich als der erſte Stand, als die Stütze des Staates anerkannt iſt, öffentlich verkauft. Ich brauche bloß an Bulwers Werke zu erinnern, die in einer Menge Ausgaben von jedem Format verbreitet ſind. Dieſer Schriftſteller iſt nicht zufrieden, im Unterhauſe dem engliſchen Adel nach Möglichkeit zu ſchaden; nein, er will durch ſeine literariſchen Arbeiten auch den Adel anderer Staaten untergraben.

Zum Glück iſt ſein Hauptwerk in dieſer Beziehung ſo ernſthaft geſchrieben, daß es von Wenigen ganz geleſen wird. Ich meine

nämlich sein Werk, betitelt: England und die Engländer.

Ich erlaube mir, einige der gefährlichsten Stellen des Buches mitzutheilen, in der Absicht, meine Standesgenossen zu warnen. Er fängt damit an, zu sagen:

„Gleich den Adeligen anderer civilisirten Länder zeichnen die unsrigen sich mehr durch eine übertriebene Sorglosigkeit gegen das Geld, durch eine unbändige Vorliebe für Frivolitäten, durch eine tolle Leidenschaft für die Launen, Ausschweifungen und Abgeschmacktheiten des Tages aus, als durch irgend eine jener verständigen und wohlerwogenen Tugenden, welche die Frucht der gesunden Vernunft sind. Wie wenige adelige Güter gibt es, die nicht fast ganz verpfändet wären. Juden und Kaufleute haben ihre Gelder auf mehr als drei Viertheile des Landeigenthums der Pairie angelegt. Sieht dies der gesunden Vernunft gleich? Allein diese Excesse sind bei unserer Aristokratie auf ungleich größere Höhe getrieben, als bei irgend einer andern, und zwar theils weil sie ein größeres Vermögen besitzt, hauptsächlich

aber, weil sie gleich dem übrigen Theil der Welt unter die Controle der Mode gebracht worden ist, und nicht wie die ehemaligen Sieurs von Frankreich, oder die Hochbetitelten Deutschlands, aus ihrer Herkunft eine hinlängliche Wichtigkeit gezogen hat, um keiner fernern Auszeichnungen zu bedürfen. Unsere Adeligen besitzen Ehrgeiz, diese verzeihlichste Schwäche edler Seelen, und sind folglich daran gewöhnt worden, miteinander in jenen sonderbaren Phantasien verwegener Gemeinheit zu wetteifern, womit Köpfe ohne Bildung einen Müßiggang ohne Würde ausfüllen wollen. Daher haben wir, während wir uns mit unserer gesunden Vernunft brüsteten, unsern jungen Adel hinaus in die Welt geschickt, und sind deßhalb auf dem Festlande nur durch unsere Ueberspannungen bekannt geworden. Das ist noch nicht Alles. Diejenigen, die als zerstreute Musterbilder verirrter Dummheit hätten entschuldigt werden mögen, haben wir förmlich als diplomatische Repräsentanten der Nation einregistrirt; — das oligarchische System, dessen hervorstechendste

Eigenthümlichkeit darin besteht, die Leute nicht wegen ihrer Fähigkeit, sondern bloß wegen ihrer Verbindung mit der herrschenden Partei zu hohen Aemtern zu befördern, hat unsern Abgesandten häufig den Anschein von Delegaten englischer Narrenhäuser verliehen. Der Abgesandte der brittischen Nation am Hofe Metternichs und der Schlauheit war keine geringere Person, als der gegenwärtige Marquis von Londonderry."

Von solchen Grundsätzen geht vorliegendes Werk aus, und endet mit einer Anrede an das englische Volk, worin ganz offen gesagt wird, die wahren Feinde des Volkes seyen niemals die Klugen, auch die Kirche sey es nicht, wie ehemals, sondern bloß der Adel; der Verfasser fordert zum Widerstand gegen denselben ausdrücklich mit den Worten auf:

„Unser Kampf, sagt er, sey gegen die eigenthümliche, Alles durchdringende Organisation des aristokratischen Geistes gerichtet. Es ist höchst wichtig für uns, daß wir dies in vollem Umfange verstehen und völlig anerkennen. Der Widerstand muß als ein Axiom unerschütterlich

festgestellt werden, wenn wir nicht im Finstern gegen eingebildete Diebe fechten wollen, während wirkliche Buschklepper uns ungestraft plündern. Unter uns, meine Freunde, ich sehe einen großen Theil der Aristokratie bereit, bei erster bester Gelegenheit die Schmach ihrer eigenen Unthaten auf den König oder auf die unglückseligen Bischöfe zu werfen. Seyd auf Eurer Hut gegen sie!"

Er fährt fort:

„Betrachten wir unsere jüngste Geschichte! Bemerken wir da nicht, daß bei allen volksthümlichen Maßregeln der König auf der Partei des Volkes war? Nur die Concurrenz von zweien Zweigen der Gesetzgebung, dem executiven und repräsentativen der Gemeinden, hat die widerwillige Zustimmung der erblichen Kammer ertrotzt. Welches Interesse kann ein Monarch für Verewigung von Mißbräuchen fühlen? Er, ungleich der Aristokratie, hat nichts zu verlieren, wenn er in die Vortheile des Volkes willigt. Welches Interesse hat er an der Beibehaltung von Wildbann- und Korngesetzen, von Corporationen und Monopolien,

oder von den ungeheuern und wirren Verzweigungen, aus denen aristokratischer Nepotismus einen Wald von Verderbtheit bildete, wie aus einem einzigen Bananenbaum tausend kleinere aufschießen? Sie, die Aristokratie, will ein schwaches Volk, einen unmächtigen König. Nein, meine Freunde, nein — ein König kann nichts dadurch gewinnen, wenn er sein Volk arm macht; aber jeder Lord hat ein Grundkapital abzuzahlen oder einen jüngeren Sohn zu versorgen, und so ist Verderbtheit des Volks nicht für den König, wohl aber für die Aristokratie ein lucratives System. Vergleichet zu dieser Zeit das, was ein erster Minister „für seine Familie" thut, mit dem, was sein königlicher Gebieter für die Seinigen thun darf. Himmel! welch ein Sturm erhob sich, als der Sohn des Königs die Anstellung am Tower erhielt! War er nicht gezwungen, dem winzigen Commando zu entsagen? So groß war das Geschrei dagegen, so schweigsam die ministerielle Beredsamkeit! Doch, Mylord Grey! welchen Bruder, welchen Sohn, welchen Neffen, welchen Vetter, welchen hergeholten und nimmer

gemuthmaßten Verwandten in der Geneſis der Greys gäbe es, der nicht ſeine Muſchelſchale an dem Felsblock der National-Ausgabe angeklebt hätte? Greift das Eigenthum dieſer Verſorgungen an und hört, was für hochfahrende Verweiſe ihr von dem Miniſter erhaltet! Die Zunge, die ſo ſtumm für den Sohn des Königs war, läßt Donner rollen für die verehrten Häupter der zahlloſen und unantaſtbaren Greyiden. Ein König ſteht erhaben über und fern von den Zänkereien und Eiferſüchteleien der ſcheelſüchtigen Habgier, dem hetzenden Ehrgeize und all den Leidenſchaften, die denen angehören, welche ein wenig über das Volk hervorragen. Die Ariſtokratie iſt nicht minder des Königs als des Volkes Feindin. Sie hat ſeine Macht verkrüppelt, während ſie Eingriffe in unſere Hülfsquellen verübte. Die Organiſation eines privilegirten Standes bringt es mit ſich, daß derſelbe ſich eher zum Hochmuthe, als zur Leidenſchaft der Freiheit hinneigt. Beobachtet, wie natürlich Euch eine großmüthige Unterthanentreue iſt, und wie dagegen die Loyalität einer Ariſtokratie durch

Eigenſucht erdrückt wird. Eine Ariſtokratie, wie die unſrige, iſt, ſage ich, der geſetzmäßigen Gewalt und Popularität des Königs eben ſo feind, als der Wohlfahrt des Volkes. Aber ach! ſchreien Einige, wenn ihr die Ariſtokratie ſchwächt, ſo ſchwächt ihr die Krone! Iſt das nothwendiger Weiſe der Fall? Iſt eine machtbegabte Ariſtokratie für die Sicherheit des Thrones unerläßliche Bedingung? Blickt umher in der Welt und ſeht! Sind nicht diejenigen Monarchien die mächtigſten und geregeltſten, in denen der Einfluß der Ariſtokratie nur die Zierde des Gebäudes, nicht aber die Grundlage deſſelben bildet? Schauet hin nach Preußen, einem Lande, das am beſten in der Welt regiert wird, einem Lande, in welchem die Glückſeligkeit des Volkes uns mit dem Despotismus ſelbſt verſöhnen würde. Glaubt mir, meine Freunde, wo das Volk eine gute Erziehung erhält, iſt die abſolute Monarchie heilſamer und minder verderbend, als ein habgieriger Adel. Ueberblickt die Geſchichte der Staaten um Euch her! Aller Orten, wo ein König ſeine Macht von der Ariſtokratie herleitet,

ſind es die Laſter der Ariſtokratie, nicht die Fehler des Monarchen, die gemeiniglich ein Reich zerſtören: die Adeligen ſind es, die den Hof unbeliebt machen. Ihr Skandal und ihr Geträtſch — ihr Kriechen und Schleichen auf den Hintertreppen — ihr Spötteln hinter dem Rücken ihres Gebieters und ihr Speichellecken Angeſichts deſſelben — das ſind die Urſachen, aus denen die Verdüſterung des Glanzes der Königswürde in der Leute Augen hervorgeht, und wodurch die Göttlichkeit, die einen König umgeben ſoll, verpöbelt wird. Ungeduldig über die Mißbräuche der Autorität, unterſucht das Volk nicht genau, aus welcher Himmelsgegend die Mißbräuche herkommen, und wirft daher auf den hervorragendſten Gegenſtand ſeinen Haß, der mit Recht gegen tiefer unten ſtehende, untergeordnetere Gegenſtände gerichtet ſeyn ſollte. Ich ſage, daß durch eine Ariſtokratie, wenn ſie verderbt iſt, eine Monarchie nicht erhalten, ſondern zerſtört wird, und ich deute auf Frankreich als auf ein Beiſpiel hin: wäre die franzöſiſche Ariſtokratie minder mächtig und weniger gehäſſig

geweſen, ſo würde Ludwig XVI. nimmer als Opfer jenes furchtbaren Geſchreis gefallen ſeyn, das vor dem Throne ein Schaffot heraufbeſchwor. Jener unglückſelige König mag mit Recht ein Märtyrer genannt werden; er war ein Märtyrer der Laſter ſeiner Nobleſſe! Ich leugne alſo die Behauptung derer ab, welche jede Schwächung der Ariſtokratie darum für gefährlich erachten, weil dadurch auch die Monarchie geſchwächt würde. Heinrich VII. und Ludwig XI. mögen uns über die Grundlagen der monarchiſchen Gewalt belehren. Noch mehr leugne ich ab, daß wir die ungeſchmälerte Gewalt der Ariſtokratie als Bollwerk gegen die Prärogative des Königs bedürfen. Ihr Alle, meine lieben Freunde, kennt den alten Grundſatz, daß ein ſtarker Adel monarchiſchen Eingriffen vorbeuge. Nun ſagt mir aufrichtig, ob ihr nicht meint, daß wir Manns genug ſind, um für uns ſelbſt zu ſorgen? Bedürfen wir dieſer uneigennützigen Anwalte zur Wahrnehmung unſerer Intereſſen?

„Ich meines Theils fürchte, daß wir ſolche koſtſpielige Haushofmeiſter nicht mehr hinreichend

beſolden können. Als wir noch in Bildung zurück waren, mögen ſie nothwendige Uebel geweſen ſeyn; doch jetzt ſind wir herangewachſen und können unſere Intereſſen ſelbſt wahren. Könnt ihr euch einbilden, meine lieben Freunde, daß, wenn es keine Ariſtokratie gäbe, wenn ſie, wie Jeremias Taylor ſagt, ihr Haupt gebeugt, ihren Stab gebrochen, wenn ſie ſelbſt zu Unkraut ausgeartet wäre, — könnt ihr euch einbilden, daß ihr dann nicht eben ſo rüſtig gegen jede wirklich gefährliche Anmaßung von Seiten des Monarchen zu ſtehen vermöchtet? Glaubt mir, ſolange die Weberſtühle in Mancheſter ſauſen — ſolange die Schmiedehämmer in Sheffield euch in die Ohren gellen — ſolange früh und ſpät die Preſſe ihr breites Banner, ſichtbar von John o'Groats bis Land'send, flattern läßt, ſteht nicht beſonders zu befürchten, das derbe Herz von England werde je in einen ſo lethargiſchen Schlummer verſinken, daß ohne unſere Zuſtimmung ein König Heere ſammeln, daß er ohne unſer Wiſſen Kerkerlöcher bauen, ohne unſere Zuratheziehung Steuern auflegen könne, noch

werden wir je ruhig einer plötzlich auftauchenden Tyrannei zuſchauen, oder Urſache haben, die verabſchiedete Wachſamkeit unbeſtechlicher Höflinge zu beweinen!

„In Wahrheit, meine Freunde, alle jene alterthümlichen Gründe von der Nothwendigkeit einer mächtigen Ariſtokratie, um einerſeits den König, anderſeits die Gemeinden im Schach zu halten, ſind heutzutage ganz und gar unanwendbar. Die Gewalt, welche ihre Gegner im Schach halten ſoll, begnügt ſich nicht mit bloßem Schachbieten; ſie gleicht dem Meere, das überall vordringt, wo es nicht zurückweichen muß; ſie hat, wie wir nur zu gut wiſſen, jeden Fußbreit jener Bollwerke überflutet, die ſie hätten eindämmen ſollen; und ein- für allemal ſage ich, meine Freunde, daß aus eben dem Grunde die meiſten von den alten Maximen über Regierungsform, die aus durchgeſiebten Extracten halbgeleſener Claſſiker hervorgeholt wurden — Maximen über Regierungsformen, die vor Erfindung der Buchdruckerkunſt auf die Welt anwendbar waren — heutzutage durchaus unbrauchbar geworden ſind.

Vollkommen Recht hatten vielleicht frühere Staatsmänner in ihren Spöttereien und Declamationen über das Volk; denn das Volk war damals ungebildet und eine rohe physische Gewalt. Allein das Zauberwerk Guttenbergs und Fausts hat eine weite Kluft zwischen der vergangenen und zukünftigen Geschichte der Menschheit aufgethürmt. Das Volk auf der einen Seite dieser Kluft ist nicht das Volk auf der andern Seite derselben; die physische Kraft ist nicht mehr von der moralischen gesondert; langsam und stufenweise ist der Geist in die große Masse eingedrungen — der tölpische Cymon[1] hat eine Seele empfangen! Im ersten und rastlosen Bewußtseyn des neuen Geistes appellirte Luther an das Volk — der Erste, der seit Christus solch ein Thun wagte. Von dem Augenblick an waren alle Vorschriften classischer Dogmatiker werthlos.

„Es gibt eine Aera der Civilisation, wo recht wohl der Aristokratie eine unverhältnißmäßige

[1] Der Held eines Drydischen Gedichts, ein Mensch, der, Anfangs ungeschlacht und roh, durch Liebe plötzlich zu Verstand kam.

Gewalt gestattet werden mochte, weil diese Aristokratie damals aus Männern bestand, welche die beste Erziehung genossen hatten, und weil das hochfahrende Wesen derselben zugleich die Freiheit in Schranken hielt, aber auch der Knechtschaft widerstrebte. In solchen Perioden müssen Männer, die, über die niederen Mühen des Lebens erhoben, sich dem Gewerbe der Waffen widmeten, das stets gewissen Grundsätzen der Ehre huldigte, der plumpen Masse einer unaufgeklärten Gesellschaft gewisse Begriffe von Anstand und Ritterlichkeit einflößen; ihre Liebe zum Prunk befördert den Kunstfleiß, und Kunstfleiß hebt die Civilisation, weil er Wohlhabenheit verbreitet. Aber, wie Montesquieu mit vieler Tiefe gesagt hat: es ist ein großer Unterschied zwischen einem System, das einen Staat groß macht, und einem solchen, das seine Größe aufrecht erhalten soll. Die Aera, in welcher es weise ist, eine überwiegende Aristokratie zu dulden, hört auf, sobald die Monarchen keine Kriegshäuptlinge mehr sind und das Volk für sich selbst jedes gefährliche Uebermaß der Gewalt

des Monarchen im Schach halten kann; jene Aera hört auf, sobald die Adeligen schwach werden, aber der Kastengeist der Aristokratie überhand nimmt (Beides die Folge des Ueberschwellens der Pairie, wodurch die Hälfte des Ordens zur Bettelei und äußersten Verderbtheit herabsinkt, aber gleichwohl der Kastengeist gefördert wird, weil die Aristokratie dann unmerklich ihren Einfluß auch auf alle niedere Grade ausdehnt, mit denen sie sich durch Heirathen verbindet und dadurch ihre Reihen rekrutirt; in solchen Zeiten hat Ritterlichkeit die Adeligen verlassen, Verderbtheit ist an ihre Stelle getreten); jene Aera hört auf, sobald die Aristokratie dem Volke nicht mehr voraus ist, sobald der König und seine Unterthanen kein Hemmniß gegenseitigen Verkehrs mehr bedürfen. Darum verlangt es weder die Sicherheit der Krone, noch die Wohlfahrt des Volkes mehr, daß die aristokratische Gewalt unverringert oder vielmehr ungebessert erhalten werde. Allein wenn so, wie ich sagte, Volk und König ohne Aristokratie auskommen mag, meint ihr darum, wir werden auch ohne König bestehen

können? Wohlan! laßt uns den Fall ſetzen, der Wunſch gewiſſer Politiker ſey erfüllt, morgen frühe ſoll eine Republik fertig daſtehen. Ich will euch ſagen, was die Folge davon wäre: eure Republik würde die ſchlechteſte aller Ariſtokratien ſeyn! —

„Ja, glaubt mir, wenn ihr morgen eine Republik errichtet, ſo wird es eine ariſtokratiſche ſeyn, und obwohl eine Ariſtokratie von Krämern gerade ebenſo ſchlimm wäre, als eine aus Edelleuten zuſammengeſetzte, ſo glaube ich doch, dieſe neue republikaniſche Ariſtokratie würde im Ganzen ſo ziemlich denſelben Gehalt haben, wie die jetzige, nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß ſie dann der Controle ermangelte, welche die Krone über unſere heutige Pairie ausübt; und dies aus einem einleuchtenden Grunde, nämlich wegen des unermeßlichen Grundbeſitzes unſeres hohen und niedern Adels. Erwägt, daß derſelbe ſich in dieſer Beziehung von den meiſten andern Ariſtokratien unterſcheidet, die bloß der Schatten eines Hofes ſind und aller eigenen Hülfsmittel ermangeln. Man nehme dem Adel in den meiſten andern

Ländern Titel und Amt weg, so ist er Nichts. Allein verbannt einen Northumberland, einen Landsdale, einen Cleveland, einen Bedford oder einen Yarborough vom Hofe, nehmt ihnen den Herzogs- oder Grafentitel, ihre Ordensbänder und Hermeline, sie sind eben so mächtig wegen ihres großen Grundeigenthums und jener gewaltigen Einkünfte, als sie es zuvor waren. In jeglicher Republik, die ihr ersinnen möget, werden Männer von solchem Vermögen das Uebergewicht besitzen; sie werden fortfahren, eure Beherrscher zu seyn, solange ihr der Ansicht fröhnt, daß Güterbesitz ein ausschließendes Recht auf Ansehen gründe.

„Hiebei, meine Freunde, setze ich fortwährend voraus, daß ihr das Eigenthum nicht antasten werdet, wie es euch von etlichen ungestempelten Zeitungen angerathen worden ist, welche eure Regierung keiner Erwiderung würdigt, und die darum ein Monopol über den Geist der Armen ausüben; ich nehme an, daß ihr, ob republikanisch oder monarchisch constituirt, stets Engländer bleiben wollet; ich stelle mir vor, daß ihr, komme was da

komme, ſtets redlich ſeyn werdet; denn wo keine Redlichkeit, da läßt ſich von Republiken überhaupt nicht ſprechen. So wie die Sicherheit des Eigenthums verletzt wird, würde ſich eure Republik alsbald in Despotismus verwandeln. Die Geſchichte beweist, daß in demſelben Augenblick, wo die Freiheit ſich Eingriffe in das Eigenthum erlaubt, Gewaltherrſchaft entſteht; — die Heerde flieht dem Hirten zu, um ſich vor dem Wolfe zu ſchützen. Beſſer Ein Despot, als ein ganzes Regiment von Räubern.

„Wenn wir ſo viele unſerer Mängel und Unvollkommenheiten dem ariſtokratiſchen Einfluſſe verdanken: brauche ich euch da noch zu fragen, ob ihr die Ariſtokratie unverbeſſert fortbeſtehen laſſen wollet? Wollt ihr das nicht, meine Freunde, nun ſo müſſen wir uns um den Thron herum ſchaaren.“

So ſprechen die wahren Feinde des Adels. Aber dennoch ſchadet Bulwer lange nicht ſo viel, als der fünfte Theil von Tutti Frutti. Denn die Verhältniſſe ſind bei uns ganz anders, als in England. Bei uns gibt es keine

Ariſtokratie, die durch ihren großen Güterbeſitz ſelbſtändig wäre. Auch will Bulwer ſie am Ende nicht ſtürzen, ſondern nur zu einiger Nachgiebigkeit, beſonders in Anſehung der geiſtlichen Güter, nöthigen.

Auf ganz andere Dinge ſinnt der Verfaſſer der Conſtitution in Tutti Frutti, der böslicher Weiſe ſich für den edlen Verſtorbenen ausgibt.

Dieſer will

1) unſern jetzigen Adel abſchaffen;
2) an ſeiner Stelle in Norddeutſchland höchſtens 300 Familien mit Majoraten für eine Perſon beibehalten;
3) dieſen hohen Adel ſoll jeder Bürgerliche erlangen können;
4) außerdem ſoll es Jedem, der dazu Luſt hat, geſtattet ſeyn, ein von vor ſeinen Namen zu ſetzen!!

Da hört Alles auf!!!

XVIII.

Der neue polniſche Adel.

Es gibt für einen Edelmann nichts Abſtoßenderes, als die Gewohnheit der Wiener, Jeden, der Stiefel und einen ungeflickten Frack trägt, Herrn von zu nennen. Dies iſt noch ſchlimmer als das in Deutſchland immer mehr überhand nehmende Nobilitiren der Mamſells durch den Mißbrauch der Benennung: Fräulein.

Das Herr von nimmt Jeder in Wien an, dem es auch nicht zukommt, und der, dem es von Gott und Rechts wegen zukommt, ſieht ſich dadurch mit Leuten aus allerlei Volk vermiſcht und verwechſelt. Man kann recht eigentlich ſagen, daß der Adel in Wien unter dem guten Anzuge erlegen ſey. Daß dies der

österreichische Adel duldet, kann ich nicht begreifen. Aber freilich, der mächtige Adel der Magnaten, die Fürsten Esterhazy und Schwarzenberg, die Grafen Wrbna und Clamm, verlieren dabei nichts; denn sie würden schon durch ihre großen Majorate Alle überragen, wenn sie auch nur Herr Schwarzenberg und Herr Clamm schlechtweg hießen. Der andere Adel aber, der nicht zu den Magnaten gehört, ist in Oesterreich bereits so sehr mit den Bürgerlichen verschmolzen, daß er sich nichts mehr daraus macht, wenn auch ein Bürgerlicher, ein Arzt oder Professor Herr von genannt wird, da nicht nur in diesem Staate Jeder den Adel erwerben kann, sondern auch auf der andern Seite viele Edelleute sich zu Aerzten, Fabrikanten und Kaufleuten hergeben. Die norddeutschen Schriftsteller halten Oesterreich für die Hauptstütze des Adels. Sie irren; in keinem Lande gilt der Adel, als Adel, weniger als hier. Jeder bürgerliche Hofrath ist mehr, als der unbemittelte älteste Edelmann, ja mehr, als ein armer Graf, d. h. in den Augen der Gesellschaft; wogegen in

Norddeutschland der adelige Justiz- oder Regierungsrath sich lieber mit seinem adeligen Namen, als mit seinem Titel nennen läßt. Der Ober-Landesgerichts-Rath v. R. hatte auf seiner Karte nur sein Leopold v. R..... stehen lassen und verschwieg seinen Titel; denn der Herr v. R. ist als solcher im Norden von Deutschland mehr, als der Ober-Landesgerichts-Rath. Der bürgerliche Ober-Landesgerichts-Rath Leopold G..... hütete sich aber wohl, seinen Titel wegzulassen, denn was wäre er ohne dies Amt? Hier in Wien ist es anders. Der Edelmann, als solcher, gilt hier nicht mehr als der Bürgerliche, den man ganz willkürlich Herrn von nennt, und wenn man einem von Beiden einen Vorzug einräumen will, fragt man erst, was sie sonst noch sind. Darum finde ich es höchst nöthig, die guten Oesterreicher auf ihre Adelsvorzüge aufmerksam zu machen. Die hiesigen Verhältnisse, kraft welcher jeder Bürgerliche von jeher Offizier werden konnte und der Adel leicht zu erwerben war, haben dem Adel mehr geschadet, als alle Schriftstellerwuth in Norddeutschland.

In dieſer Beziehung fand ich ſehr belehrende Anſichten in den „Blättern aus meinem Wanderbuche", welche 1831 zu Altenburg herausgekommen ſind. Der ungenannte Verfaſſer iſt ein geiſtreicher Mann, der zwar, wie Fürſt Pückler, bisweilen die Maske des Liberalismus vorhält, aber im Innern ein wahrer Edelmann iſt, und der guten Sache des Adels durch dieſe beachtenswerthe Schrift vielen Vorſchub gethan hat. Er findet ſogar, daß die Benennung der Beamten nach ihrem Adelsrange eine weit mehr humaniſirende Gleichheit verräth, als die lächerliche und förmliche Titelſucht in Norddeutſchland. Er ſchließt ſeine Bemerkungen mit der ewigen Wahrheit, daß für das materielle Wohl der Menge die Adels-Ariſtokratie eine wahre Wohlthat ſey. Damit er das Buch an den Mann bringe, hat er freilich mitunter Dinge eingeſtreut, die kein Edelmann billigen wird. Doch der Zweck iſt edel!

Es iſt ſchade, daß dieſe Schrift in einem ſo demagogiſch unbedeutenden Gewande erſchien; ſie ward daher weniger in der guten Geſellſchaft

bekannt, als sie wohl verdiente. Hätte das Buch die aristokratische Ausstattung der Werke des geistreichen Fürsten aus der Niederlausitz erhalten, es würde unfehlbar den Putztisch jeder vornehmen Dame zieren, wie die unsterblichen Original-Werke des großen Fürsten. Dann würde man auch sicherlich nach dem Verfasser eifriger geforscht haben. Meinen Bemühungen ist es gelungen, zu ermitteln, daß der geistige Vater dieses Wanderbuches ein mediatisirter Fürst im Reiche ist. Näheres habe ich aber nicht erforschen können. Unter dem unbestimmten Ausdruck: das Reich, versteht man aber gewöhnlich da, wo ich diese Erkundigungen einzog, die Gegend zwischen Darmstadt, Aachen, Baden und Ulm.

Unser Fürst, d. h. der aus dem Reiche, hat sehr Recht, wenn er die österreichischen Zustände höchst verderblich für Deutschland findet. Allerdings ist hier der Adel, als solcher, am meisten untergegangen; denn die Magnaten, die Majoratsherren, bilden, wie die Mediatisirten, einen ganz andern Adel, als der allgemeine Geburtsadel ist, der keines weiteren

Vehikels bedarf, um den Vorrang vor jedem andern Stande zu verleihen. Es ermahnt daher der Fürst, nach Norddeutschland zu blicken, und er richtet seine Wünsche an die Zukunft. Sie sind zum Theil erfüllt. Weiser Seher!

Preußen hat dem gesammten Deutschland durch den Zollverein Einheit gegeben, und damit auch deutsche Kraft. Die Träume der Unitisten, schwarzen Brüder, Germanen, Arminen und Teutonen sind nunmehr in Erfüllung gegangen, beinahe ganz Deutschland folgt einem Impuls, es erscheint bereits als eine politische Einheit. Weder Rußland noch Frankreich wird mehr im Stande seyn, im Kriege mit Deutschland einen deutschen Fürsten zu finden, der sich vom Interesse des Vaterlandes lossagt.

Oesterreich ist in seinen außerdeutschen Staaten so groß, daß jenes Verhältniß keine Störung leidet, sowie der liefl-, kur- und estländische Adel doch deutscher Adel bleiben wird, wenn er auch unter russischer Landeshoheit steht.

Allein in der neuesten Zeit hat der Adel durch den Selbstherrscher aller Reußen einen bedeutenden Stoß erhalten. Denn der Kaiser leitet das Gesetz, welches dem Adel, wenigstens in Polen, den Garaus macht, folgendergestalt ein:

„Von Gottes Gnaden Wir Nikolaus I., Kaiser aller Reußen, König von Polen u. s. w. — Als Wir durch das am 14. Februar 1832 dem Königreich Polen verliehene organische Statut die allgemeinen Rechte aller Einwohner dieses Landes feststellten, hatten Wir bereits die Absicht, späterhin die einem jeden Stande eigenthümlichen Rechte genauer zu bestimmen. Dieser Unserer Absicht gemäß hielten Wir es für angemessen, vor Allem die Verhältnisse des Adels zu ordnen. Mit der veränderten Gestalt der Regierung wechselte im Königreich Polen auch das ursprüngliche Wesen der Adelswürde zu wiederholten Malen. Im Jahre 1807 wurde der Adel, hinsichtlich seiner Rechte mit allen andern Ständen vermischt, zu einem bloßen Ehrentitel. Diese Lage kann der gegenwärtigen Ordnung der Dinge nicht entsprechen.

Unter einer streng monarchischen Regierung müssen alle Stände, während sie den Schutz der Landesgesetze auf gleiche Weise genießen, doch eine durch die Gesetze bezeichnete und gesicherte abgesonderte Existenz, eigene Rechte und Verpflichtungen haben. Zur Grundlage für die Rechte des Adelstandes im Königreich Polen hielten Wir es für gerecht, dasselbe Princip anzunehmen, auf welches der Adel im Kaiserreich begründet ist, nämlich einen durch ausgezeichnete Verdienste in der militärischen oder bürgerlichen Laufbahn erworbenen Namen. Dergestalt eröffnet sich ein Feld: für die Einen, in's künftige durch ihre jetzigen ausgezeichneten Dienste den Adel zu erwerben; für die Andern, den Glanz des Namens ihrer Vorfahren wieder herzustellen, sobald derselbe, nachdem sie ihre Abstammung in der vorgeschriebenen Ordnung dargethan, sich mit jetzigen wirklichen Diensten vereint. Nach Bestätigung des auf diese Hauptprincipien begründeten, von dem für die Angelegenheiten des Königreichs Polen bestehenden Departement des Reichsraths durchgesehenen, hier beigefügten

Geſetzes über den Adel des Königreichs, befehlen Wir: 1) Obiges Geſetz in Ausführung zu bringen; 2) da eine neue in Folge dieſes Geſetzes gebildete Heraldie das im Jahre 1832 in Warſchau niedergeſetzte proviſoriſche Komite überflüſſig macht, ſoll beſagtes Komite aufgelöst und ſeine Akten an die Heraldie übertragen werden. Gegeben zu Peterhof den 25. Juni (7. Juli) im Jahre des Herrn 1836 und Unſerer Regierung im elften."

Nach dieſem Eingange ſollte man ein dem Adel günſtiges Geſetz erwarten, weil ja die Abſicht ausgeſprochen wird, die Rechte der verſchiedenen Stände zu beſtimmen. Denn wo Verſchiedenheit der Stände ſtattfindet, hat der Adel überall gewonnenes Spiel. Nur da, wo alle Staatsbürger gleich ſind, muß derſelbe eine Vereinigung der großen Maſſe mit dem Souverain gegen den privilegirten Stand befürchten; bei Verſchiedenheit der Stände hingegen hat jeder Stand ſein beſonderes Intereſſe, und das Oberhaupt des Staats wird dann mehr oder weniger von einem oder dem andern Stande abhängig ſeyn.

Napoleon kannte bloß ſich und Staatsbürger mit gleichen Rechten, daher wagte er auch einem andern König von Frankreich, der dieſelbe Tendenz verfolgte, nachzuſagen:

L'état c'est moi!

Aus dem angeführten Grunde hat Preußen durch die Organiſation ſeiner Provinzialſtände den Rechten des Adels einen ſo großen Vorſchub gethan.

Ein großer Theil der neuen preußiſchen Provinzen hatte unter Napoleon die Gleichheit der Staatsbürgerrechte kennen lernen, und ſchon beinah vergeſſen, welche Privilegien dem Adelſtande von Gottes Gnaden gebühren. Darum großentheils die Unzufriedenheit in den Rheinprovinzen mit der preußiſchen Verfaſſung. Darum das Feſthalten der dortigen Revolutionärs an der franzöſiſchen Geſetzgebung! Man hat ſie ihnen gelaſſen!!

Ces imbecilles ſind ſtolz darauf; als wenn ſie mit der Rechtsverfaſſung und Verwaltung auch alle anderweitige Inſtitutionen der Napoleoniſchen Zeit behalten hätten. Die Juſtiz iſt doch nur ein unbedeutender Theil der

Verfassungsnormen. Wie viel Anderes dagegen ward dem altpreußischen System angepaßt. Man hat zwar dort les cinq Codes belassen, doch nicht ohne sehr wesentliche Bestimmungen zu ändern. Die dortigen Liberalen würden ihren Zweck besser erreicht haben, wenn man sofort die preußischen Gesetze eingeführt hätte, mit der Einschränkung, daß sie nicht gelten sollten für alle Institutionen, die sich dort nicht vorfänden. Z. B. es gab in den Rheinlanden keine Lehen und Fideicommisse, mithin hätten auch die diesfallsigen Bestimmungen keine Anwendung finden dürfen; dort gab es ferner keine Leibeigenschaft, keine Erbunterthänigkeit, keine Gutsherrlichkeit, mithin durften auch die diesfallsigen Vorschriften des preußischen Landesrechts nicht gelten.

Ein Glück, daß ein solches System in den Rheinlanden nicht durchgeführt ward, denn nun haben sie ihr Spielwerk mit der Rechtspflege behalten, während nach und nach alle höheren allgemeinen Verfassungsnormen und besonders die Verschiedenheit der Stände eingeführt werden konnten.

Von dieſer für den Adel ſo vortheilhaften Sonderung der Nation in verſchiedene Stände geht auch das vorliegende neue Adelsgeſetz für das Königreich Polen aus. Allein man ſtaunt, wenn man lieſt, was aus dem Geſetze geworden iſt.

Das erſte Kapitel handelt von der Erwerbung der Rechte des Adelſtandes, ſo wie von ſeiner Uebertragung und Erweiſung. Der Adel iſt erblich oder perſönlich. Der erbliche Adel wird durch Militär- oder Civildienſt, durch Erlangung eines ruſſiſchen kaiſerlich-königlichen Ordens von Perſonen, die im Staatsdienſte ſtehen, und durch die Gnade des Monarchen erworben. Durch Militärdienſte erlangt den erblichen Adel jeder Einwohner des Königreichs Polen, der jetzt oder in Zukunft als Offizier in der kaiſerlichen Armee dient. Durch Civildienſt erlangen den erblichen Adel alle Diejenigen, welche jetzt oder in Zukunft ein Amt der ſechsten oder einer höhern Klaſſe, nach der allgemeinen Klaſſificirung der Civilbeamten des Königreichs, bekleiden. Beamte, die von der proviſoriſchen Regierung

des Königreichs Polen vom 4. (16.) September 1831 an zu einer Stelle berufen worden, werden als bestallte Staatsdiener angesehen, wenn sie nicht nachher vom Dienst entfernt oder entbunden worden sind. Griechisch-russische, griechisch-unirte und evangelische Geistliche und alle im Militär- oder Civildienst stehende Personen, denen ein russischer kaiserlich-königlicher Orden verliehen wird, erlangen dadurch den erblichen Adel. Die Geistlichkeit der römisch-katholischen Kirche genießt, wenn sie einen russischen Orden erhält, persönlich alle Rechte und Privilegien des Adels. Diejenigen Einwohner des Königreichs Polen, welche vom 21. April (3. Mai) 1815 an mit dem St. Wladimir-, dem weißen Adler-, dem St. Annen- oder dem St. Stanislaus-Orden Iter Klasse, und welche vom 17. (29.) November 1831 an mit dem St. Stanislaus-Orden der übrigen Klassen decorirt worden, können um Verleihung des erblichen Adels einkommen, und zwar die im Königreich Polen oder in Rußland Lebenden bis zum Ablauf eines Jahres, und die mit Erlaubniß der Regierung

im Auslande ſich Aufhaltenden bis zum Ablauf zweier Jahre, von der Bekanntmachung dieſes Geſetzes an gerechnet. Der ruſſiſche und finnländiſche erbliche Adel genießt auch im Königreich Polen die Privilegien des dortigen erblichen Adels."

Soweit dies Geſetz über den erblichen Adel; welchen mithin jeder Bürgerliche erlangen kann, der es bis zum Fähndrich, zum Regierungsrath, oder wie es dort heißt zum Commiſſär im Woiwodſchafts-Verwaltungs-Collegio gebracht hat. Söhne von Schuſtern und Schneidern ſehen wir dadurch auf einmal in Maſſe geadelt, und ihre Söhne können dann ſofort in jeder deutſchen Armee als Offiziere eintreten, wenn ſie das Examen beſtehen, ſogar in der preußiſchen Garde, und folglich mit der Crême de la noblesse an den Hof kommen. Noch ſchlimmer aber verhält es ſich jetzt in Polen mit einer andern Art von bloßem Verdienſtadel. Das erwähnte Geſetz fährt nämlich fort:

„Der perſönliche Adel wird durch Erlangung des Offizierrangs bei der Entbindung vom Militärdienſt, durch den Civildienſt von der

10. Beamtenklasse an, durch Erlangung eines russischen Ordens von Personen, die nicht im Staatsdienst stehen, und durch besondere Gnade des Monarchen erworben. Der russische persönliche Adel genießt ebenfalls im Königreich Polen die ihm zustehenden Rechte. Der erbliche Adel wird durch Geburt und Verheirathung übertragen, der persönliche nur durch Verheirathung; ist der erbliche Adel erst nach der Publication dieses Gesetzes erworben, so geht er auf alle legitimen Nachkommen über, sie mögen vor oder nach der Erwerbung des Adels geboren seyn; ist er aber vor diesem Zeitpunkt durch Militär- oder Civildienst und durch Erlangung von russischen Orden oder durch besondere Gnade des Monarchen erworben, so kommt er nur den nach Ertheilung des Adels geborenen Kindern zugut, falls er nicht ausdrücklich auch auf die früher geborenen ausgedehnt werden sollte. Jede Gattin eines Adeligen tritt durch ihre Verheirathung mit einem solchen auch in den Adelstand ein, ohne Rücksicht auf ihre Herkunft oder frühere eheliche Verbindung. Die Tochter eines erblichen

Edelmanns behält ihren Stand bei, wenn sie sich auch mit einem Nichtadeligen verheirathet, theilt ihn aber weder ihrem Manne noch ihren Kindern mit. Dasselbe gilt von der Wittwe eines Edelmanns, wenn sie sich mit einem Nichtadeligen verheirathet, welcher Herkunft sie auch seyn mag. Das zweite Kapitel handelt von den Rechten und Privilegien des Adelstandes, das dritte vom Verlust und von der Wiedererlangung dieser Rechte, und das vierte von der Verificirung der Beweise des Adels, von der Eintragung des Adels in die zu diesem Zwecke in den Woiwodschaften eingerichteten Bücher und von den Akten des Adelstandes.

Durch dies Gesetz ist der alte Adel so gut als abgeschafft; denn wer jetzt Edelmann werden will, darf sich nur für ein paar Thaler ein Haus in einem der polnischen kleinen Städtchen kaufen; dadurch ist er Staatsbürger. Als solcher läßt er es sich ein paar Dukaten kosten, um den Posten eines Canzelisten oder Calculators mit 80 Rthlr. Einkünften zu erhalten. Sofort ist er von Adel, und kann

nun seine Stelle und Besitzthum aufgeben und als gemachter Edelmann in alle Welt reisen. Wer wird jetzt noch für Adelsbriefe Geld ausgeben, da Jeder auf dem angegebenen Weg sich selbst zum Edelmann machen kann, und da überdieß Mancher darauf pochen wird, daß er sich den Adel durch sein Verdienst erworben habe.

Da steht es doch besser in Norddeutschland. Hier ist der Adel unerreichbar; höchstens wird einmal ein Präsident ausnahmsweise in den Adelstand erhoben; zum Beweise, daß ihm vorher, — mochte er sich noch so hoch gestellt sehen, — doch etwas fehlte; nämlich:

Er war kein Edelmann.

Incedunt per ora vestra magnifici triumphos suos ostentantes; perinde quasi ea honori, non praedae habeant. *Sallust.*

XIX.

Der Adel im Militärstande.

An der Wirthstafel zu Erfurt wurde aus einer deutschen Zeitung folgender Artikel, der die allgemeine Aufmerksamkeit angezogen hatte, laut vorgelesen: „Die Aeußerung des Herzogs von Wellington über seine Beobachtungen bei einer preußischen Revue beweisen, wie wenig Aufmerksamkeit er den preußischen Strafeinrichtungen gewidmet hat; obgleich mehrere Jahre ein preußisches Corps unter seinen Befehlen stand, und obgleich ein sehr umsichtiger und erfahrener englischer Staadsoffizier sich die ganze Zeit im preußischen Hauptquartiere befand. Der Herzog bemerkte nämlich, daß so wenig Leute in der zweiten Klasse bei der damaligen Parade zu sehen gewesen seyen;

die Schlüsse, welche er daraus zieht, sind zwar nur dunkel angedeutet und scheinen gar nicht zu dem Zweck, den er sich vorgesetzt, nämlich Lobpreisungen der englischen Disciplin, zu führen, sondern nur anzudeuten, daß die preußischen Gesetze nicht immer gewissenhaft vollstreckt würden. Einige Worte über das System der Strafen und Disciplin in der preußischen Armee scheinen hier am besten Aufklärung geben zu können.

„Als die Ueberreste der preußischen Armee, nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit eine neue Formation erhalten sollten, bestand die Hälfte des Heeres aus Ausländern, die, im ehemaligen deutschen Reiche angeworben, nicht zu den sittlichsten Menschen gehörten und gehören konnten; die Strafen waren daher streng, ja grausam, und überdieß herrschte in Anwendung derselben viele Willkür. Demohngeachtet entschloß man sich, diese grausamen körperlichen Züchtigungen abzuschaffen und an ihre Stelle Festungsstrafe zu setzen. Die strafbaren Soldaten sollten in abgesonderten Abtheilungen, unter militärischer Leitung, in den

Festungen bloß militärische Arbeiten, aber keine entehrende, verrichten; für oftmals wiederkehrende Vergehen wurde eine zweite Klasse von Solchen gebildet, die dem Stocke körperlich unterworfen und auch noch durch den Verlust der Nationalkokarde, dieses Ehrenrechts der Nation, bestraft wurden. Um aber den Individuen der zweiten Klasse die Rückkehr zum Bessern zu erleichtern und ihr Ehrgefühl zu wecken, wurde bestimmt, daß nach einer tadellosen Aufführung von einem Jahre die Gemeinen der Strafcompagnie befugt seyn sollten, auf den Wiedereintritt in die erste Klasse des Soldatenstandes anzutragen, und daß dieser Antrag, wenn von den Vorgesetzten gebilliget, Sr. Majestät dem König vorgelegt werde, der dann die Rehabilitation beschließt und so die Ehre des Individuums persönlich wieder herstellt. Diese Einrichtung hat bei einer Nation, die zu schweren Verbrechen nicht geneigt, und für Kriegerehre empfänglich ist, viel dazu beigetragen, den geringen Strafstand hervorzubringen, der die preußische Armee auszeichnet. Häufiger tritt deßhalb der Fall ein, daß zusehr

der Anwesenden mit einstimmen. Was sollen in unsern jetzigen Zeiten, wo man von allen den Neuerungen einer sporadischen Gesetzgebung wieder zurückgekommen, solche öffentlich ausgesprochene Grundsätze von Gleichheit der Ansprüche nützen?

Gott sey Dank, die Zeiten sind vorbei, wo man aus Unteroffizieren Lieutenants machte und jetzt sehen wir nur noch in der Landwehr Bürgerliche avanciren, die es aber auch nicht weiter als bis zum Hauptmann bringen können.

Solche Redensarten, wie die in diesem Zeitungsartikel, sind den Demagogen eine angenehme Erscheinung; und die herrlichen Grundsätze, welche der General v. Diricke in seinem klassischen Werke über den Geburtsadel aufgestellt hat, kommen darüber immer mehr in Vergessenheit.

So viel ich mich entsinnen kann, dachte unser verehrter Herr v. Diricke über jenes Verhältniß etwa wie folgt:

„Die Armee (ich meine die Unteroffiziere und Gemeinen) besteht aus Bürgern und Bauern; die Offiziere dagegen, vom Fähndrich

an bis zum Feldmarschall, müssen vom Adel seyn. So wie Jene, der Natur der Sache nach (weil ihrer nämlich zu wenig seyn würden), nicht aus den Adeligen rekrutirt werden können: so ist es eben so natürlich, daß Diese nicht aus den Bürgern und Bauern genommen werden."

„Die Haupttriebfedern einer Armee sind Subordination und Bravour."

„Um jene hervorzubringen, dazu ist der Stock zwar ein großes, aber nicht das einzige Mittel. Es gehören dazu auch moralische Ressorts; und dahin ist vor allen die lebendige Ueberzeugung zu rechnen, daß der Offizier ein Wesen von anderm Schrot und Korn, ein Mensch von einer höhern Organisation sey. Dies findet aber nur bei Leuten von Familie seine Anwendung. Auch werden sie von den Bürgern und Bauern als ihre gebornen Herren angesehen; Letztere sind von der Wiege an zum Gehorsam und zur Unterwerfung gegen den Edelmann gewöhnt, und haben einen natürlichen Abscheu davor, sich ihm zu widersetzen. Was der beste Bürgerliche sich erst

durch viele hundert Prügel erwerben müßte, das besitzt der jüngste adelige Junker von Natur: Ehrfurcht und Ansehen. Wozu also auf Neuerungen denken, welche nur das traurige Loos des gemeinen Soldaten noch mehr erschweren würden?"

„Was die Bravour betrifft, so kommt sie von der Ehre her. Dies ist aber ein Wort, welches für Bürgerliche und Bauern keinen Sinn hat. Denn Letztere kennen nur den Stock, wodurch sie in Schranken gehalten und gezüchtiget werden; der Edelmann dagegen, der nie einen Stockschlag dulden kann, auch wenn es ihm das Leben kostete, wird allein von der Ehre geleitet; er hat die größte Ehre, nämlich die, ein Edelmann zu seyn, und um sich an dieselbe jede Viertelstunde zu erinnern, schwört er unablässig: Auf Ehre!"

„Demnach kann Niemand Offizier seyn, als der Adelige. Man würde die ganze Armee desorganisiren, wollte man hierin irgend eine Aenderung treffen. Der Unteroffizier und Gemeine würde dem bürgerlichen Capitän, Major ꝛc. nicht gehorchen (denn er könnte z. B. der

Sohn eines Schmieds oder Bierbrauers, des Nachbars von seinem Vater oder gar sein ehmaliger Schulkamerade seyn). Der adelige Offizier würde nur mit dem größten Widerwillen unter und neben ihm dienen, und es ist noch eine große Frage, ob der adelige Fähndrich dem bürgerlichen Major Satisfaction geben dürfte. Mit wem ich mich aber nicht schlagen kann, mit dem kann ich auch keine Freundschaft halten, noch weniger anders, als unter größtem Zwange, seinen Befehlen gehorchen. Man kann leicht berechnen, zu welchen Excessen eine solche Neuerung in einer Institution führen mußte, deren Seele die Subordination ist."

„Man führt immer das Beispiel des französischen Heeres an, wo die Offiziere nicht von Adel zu seyn brauchten. Ich nehme mir in gegenwärtigen Zeiten nicht heraus, mein Urtheil darüber zu sagen; auch kann ich nicht ableugnen, daß die französischen Heere, trotz den bürgerlichen Offizieren, ein fast unbegreifliches Glück hatten: allein wir entkräften und vernichten dieses Beispiel sogleich durch ein

anderes. Wie steht es denn um das Heer einer andern Macht, die auch keinen Adel kennt, ich meine das türkische! Ist es nicht in dem miserabelsten Zustande? Wird es nicht von fremden und einheimischen Feinden beständig geschlagen? — Woher kommt das? Von den bürgerlichen Offizieren, unter denen selbst ein Pascha von drei Roßschweifen weder ein von vor seinem Namen hat, noch von Familie ist. — Ist nicht der ganze Staat in der heillosesten Zerrüttung und seiner Auflösung nahe? — Warum? Er hat keinen Adel, keine Landstände; es ist eine Despotie, weil die Vasallen dem Throne nicht das Gegengewicht halten. Dieses Beispiel ist so schlagend, daß es für unsern Zweck völlig hinreicht. Sonst könnten wir eben so gut die englische Landarmee anführen, in welcher es ebenfalls mit dem Adel unter den Offizieren nicht so genau genommen wird, und die daher eben keine große Fortune macht. Ich weiß zwar nicht gewiß, zweifle aber keinen Augenblick daran, daß bei ihrer Marine alle Capitäns, Contre-Admiräle und Admiräle von der blauen und

rothen Flagge Mylords aus guten Häusern sind (man sieht es aus dem glücklichen Erfolg); wenigstens war der Admiral Nelson Herzog von Bronte. Wen dies Alles noch nicht überzeugt, der bedenke noch Eines: sollte die Besetzung der Offizierstellen mit Bürgerlichen einreißen, wo will es dann mit den Söhnen der Adeligen hinaus? Theologie und Medicin studiren können sie nicht (überhaupt ist das Studiren nur ein Nothbehelf!), Kaufleute und Handwerker können sie eben so wenig, als Geigenspieler und Historienmaler werden. Bei der Justiz sind nur so viele nöthig, als es Präsidentenstellen gibt; im Finanzfache können ebensowenig Alle employirt werden, als sie Alle Rittergüter erhalten können. Was soll man mit den Uebrigen, die den allergrößten Theil ausmachen, anfangen? — Die Bürgerlichen haben alle nur mögliche Ressourcen, vom Kanzeleiboten bis zum Geheimen Rath, vom Schuhmacher bis zum Hofmaler, vom Küster bis zum Doctor der Theologie, wo sie ihr Brod erwerben können. Wenn sie sich noch in die Offizierstellen durch sogenannte

Kenntniſſe oder Talente oder Tapferkeit (von der ich nicht weiß, wo ſie herkommen ſollte) eindrängen: ſo wird es manchem Manne von Ehre durchaus unmöglich, ſeine Söhne ſtandesmäßig zu verſorgen."

„Es wird alſo wohl Alles in dem Zweige des Militärs beim Alten bleiben müſſen. Und wenn auch, wie verlautet, durch manche Kriege die Armee hin und wieder mit bürgerlichen Offizieren, die ſich etwa ausgezeichnet haben, ungebührlich verſehen worden: ſo wird man wohl thun, dieſe Menſchen etwa bis zum Capitän avanciren zu laſſen und dann, wenn ſie nahe an der Kompagnie ſind, zu verabſchieden."

Guter v. Dircke, wie weit iſt noch die Wirklichkeit von deinen Idealen entfernt! Noch eins. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die franzöſiſche Armee ſeit der Revolution keine Feldprediger mehr hatte, während die Armeen der übrigen europäiſchen Mächte ſolche Prieſter als integrirende Theile überall mit ſich führten. Woher dies? Unſtreitig daher, weil die Gleichheit des Anſpruchs in der franzöſiſchen Armee die Feldprediger überflüſſig

machte, indeß die Ungleichheit in den übrigen Heeren sie als höchstnothwendig erscheinen ließ. Diese Feldprediger sollen gleichsam Surrogate der Ehre und Beförderung seyn, und den Gemeinen für seine Zurücksetzungen und Leiden mit der Aussicht auf den Himmel vertrösten. Die Demagogen sagen heute noch: man gebe jene so gewaltsam vorenthaltene Gleichheit zurück (d. h. man verstatte jedem Gemeinen, unter Bedingung der Verdienste, selbst bis zum General und Marschall zu avanciren), und die Armee wird keines Feldpredigers bedürfen! Also deßwegen? Tant de bruit pour une omelette? Wenn die Demagogen weiter nichts verlangten, darin könnte ihnen gewillfahrt und alle Feldprediger sofort weggejagt werden. Was brauchen sie deßhalb auf den Adel loszuziehen? Ob es gleich auf der andern Seite nicht löblich ist, daß sie alle Religion mit Füßen treten und den letzten Rest derselben aus den Regimentern verbannen wollen, da die Soldaten ohnedies selten an religiöser Apoplexie sterben.

Was aber das allgemeine Avancement

betrifft, so mögen sich die Gemeinen dies nur vergehen lassen; wie der Erfolg bereits gezeigt hat. Wo wollten wir denn mit den Generälen hin, und woher müßten wir die Soldaten nehmen, wenn überall das Verdienst entscheiden sollte? Wie viele Verdienste würden da zum Vorschein kommen! Und wie Viele würden auf Eine Stelle Anspruch machen! Am besten also, man setzt keinen dieser Verdienstvollen zurück, und läßt nur den Adeligen avanciren; dann hat sich Keiner zu beklagen.

Doch warum halte ich mich bei einer Materie auf, die längst erschöpft und abgethan ist?

Auf der Rückreise in die Heimath berührte ich Westphalen, wo ich Gelegenheit erhielt, das berühmte Manuscript: Ueber unsere Verfassung, von Werner v. Harthausen, endlich selbst zu lesen. Da dasselbe lediglich für die Mitglieder des Ritterstandes bei der Provinzial-Versammlung zu Münster geschrieben war, sonst aber Niemand Gelegenheit erhalten hat, dasselbe zu lesen: so habe ich nachfolgenden Abschnitt daraus abschreiben lassen, und theile ihn hier mit, weil die erhabene Tendenz

des Ganzen füglich aus dieſem kleinen Theile entnommen werden kann.

Quod si tam libertatis curam haberetis, quam illi ad dominationem accensi sunt: profecto neque respublica, sicuti nunc, vastaretur.

Sallust.

XX.

Der loyale Weſtphale.

Die Liberalen haben den Bannfluch gegen die Geiſtlichkeit und den Adel ausgeſprochen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die ältere materialiſtiſche Schule den Adel als erbliche Pairie oder gar als erblichen Stand im Sinne der altdeutſchen Verfaſſung überall nicht anerkennt. Derſelbe ſcheint ihr ein Erzeugniß und Ueberbleibſel der Barbarei des ſogenannten Mittelalters. „Raub und Unterdrückung haben ihn erzeugt, Feigheit und Dummheit der übrigen Staatsbürger ihn erhalten oder geduldet, aber das Licht der Aufklärung hat ſeine Macht gebrochen und ihn vernichtet.“ Andere, die gemäßigter denken, wollen ihm die Exiſtenz nicht rauben, weil er einmal vorhanden ſey: „Er möge früher durch Raub und Unterdrückung

entstanden, durch Verbrechen mächtig geworden seyn und sich erhalten haben, jetzt sey er unschädlich und füglich zu ignoriren. Eins nur sey nothwendig, Gleichheit vor dem Gesetze, Aufhebung aller besondern Rechte, der Patrimonial-Gerichte, der besondern Standschaft ꝛc., jedes Vorrecht sey Unrecht. Alle Revolutionen, alles Unglück habe man nur den Privilegirten und ihrer Dummheit und Hartnäckigkeit zu danken. Wenn einmal alle Gesetze und Einrichtungen das Volk gleichmäßig und ohne Ausnahme, wie die Vernunft und das Naturrecht es verlangen, behandeln und umfassen, so könne man immer den leeren Namen von, oder Graf, Freiherr ꝛc. dulden. Er sey wie ein Ordensband oder andere leere Titel zu betrachten, und auch ferner zur Auszeichnung und zum Lohn für irgend einen Verdienstvollen, dem noch daran gelegen sey, zu ertheilen. Je häufiger er verliehen werde, desto besser. Man solle nur die Fürsten ermuntern, recht Viele, wo möglich Juden und schlechtes Gesindel, allenfalls gegen hohe Taxen (damit der Staat davon Vortheil ziehe) in die alte

Adelszunft einzureihen, und der Ausspruch Talleyrands, es sey ungewiß, ob es den Mann von Verdienst in unserer Zeit mehr auszeichne, einen Orden zu haben, oder keinen zu haben, werde sich hierbei von Neuem bethätigen." Noch Andere halten ihn für nothwendig und nützlich, als eine lebenslängliche Pairie, als eine Art Senat, wie er jetzt in Frankreich besteht; Andere als erbliche Pairie, wie in England. Es versteht sich, daß dann nur von den Majoratsherren die Rede ist, alle übrige Mitglieder der Familie aber in den Bürgerstand zurücktreten müssen. Die neueste Pairie-Angelegenheit in Frankreich hat so viele Stimmen der französischen und englischen Doctrinairs und ihrer Gegner laut werden lassen (das deutsche Echo sprach, wie immer, Vieles, wenn auch nur in den letzten Worten, nach), daß wir uns füglich der Mühe überheben können, diese Lehren zu wiederholen. Seltener aber (doch in Deutschland nicht ohne Vertheidiger) ist in neuern Zeiten die Ansicht geäußert worden, daß der erbliche Adel, selbst abgesehen von der Pairie, dennoch nothwendig und nützlich

ſey; einmal, weil die Belohnung des Verdienſtes nur wenn ſie erblich werde einen dauernden Werth beſitze, dann aber auch, weil eine ſolche Anerkenntniß und Feſthaltung des Verdienſtes der gemeinen Freiheit und dem Staate ſelbſt zuträglich ſey. „Der Adel ſey der Repräſentant eines vom Staate anerkannten Verdienſtes, gleichviel, ob urſprünglich mit Recht oder Unrecht. Das Verdienſt ſelbſt werde dadurch gewiſſermaßen erblich. Die Erinnerung an das Leben und die That, welche ihn erworben, geben einen neuen Sporn, deſſelben würdig zu werden, und innere Bürgſchaft, ihn zu bewahren. Sie wecke die Kraft und das innere Verdienſt in denen, welche noch nicht zum Adel gehören, und ihn auf gleiche Weiſe zu erwerben ſich berufen fühlen, wie in Jenen, welche ihn ererbt haben und ſeinen glänzenden Werth aufrecht zu erhalten verpflichtet ſind. Diejenigen, welche durch Verdienſt erhoben worden, ſeyen zwar dem Adel nicht immer förderlich, andererſeits aber verbreiten die Würdigen über den ganzen Stand ihren Glanz, und die

Genoſſenſchaft der weniger Würdigen werde unſchädlich, weil das Volk doch im Ganzen die Repräſentanten eines wirklichen, wenn auch ihm unbekannten Verdienſtes um den Staat, im Adel anzuerkennen gewöhnt ſey."

„Die Erziehung," ſagen Andere, „ſey eine neue Schöpfung, eine zweite Natur. Wo auch das Verdienſt nicht unmittelbar ererbt worden, werde es häufig durch Erziehung wieder aufgefriſcht. Die Regel ſpreche für die Erblichkeit der Anlagen zur Tugend im Menſchen, wie in der ganzen Natur, von den Heroen, den Götterſöhnen Griechenlands bis zu der Zucht der Salomoniſchen Köheilis und des Vollblutes in England und der ſpaniſchen Merinos hinab. Der Apfel fällt nicht weit vom Baume, und wenn auch die Ausartung nicht unmöglich, wenn ſie ſogar häufig:

Fortes creantur fortibus, ac bonis; est in juvencis,
est in equis patrum virtus, nec imbellem feroces
progenerant aquilae columbam. *Horat.*

ſo ſpreche doch die größere Wahrſcheinlichkeit für die Regel, eben weil ſie als Regel in allen Bildungen der Natur ſich erprobe, und

werde daher durch die Erziehung, sobald man Bürgschaften verlangen könne, hinreichend gesichert. Ritterliche Tugend sey überall nur unter großer Begünstigung möglich oder wahrscheinlich. Unabhängige Stellung, die keinen Verlust zu scheuen hat, und gleichmäßige Erziehung, die nur die Tugend und Ehre achten und keinem Erwerb nacheilen lehrt, seyen von jeher ihre Bedingungen gewesen. Nimmermehr dürfe man erwarten, daß unter dem Drang und der Gier nach Gütern und Erwerb solche Tugend Wurzel schlagen und aufkommen möchte; — (ein Kaufmann hütet sich schwerlich vor Unrecht, und ein Krämer vor Sünden; denn um des Gewinnes willen thun Viele Böses und begehen Sünden, und die reich werden wollen, wenden die Augen ab. Wer Gold lieb hat, der bleibt nicht ohne Sünde; wer Vergängliches sucht, wird untergehen. Die ihm opfern, die stürzt es, und die Unvorsichtigen fängt es. Jesus Sirach Kap. 27. 35., 5. 6.) — und wo Dieses dennoch geschehe, sey das Verdienst herauszuheben und mit dem erblichen Adel zu belohnen."

„Alle wahrhafte Ideen — sagen die neuesten Philosophen — fordern und finden ihren lebendigen Träger und Repräsentanten im Staate; der Staat ist der lebendige Organismus aller dieser Ideen, und ohne dieselben sey kein lebendiger, organischer Staat denkbar. Wo daher kein Adel vorhanden, sey er nothwendig zu bilden. Er sey der Träger und Repräsentant des Ritterthums, der adeligen Gesinnung und der ritterlichen Tugenden, und als solcher dem Staate nothwendig. Sey der vorhandene Adel ausgeartet, so müsse er geweckt und verbessert oder durch bessere Glieder ersetzt, sey er ausgestorben, so müsse er neu geschaffen werden. Der Vorwurf der Ausartung sey indeß nicht gegründet. Die Ausartung, welche behauptet und zugegeben werde, treffe nicht bloß den Adel, sie treffe alle Stände, die Reichen vor Allen, ohne Rücksicht, ob sie zum Adel oder zum Bürgerstande gehörten, und sey natürliche Entwicklung, fast nothwendige Folge der Kultur in der Richtung, die sie bereits genommen, und auf der Uebergangsstufe einer welthistorischen

Reform oder Umwälzung, auf der wir ſtehen. Sie werde als ſolche anerkannt und nachgewieſen durch die Geſchichte, und möge die gerechte Strafe der Nemeſis verdienen, ſowie einen höheren Vorwurf, aber nicht von denen, die ihn theilen."

Noch Andere machen aufmerkſam auf die hiſtoriſche Bedeutung und den Einfluß, den der fragliche Stand durch die Geſchichte gewonnen. „Der deutſche Adel habe alle Throne Europa's, mit wenigen Ausnahmen, beſetzt, und ſey der Stamm und urſprüngliche Kern alles europäiſchen Adels. Die neuere Geſchichte, wie der Grund der Verfaſſungen aller europäiſchen Länder, ſey ohne ihn nicht denkbar, da er der Mittelpunkt und das hervortretende Princip derſelben ſey. Es möge ſchwer fallen, dieſes anzuerkennen oder zu leugnen; aber es ſey unmöglich, es zu ignoriren, und höchſtens vergönnt, es zu tadeln, wie man den Pindaros als einen Unfreien tadle, weil er die Güter und den Adel rühmt. Ein ſolches geſchichtliches Daſeyn könne aber nicht ohne welthiſtoriſche Beſtimmung für die Völker und

ihre Geschichte, ohne tiefe Bedeutung für das Leben der Staaten gedacht werden. Ein solcher Adel werde nicht gemacht, noch ohne Gefahr bei Seite geschoben oder vernichtet. Schon Montesquieu habe die Ehre das wahre Lebensprincip unserer modernen Monarchien genannt. **Point de Noblesse, point de Monarchie!** Es sey daher unmöglich, diese Monarchie halten, den Adel, das Princip derselben, aber nicht anerkennen zu wollen."

Andere endlich halten ihn für das conservative Princip in der Verfassung. „Er sey der nothwendige Anhaltspunkt des Rechtes und des Besitzes gegen willkürliche Neuerungen; die Stütze der Throne, die Schutzwehr der Schwächern und Armen, und so lange er bestehe, der einzige wesentliche Damm gegen die Willkür der Despotie, wie gegen die Wuth der Anarchie, gegen den Drang der Herrscher und ihrer Satelliten, wie gegen den Auflösungs- und den Zerstörungstrieb des Pöbels und der Demagogen."

Es möchten hiernach Viele zugeben, daß der Adel für unsere Monarchien angemessen,

auf der Stufe, auf der unſere Staaten ſtehen, nützlich, vielleicht nothwendig, und der vorhandene nicht auszuſchließen ſey.

„Wenn dieſes aber auch der Fall" — möchten ſie einwenden — „ſo dulde ſolches weder die Menge, noch die perſönlichen, geſelligen Forderungen. In England iſt es nur der Beſitzer des Fideikommiſſes, welcher als Pair zum wirklichen Adel gehört; die jüngern Söhne kehren in den Bürgerſtand, oder doch in die Gentry, die keine Bedeutung im Staate hat, zurück. In Deutſchland iſt der Adel zugleich zahlreich und arm und ſeit der Aufhebung der Stifter ohne Mittel, ſich beſtändig erhalten zu können, und mit dem Dienſt, mit der Abhängigkeit vom Staate verliert er alle Bedeutung, allen Anſpruch auf Adel und deſſen Beſtimmung, da es ja eben die Unabhängigkeit iſt, welche von ihm gerühmt wird, die Bedingung, unter der er geduldet werden mag. Er ſoll vermittelnd auftreten zwiſchen dem Volk und der Regierung. Er ſoll ein Schutz der Schwächern gegen Despotie und Beamte, ein Damm der Regierung gegen

Anarchie und Pöbel seyn, er soll selbständig und kraftvoll, frei und unabhängig Beiden entgegen treten und das conservative Princip gegen Neuerungssucht und Zerstörung des Alten darstellen. Wie wäre das möglich, wenn er als Landedelmann selbst der Hülfe, zumal der Regierung und ihrer Beamten bedarf, oder gar ihnen dient und Einer der Ihren geworden ist? Nur der mächtige, an Grundstücken reiche und unabhängige Adel kann jenen Beruf erfüllen. Der minder wohlhabende würde nur schädlich wirken, wenn er mit Jenen vereint handeln sollte; er würde der Regierung oder seinem Interesse dienen und dadurch die Wirkung des wahren Adels, dem er beigesellt ist, lähmen und vernichten. Der Adel der jüngern Söhne, ein Adel ohne Grundbesitz und Vermögen, ist vollends lächerlich und dem eignen Princip des Adels widersprechend."

Dagegen möchte erwidert werden, daß eben diese Ahnenproben, die man so lächerlich findet, diese Theilnahme des ganzen Geschlechts, obwohl nicht an der Standschaft, aber doch an den Ansprüchen des Namens und Wappens

der Familie, ein Beweis sind, daß die ursprüngliche und wahre Bedeutung des Adels in Deutschland, und nur in Deutschland, wenn auch nicht verstanden, doch immer gefühlt worden ist. Ein Adel, der nicht vom Geschlecht ausgeht und das ganze Geschlecht umfaßt, kann wohl die Stellung eines englischen Pairs, aber nicht die wahre Bestimmung des geschichtlichen Adels erfüllen. Der Adel ist zugleich ein rein persönliches, auf das Geschlecht gegründetes Interesse des Volks. Ohne Theilnahme des Geschlechts an seiner Bestimmung ist diese selbst nur halb erfüllt, und die eigentliche Bedeutung des Adels, als Träger und Repräsentant der Volksthümlichkeit, der vererbbaren und wirklich vererbten Nationalität gänzlich mißverstanden.

Wir wissen sehr wohl, daß die Standschaft des Adels nur dem Grundbesitzer zukommen soll. Die Geschichte selbst hat es so geordnet, und der jüngere, besitzlose Adel hat nie ein Recht darauf in Anspruch genommen; aber mit der Standschaft ist der Wirkungskreis

des Adels weder geschlossen, noch vollendet; er soll in alle Verhältnisse einwirken, wie es der Beruf aller Stände ist, und wie es überall dem Adel vorzugsweise die Geschichte rühmend nachweisen kann.

Armuth und zu große Menge müssen allerdings seinen Einfluß schwächen. Der Staat wird sich selbst seine innerste Kraft rauben, wenn er den Adel beraubt und dadurch zu gewinnen und ungestörter zu regieren hofft. Er hat das gute alte Recht des Adels und seine Stiftungen vernichtet, und sieht nicht, daß alles Recht, sein eignes der Herrschaft nicht ausgenommen, nach solchen Principien auf keinem bessern, auf keinem festern Grunde beruht. Er hat Autonomie und Familien-Statuten des Adels aufgehoben, ihn mit Lasten überdeckt und zur Theilung und Armuth gezwungen, und nicht eingesehen, daß der lästige Widerstand des Adels, dem er begegnen wollte, bald einem viel lästigern, wenn nicht verderblichen, der Parteien und Revolutionärs Platz machen muß.

Die Armuth und Menge des Adels, die man den Deutschen vorwirft, haben übrigens bis jetzt noch nirgends geschadet. Gerade der reiche Adel ist in allen Ländern Europa's am meisten ausgeartet. Man vergleiche den reichen Adel in Italien, England, den jetzigen und ehemaligen in Frankreich mit den ältern, aber ärmeren, Standesgenossen in Deutschland. Man vergleiche das berechnende, immer bequeme Anschließen der Reichsten, leider auch in Deutschland, an jede, wenn auch fremde Regierung, oder an die herrschende, wenn auch revolutionäre Partei der Kammern, das mißverstandene Schmollen oder gänzliche Zurückziehen Anderer von den Landtagen und den Interessen des Volks mit der regen Wirksamkeit und dem Halten an Recht und Herkommen der ärmern Standesgenossen. Es ist nicht der Dienst des Staates, am wenigsten der Kriegsdienst, der die Gesinnung verdirbt und den Adel dienstbar und abhängig macht. Es ist die Hofluft, der Luxus und das Verderben der größern Städte, die Entfernung und Entfremdung vom Lande und seinen Gütern, wo

dem Adel das feste Haus und das alte Erbe der Väter gebaut worden, welche ihn überall, wo er wirklich verdorben, erst moralisch, dann physisch zu Grunde gerichtet haben und auch in Deutschland verderben konnten. Der französische Adel wohnte in Paris und hatte nur ein Lustschlößchen für wenige Monate auf dem Lande. Ebenso der italienische in Rom, Florenz, Neapel; seine Villen sind ohne Landbau! Der englische wohnt auf dem Lande und hat in London im Vergleich nur ein Absteige-Quartier für die Dauer des Parlaments; und welcher Unterschied des englischen gegen den französischen und italienischen Adel in Gesinnung und volksthümlichem Einfluß!

Dem Adel frommt nur Landleben und Dienst, vor Allem Kriegsdienst. Das ist sein Beruf! Eben der arme, aber zahlreiche Adel in Deutschland hat eine so ausgezeichnete Gesinnung, Kraft und Bildung in der Armee bewirkt, und wird auch wider Willen noch immer als Kern derselben anerkannt. Trotz aller modernen Anlage ist das Offizier-Corps der preußischen Armee jetzt wieder zu neun

Zehntel adelig. Seit 1813 — 1815, wo eine Menge bürgerlicher Offiziere eintraten, sind diese nach und nach wieder ausgeschieden, indem sie Civil-Stellen suchten und fanden. Das Militär ist keine Versorgung, und so mag jetzt nur unbezwingliche Neigung oder entschiedenes Talent, das keinem Stand in Deutschland je fehlen wird, den Soldatenstand ergreifen.

Wir haben absichtlich Alles, was die frühern Politiker gegen oder zu Gunsten des Adels vorgebracht, in den Hauptmomenten darzustellen versucht, weil uns die Lehre der Liberalen vom Adel, und instinctartiger Haß gegen denselben, der innerste Kern ihres Systems oder doch ihrer Neigungen und Wünsche zu seyn scheint. In allem Uebrigen möchten sie sich mit den Servilen versöhnen; in diesem Einen scheinen sie allen höheren Gründen unzugänglich und werden dadurch gezwungen, die Unverletzlichkeit der übrigen Rechte, die Göttlichkeit des Rechts überhaupt, absolut zu leugnen. Geistlichkeit und Adel wird immer das Stichwort aller Revolutionärs seyn! und

mit Recht; denn dieſe beiden Stände ſind das Princip der beiden andern. Mit dem Adel muß nothwendig auch der Bauer als eigentlicher Stand, mit der Geiſtlichkeit nothwendig auch der Bürger als Stand, überhaupt alle ſtändiſche Verfaſſung fallen.

Wenn anerkannt werden muß, daß wahre Freiheit nur da möglich iſt, wo der Staat einen lebendigen Organismus darſtellt, wo ihm vergönnt iſt, ein ſelbſtſtändiges, in allen ſeinen nothwendigen Gliedern und Organen gefühltes und wiederholtes Leben zu führen, ſo wird kein Glied deſſelben entbehrt und nur von der Herſtellung aller Stände, auch des Adels und der Geiſtlichkeit, wie aller übrigen Korporationen, die Rückkehr der Freiheit erwartet werden dürfen. Noch iſt nicht Alles verloren, die Stände ſelbſt haben ſich noch nicht aufgegeben. Die Hoffnung einer beſſern Zukunft wird ſie nicht täuſchen. Noch iſt die Zahl der getheilten oder zerſplitterten Bauernhöfe unbedeutend. Der Bauer hängt noch am alten Recht und Herkommen und kann nur durch

die Gewalt der neuern Gesetzgebung und ihre eifrigen Diener zu Theilung und zum Ruin gezwungen werden.

Der Adel in Westphalen hat Vieles verloren, aber noch Vieles gerettet, vor Allem den Sinn für Ehre und Recht, für seinen Beruf und seine Bestimmung. Er besitzt seine Güter noch ungetheilt und hat den Lockungen des Zeitgeistes und seinen Täuschungen bisher widerstanden. Der Bürgerstand ist durch die Gewerbfreiheit und Speculationssucht noch nicht zu Grunde gerichtet, und sehnt sich nach Herstellung eigner Zucht und Ordnung, nach Wiederbelebung seiner Innungen und Korporationen. Der geistliche Stand fühlt mehr als je, was er verloren und durch Treue und Liebe wieder zu gewinnen berufen ist. Ueberall regt sich ein besserer Geist und das tiefere, religiöse Bedürfniß in allen Ständen, das Bedürfniß einer wahrhaft religiösen Begründung alles Daseyns, was nur dem Leben Bedeutung, was allem Streben erst Form und Dauer zu geben vermag.

Die Auflösung des gutsherrlichen Verbandes

und die Ablösung aller Abgaben und Leistungen scheint einmal von den Regierungen unabwendbar beschlossen; sie wäre besser unterblieben, und statt, wie bei der Reformation, das Kind mit dem Bade auszuschütten, der Zweck leichter und besser durch innere Reform, durch neue Belebung und Gestaltung erreicht worden. Aber auf dem Wege, auf dem sie bewirkt werden soll, scheint sie kaum möglich. Die Kosten der Auseinandersetzung verschlingen den Werth, und der Bauer ist nicht im Stande, den gesetzlichen Betrag im baaren Gelde zu schaffen. Soll die Ablösung unabänderlich und schnell, wie die Liberalen es verlangen, erzwungen werden, so muß der Staat mit seinem Credit zu Hülfe kommen. Man vergleiche folgende Schrift:

„Ueber die Agrarverfassung in Norddeutschland, von August Freiherr von Harthausen, 1829," sechster Abschnitt p. 242 ff.

Aber mit erfolgter Ablösung selbst ist nur die Hälfte geschehen. Es bedarf eines neuen organischen Verbandes zwischen dem größern Gute des ehemaligen Gutsherrn und den frei

gewordenen Höfen der Bauern, zwischen den Gutsherren selbst als nothwendigem Mittelpunkt und den freien Mitgliedern der neuen Gemeinde. Es bedarf einer neuen Befestigung des frei gewordenen, aber dennoch geschlossenen Eigenthums, eines fideikommissarischen Verbandes, der jeden Hof untheilbar seinem Besitzer und seinem Geschlechte sichert, bei dem freien Bauer, wie beim Adel. Die Theilbarkeit, wie der Mangel an Unterordnung und Verband, würde den Bauer wie den Adel zerstören. Die wahre Freiheit kann nur durch organisches Leben aller Glieder in einem Körper und unter einem Haupte bestehen. Wo man das Haupt zum Fuße, den Fuß zum Haupte machen will, da kann man wohl Spott- und Zerrbilder für Fantasten, aber kein wahres, lebendiges Menschenbild, keine organische Gemeinde bilden.

Es bedarf einer durchgreifenden Reform unserer Justiz und Polizei, einer Wiederbelebung der eigentlichen Volksgerichte, der zuletzt ausgerotteten Patrimonial-Gerichte, vor Allem der Feststellung unserer Provinzial-Gesetzgebung.

Unsere Land- und Stadtgerichte, unsere allgemeine, überall vage Gesetzgebung, unsere ungeschickt weitläufige und kostspielige Prozeßordnung sind der Ruin des Volks. Der Mangel einer festen, alle Verhältnisse durchdringenden, auf das Herkommen gegründeten Provinzial-Gesetzgebung, welche zwar vorhanden, aber jetzt nirgends vollständig anerkannt, zum Theil unbekannt ist, kann durch kein anderes Mittel, durch keine andere Hülfe ersetzt werden.

Den Landgemeinden gebührt Freiheit und Sicherheit des geschlossenen Eigenthums gegen den Andrang der Fremden, wie gegen jede Einmischung des Staates, den Stadtgemeinden Wiederbelebung der Innungen, Herstellung der Unabhängigkeit der eignen Verwaltung, Justiz und Polizei, und den Provinzen Herstellung der Rechte ihrer alten Stände. Die Domkapitel sind aufgehoben, aber das Recht der Geistlichkeit, an der Standschaft Theil zu nehmen, ist dadurch nicht erloschen. Die Bauern sind frei geworden, ihre selbständige freie Vertretung auf den Landtagen wird nirgends

in Deutſchland ihnen verweigert. Will man die Provinzial-Stände, was das Zweckmäßigſte ſeyn würde, nicht wieder auflöſen, und den einzelnen Ländern ihre Stände zurück geben, ſo muß wenigſtens die Standſchaft nach ihrem früheren Umfange und natürlichen Intereſſen, nach den Gebietstheilen, wie ſie früher beſtanden, hergeſtellt werden. Die Provinzial-Verſammlungen werden dann nur Deputirte der einzelnen alten Landſtände umfaſſen, und das Gemeinſame, wie es von Jenen vorbehalten, weiter berathen und feſtſtellen dürfen. Provinzial-Landſtände ohne Baſis, ohne wahre Landſtände der einzelnen Länder, welche ſämmtlich verſchiedene Verfaſſungen und Geſetzgebungen, verſchiedene Volksſtämme und Geſchichten haben, endlich ein Gemiſch von altberechtigten Landſtänden und modernen Repräſentanten kann weder den Liberalen, noch den Servilen genügen, noch auch dem Lande und ſeinen Intereſſen frommen.

Dieſe Ideen ſind indeß noch zu jung oder zu alt, um in unſerer unbehülflichen ſtarren Zeit allgemeine frohe Aufnahme zu finden.

Diejenigen, in deren Hände die Gewalt und Ausführung gelegt worden, gehören fast ohne Ausnahme einer andern Denkweise und anderer Bildung an. Sie müssen den Ansichten einer frühern Epoche, wie ein morscher Nachen dem vorüberrauschenden Strome, folgen und nachziehen, wenn auch bewußtlos und gezwungen, gewiß aber künftig nicht ohne Scheu und innern Widerspruch, indem das Andenken einer unverstandenen Vergangenheit, die Lehre und das Bedürfniß der Gegenwart, mancherlei sonderbare Erfahrungen und widerstreitende Lehren, sie jetzt in der ruhigen Entwicklung ihres Systems so häufig und überall stören wollen.

„So rieselt von den Bergen noch lange der Schutt der zerstörten Mauern, wenn die Bewegung, welche sie zerstörte, längst aufgehört oder eine andere Richtung genommen hat.“

So viel wird hinreichen, unsern loyalen Westphalen kennen zu lernen.

Es ist herzerhebend, mit welcher Klarheit dieser ausgezeichnete Mann unsere Rechte darzustellen weiß.

Er hatte allerdings dabei mitunter die Beamten-Klasse etwas hart angezapft, und man wollte ihn dafür wegen unehrerbietigen Tadels der im Staat bestehenden Einrichtungen und wegen Erhebung eines Standes über die Vorrechte des Landesherrn zur Untersuchung ziehen. Allein das bereits eingeleitete Verfahren wurde niedergeschlagen, weil die Umgebungen des Fürsten zu demselben Stande gehören, und weil sie daher sich überzeugen müssen, daß alle jene Bestrebungen, deren Wortführer unser Westphale ist, nur dahin zielen, ihre Rechte zu erhalten.

Wie verschieden dagegen ist der fünfte Theil von Tutti Frutti, welcher den bisherigen Adel bloßen Blut-Adel nennt, und einen Adel vorschlägt, wie ihn alle Demagogen wünschen: einen Majorats-Adel, Standesherren, und noch dazu soll ein solcher — wie in England — stets aus dem Volke hervorgehen.

Welche Behauptungen von einem Fürsten! Behauptungen, die dem wahren Adel — der etwas Unerreichbares ist — ganz widerstreiten

würden! Nein, sie sind gewiß nicht aus einer fürstlichen Feder geflossen!

Wahrlich eine eigene Mystification, daß ein Demagoge die beiden ersten herrlichen Theile von Tutti Frutti fortgesetzt hat; denn so etwas konnte der wahre Verstorbene nicht schreiben. Dabei bleibe ich, Gott helfe mir! Amen.

Die, welche an die Standesprivilegien gewöhnt sind, denken weit weniger an ihre Vorrechte, als die, welche von eingebildeten Vortheilen ausgeschlossen sind. F. Cooper.

XXI.

Die Rangliſte der preußiſchen Armee.

Die Rangliſte der preußiſchen Armee findet ſich beinahe in jedem adeligen Hauſe; denn es gibt wohl keine adelige Familie, welche nicht ihren Namen unter Denjenigen findet, die ſich dem Dienſte des Königs widmen, da der Kriegsdienſt noch fortwährend die Lieblings-Carriere des deutſchen Adels zu ſeyn ſcheint.

Leider hat ſich die jetzige Rangliſte von der im Jahr 1806 erſchienenen ſehr entfernt; damals war es eine beinahe unerhörte Ausnahme, einen bürgerlichen Namen auf ihr zu finden. Jetzt iſt ſchon der vierte Name in der Rangliſte ein bürgerlicher, und die erſte Seite derſelben enthält davon nicht weniger als acht, d. h. beinahe die Hälfte der genannt

Personen. Zum Glück sind dies mehr Bureau-Beamte, als Offiziere des Kriegsministeriums. Unter den Adjutanten der Prinzen finden sich leider ein paar Neugeadelte, was sonst unerhört gewesen wäre.

Am meisten muß es auffallen, unter den General-Lieutenants zwei Bürgerliche zu sehen; überdies sind sehr Viele, welche ein von vor ihrem Namen haben, eigentlich nicht zum Offizierstande geboren, sondern erst vor Kurzem in den Adelstand erhoben worden. Da man sie einmal hat Offiziere werden lassen, und sie auch noch beibehalten wollte, war es freilich ein nothwendiges Uebel, sie zu adeln, um manchem Regimente wenigstens den Schein zu geben, daß es sich von dem Zeitgeist rein zu halten gewußt habe. Allein man kann bei manchem unbekannten Namen nicht immer wissen, mit wem man es zu thun hat.

Dagegen sieht man mit mehrerem Vergnügen im 1ſten Garde-Regiment eine Reihe von 96 Edelleuten, worunter 14 Grafen, aber nur ein Baron, so wie es überhaupt auffallen muß, daß die Zahl der Barone in Preußen

so gering ist; auch haben schon lange keine Standes-Erhöhungen in den Freiherrnstand stattgefunden, wenn auch die Ernennungen zu Grafen nicht selten gewesen sind. Wenn unter dieser Zahl von beinahe 100 Edelleuten sich auch hie und da Einer befindet, der nicht von altem Adel ist, so ist er durch einen anderweitigen Wirkungskreis von der Anwesenheit bei diesem auserwählten Corps ausgeschlossen.

Dagegen befinden sich bei dem 2ten Garde-Regiment vier bürgerliche Offiziere im wirklichen Dienst; freilich noch aus der Kriegszeit her, denn alle jüngere Offiziere sind von unverdächtigem Adel und führen zum Theil sehr erlauchte Namen. Ganz rein und von glänzendem Adel erscheint das Regiment Kaiser Alexander, wogegen leider in dem Regiment Kaiser Franz fünf bürgerliche Offiziere sich befinden, und im Garde-Reserve-Regiment stehen gar neun bürgerliche Offiziere; doch auch hier sind die jüngern Offiziere sämmtlich von edlem Geschlecht. Ganz rein haben sich die Gardejäger erhalten, und das Lehrbataillon weist nur zwei Offiziere auf, die nicht von

Familie sind. Es ist sonderbar, daß gerade diese von ihren Regimentern dazu commandirt wurden.

Bei der Linien-Infanterie gibt es leider kein einziges Regiment, welches sich ganz rein erhalten hätte; daran sind die im Kriege gemachten Concessionen schuld. Das 1ste Infanterie-Regiment zählt vier Capitäns, die nicht von Stande sind, und selbst unter den jüngern Offizieren findet sich ein noch vor Kurzem beförderter Bürgerlicher; dagegen ist bei dem 2ten Infanterie-Regiment schon seit mehreren Jahren nur Zuwachs aus der Noblesse angenommen worden. Beide Regimenter, und auch das 3te, haben gar Stabs-Offiziere aus dem Bürgerstande, und bei dem letzten ist sogar der jüngste Offizier ein Bürgerlicher. Noch schlimmer sieht es mit der Rangliste des 4ten Infanterie-Regiments aus; in demselben befindet sich ein bürgerlicher Oberst, und die Hälfte der Hauptleute sind Bürgerliche; daher kein Wunder, daß auch unter den jungen Offizieren verhältnißmäßig viele aus dem Bürgerstande sind.

Im 5ten Infanterie-Regiment steht der Adel auffallender Weise im Nachtheile; denn, abgerechnet zwei bürgerliche Stabsoffiziere, ist die Mehrzahl der Capitäns nicht von Familie, und kein unbedeutender Theil der jüngern Offiziere leidet an demselben Mangel. Wahrscheinlich mag der Garnisonsort Danzig dazu beitragen, wo die Söhne reicher Kaufleute sich gern unter den Adel mischen möchten, wie Casimir Perrier in Paris.

Seltner sind im 6ten und 7ten Regiment Bürgerliche, noch mehr aber in dem ausgezeichneten Leibregiment. Weniger rein hat sich dagegen das brave Colberger Regiment erhalten, wo sogar die Mehrzahl des jüngern Anwuchses bürgerliche Namen trägt. Vorzüglich zu rühmen ist die Auswahl der jüngern Offiziere bei dem 10ten Regiment, wogegen unerwarteter Weise bei dem 11ten in derselben Garnison der jüngste Offizier nicht von Stande ist. Obwohl das 12te Regiment weniger Hauptleute von Geburt enthält, so sind doch die jüngern Offiziere beinahe sämmtlich Edelleute. Das 14te

Infanterie-Regiment zählt nur zwei bürgerliche Second-Lieutenants, wogegen im 15ten Regiment deren viel mehrere angetroffen werden. Dies mag daher kommen, weil es in Westphalen, wo dies Regiment steht, zwar einen reichen, aber einen wenig zahlreichen Adel gibt. Im 16ten und 17ten Linien-Infanterie-Regiment zeigen sich unter den Capitäns und den ältern Premier-Lieutenants die Folgen des Krieges, welche aber die neue Zeit durch Zuwachs von edler Geburt nach und nach zu verwischen strebt.

Schlimmer steht es für den Adel im 18ten Regiment. Hier sind beinahe alle Hauptleute von niederm Stande, und die fünf ältesten Premier-Lieutenants bereit, auch noch vorzurücken, so daß die Zeit gar nicht fern scheint, wo ein Regiment in der preußischen Armee bestehen wird, das keinen einzigen Hauptmann von Geburt zählt. Im 19ten Regiment ist das Verhältniß nicht ganz so auffallend. Was einmal geschehen, kann nicht wohl ungeschehen gemacht werden, aber für die Folge muß man um so mehr auf seiner Hut seyn; darum

erfordert die Ernennung neuer Offiziere eine um so größere Aufmerksamkeit, und ich sah die beiden jüngsten bürgerlichen Offiziere in dem 22ſten Infanterie-Regiment noch weniger gern, als einen Obrist-Lieutenant im 23ſten Regiment von gleicher Geburt.

Um so erfreulicher ist es, im 24ſten Regiment unter der langen Reihe von Second-Lieutenants nur Adelige zu finden, zwei derselben abgerechnet, die noch aus dem Kriege herrühren. Dagegen zählt das 25ſte Infanterie-Regiment ebensoviel adelige Second-Lieutenants, als bürgerliche, was um so mehr auffallen muß, als die alten Lützower Offiziere fast sämmtlich nicht mehr in dem Regiment sind. Damals gab es allerdings mehr Bürgerliche, und die zweite, dritte und die Tirols-Compagnie des zweiten Bataillons von diesem Regiment sind während des Krieges großentheils von Bürgerlichen errichtet worden. Daß es jetzt in Cöln soviel junge reiche Leute gibt, welche sich dem Offizierstande widmen, hätte man ebenfalls nicht erwarten sollen.

In dem 26ſten Infanterie-Regiment gehört

nur die Hälfte der Capitäns dem privilegirten Stande an; dagegen muß es trösten, daß im 27sten Regiment seit vielen Jahren kein Bürgerlicher mehr Offizier geworden ist. Im 28sten Regiment ist ein Capitän von Familie eine Seltenheit und auch unter den jüngern Offizieren scheint die Stadt Cöln viele Candidaten einzureihen; noch mehr aber Coblenz, wie die Rangliste des 29sten Regiments zeigt, deßgleichen Trier in dem 30sten Regiment, so daß es scheint, als wenn auch darin die Rheinländer unternehmender seyen, als die guten Schlesier und Pommern, die gern am Alten kleben, was recht gut ist. Der Sohn des Kaufmanns muß wieder Kaufmann werden. So war es auch in Aegypten, als es noch unter den Pharaonen ein blühendes Königreich bildete.

In Sachsen scheint man weniger versucht, diesen Weg zu Unterbringung seiner Kinder einzuschlagen; denn bei dem 31sten und 32sten Regiment finden sich nur zwei bis drei bürgerliche Second-Lieutenants. Am nachtheiligsten von allen ist das Verhältniß für den Adel in

den Reserve-Regimentern; fast sämmtliche Hauptleute und die ältesten Premier-Lieutenants sind nicht von Familie, und jedes der Regimenter vom 35sten, 36sten, 37sten, 38sten und 40sten besitzt nur einen einzigen Capitän von Stande; doch wird für den neuen Anwuchs zweckmäßig gesorgt, und die jüngern Offiziere sind meist von Geburt.

In Ansehung der Jäger-Abtheilungen ist der Anfang sehr nachtheilig. Die erste und zweite Abtheilung zählt nur zur Hälfte adelige Offiziere. Der Chef, die Capitäns und die ältesten Premier-Lieutenants sind nicht von vornehmer Extraction. Um so erfreulicher zeigt sich die Rangliste des Breslauer Schützen-Bataillons, in welches sich nur ein einziger Offizier ohne Geburt verloren hat.

Wir gehen jetzt zur Cavallerie über. Hier finden wir den ritterlichen Adel allerdings ungemischter; das Regiment Garde-du-Corps und das der Garde-Cuirassiere zeigt nur Namen aus den erlauchtesten Familien. Man sollte glauben, daß alle erst ihre Ahnen-Probe abgelegt hätten. Beinahe könnte man das

Garde-Dragoner-Regiment damit vergleichen; allein unerwartet findet sich ein Second-Lieutenant darunter, der kein Herr von ist. In dem Garde-Husaren-Regiment steht gar ein solcher Rittmeister, und derselbe ist noch dazu der älteste; außerdem hat es einen aggregirten bürgerlichen Second-Lieutenant. Dagegen haben sich die beiden Garde-Ulhanen-Regimenter von der Verderbniß ganz frei zu erhalten gewußt. Zu erwarten war es übrigens, daß die sämmtlichen Cavallerie-Regimenter nur adelige Repräsentanten zur Lehr-Escadron schicken würden.

An der Spitze der gesammten Linien-Cavallerie steht das rein adelige erste Cuirassier-Regiment, die Blüthe des schlesischen Adels enthaltend. Das zweite Cuirassier-Regiment besitzt leider noch drei ältere bürgerliche Offiziere aus den Kriegszeiten; im dritten sind ein Stabsoffizier und auch der jüngste Lieutenant nicht von Familie. Das vierte hat neben vielen schönen Namen fünf Offiziere aufzuweisen, die nicht Herren von sind. Das fünfte zählt noch zwei und das sechste noch

einen bürgerlichen Offizier. Alle aber haben in der letzten Zeit sich aus dem Adel zu rekrutiren gewußt.

Die Reihe der Dragoner eröffnet das Regiment des Prinzen Albrecht von Preußen, an dem, nach Pückler, jeder Zoll ein Prinz ist. Dies Regiment hat zwar noch drei ältere bürgerliche Offiziere aus dem Kriege behalten, wie man aus ihren eisernen Kreuzen ersehen kann; allein dafür ist auch kein Second-Lieutenant von niederer Extraction. Ein solcher findet sich dagegen bei dem zweiten Dragoner-Regiment, obwohl Prinz Wilhelm, der Aeltere, Chef desselben ist. Dagegen zeichnet sich das dritte Dragoner-Regiment durch seine Reinheit aus. Rein adelig steht es da, wie das erste Cuirassier-Regiment; ja es kann sogar dem Garde-Dragoner-Regiment vorgezogen werden, da auch unter den aggregirten Offizieren sich kein einziger Bürgerlicher befindet. Grell sticht dagegen das vierte Dragoner-Regiment ab, welches, wahrscheinlich weil es am Rhein steht, verhältnißmäßig viel bürgerliche Offiziere zählt.

Die leichte Waffe der Husaren zeigt in dem

ersten Regiment die unangenehme Erscheinung, daß der jüngste Offizier nicht von Familie ist. Im zweiten Leib-Husaren-Regiment finden sich zwar noch ein paar ältere Offiziere, die von unten auf gedient haben, wie man aus ihren Kriegsauszeichnungen ersehen kann; aber dafür ist unter den Second-Lieutenants kein Einziger, dem nicht adeliges Blut in den Adern rollte. Im dritten Regiment steht das nicht so gut. Im vierten noch weniger; doch hat man sich in der neuesten Zeit einer größern Reinheit befliſſen. Viel weniger ist dies im fünften Regiment der Fall. Aber in dem sechsten gibt es lediglich zwei Ueberbleibsel aus der Kriegszeit. Im zehnten Regiment sind leider die beiden jüngsten Offiziere nicht von Familie, und bei dem elften Regiment, dessen Offiziere meist aus Grafen und Baronen bestehen, muß es schmerzen, doch noch zwei Offiziere ohne Geburt zu finden.

Bei den Uhlanen zählt das erste Regiment drei, das zweite sechs Offiziere ohne adelige Namen. Im dritten ist nur noch der älteste Second-Lieutenant aus dem Kriege her

bürgerlich; mehrere hat das vierte; alle aber sind bei der Annahme der jüngern Offiziere so vorsichtig, auf edles Blut zu sehen.

Bei der Artillerie hat sich die Sache seit den letzten zehn Jahren sehr geändert. Sonst dienten nur wenige Offiziere von Extraction in dieser Waffe. Jetzt enthält die Garde-Artillerie viele Männer mit berühmten Namen; doch bei den andern Brigaden gehört der Adel zu den Ausnahmen. Auch bei den Offizieren vom Genie ist adeliges Blut eine Seltenheit. Daß bei den Invaliden meist Leute von niederer Geburt angestellt sind, kann nicht auffallen, da größtentheils solche Offiziere dazu kommen, welche nichts Anderes als ihre Bravour für sich haben.

Nun haben wir die Linie die Revue passiren lassen; wir wenden uns daher jetzt zur Landwehr. Die Garde-Regimenter derselben sind herrlich zusammengesetzt. Nichts als Adel, nur zwei Majors ausgenommen. Bei den Uebungen derselben werden adelige Offiziere von der Garde in die Provinzen geschickt, so daß nur wenig beurlaubte Offiziere einberufen

werden, und unter dieſen befinden ſich nur zwei, welche nicht von Familie ſind.

Deſto ſchlimmer ſieht es mit der Provinzial-Landwehr aus; gewöhnlich nur der beſoldete Stamm gehört dem Adelſtande an; alle andere Offiziere von Stande ſtehen unter bürgerlichen Kameraden ſo vereinzelt, wie umgekehrt die Officiers de Fortune in der Linie. Dies mag auch wohl die Urſache ſeyn, warum ſo viele Offizierſtellen unbeſetzt ſind. Ein Landwehr-Bataillon ſoll eigentlich 20 Offiziere des erſten und 20 des zweiten Aufgebots haben; allein ſchon in dem erſten Landwehr-Regiment iſt nur die Hälfte der Offizierſtellen in dem dritten Bataillon beſetzt; dieſes und das erſte Bataillon deſſelben Regiments zählt je nur einen Hauptmann; gleicherweiſe ſind nur 9 Premier-Lieutenantsſtellen beſetzt, obwohl das Regiment deren 34 bedürfte. Es iſt natürlich, daß man mit der Beſetzung lieber zuwartet, bis ſich adelige Offiziere finden. Aus demſelben Grunde mögen auch in allen drei Bataillonen die Führerſtellen des zweiten Aufgebots erledigt ſeyn. Es iſt immer ein

Gewinn für den Adel, nicht in den Fall gesetzt zu werden, unter einem Bürgerlichen zu stehen. Auf diese Weise sind bei dem Anklam'schen Regiment acht Capitäns- und drei Premier-Lieutenantsstellen unbesetzt. Allein aus Mangel an Landwehr-Offizieren müssen dann Offiziere von der Linie commandirt werden; so sind z. B. bei dem Gumbiner Bataillon 25 Offizierstellen unbesetzt. Sobald es daher zum Kriege kommt, ist für den Adel hinreichende Gelegenheit vorhanden, sich auszuzeichnen und Beförderung zu erringen. Das Prenzlau'sche Bataillon zeichnet sich vortheilhaft aus, indem in demselben nur sieben bürgerliche Offiziere sich befinden, wogegen die andern neun Offiziere von Geburt sind. Ein Gegenstück dazu bietet das Croſſensche Landwehr-Bataillon, in welchem auch nicht ein einziger Herr von dient.

Bedenklich ist es, daß es in manchen Gegenden so merklich an Landwehr-Offizieren fehlt; so finden sich in dem Freystädt'schen Bataillon nur 12 Offiziere, die übrigen 28 fehlen. Eben so verhält es sich mit dem Xantis'schen Bataillon. Dagegen besitzt manche

Gegend einen Ueberſchuß von Cavallerie-Offizieren; z. B. das Münſter'ſche Bataillon zählt ſtatt ſechs Cavallerie-Offizieren deren neun, und das Berliner zehn; überhaupt hat das Offizier-Corps der Landwehr-Cavallerie ſeit einigen Jahren bedeutend zugenommen, und auch bei der Infanterie haben einige Bataillone überzählige Offiziere.

Orden ſind in der Landwehr, den beſoldeten Stamm abgerechnet, ſehr ſelten; ſo hat z. B. das Münſter'ſche Bataillon gar keinen Orden, eben ſo das Bielefeld'ſche u. a. m.

Selbſt das Regiſter der Rangliſte gibt zu nicht unwichtigen Bemerkungen Veranlaſſung. Bloß der zehnte darin vorkommende Namen iſt mit einem von geziert. Unter den erſten dreißig Offizieren finden ſich nur ſieben von Geburt. Ferner kann man aus beſagter Liſte die Anhänglichkeit mancher Familie an den König ſehen. Die Familie derer v. Alvensleben hat dem Staat 24 Offiziere geliefert, von denen 3 Capitäns und 5 Premier-Lieutenants, 16 aber Second-Lieutenants ſind. Die Familie v. Arnim hat 16 Söhne dem

Vaterlande zum Opfer gebracht. Die v. Below deren 18, die v. Bismark 10, die v. Borke 19, die v. Bülow 12, die v. Kleist 19, die v. Knobelsdorff 22, die v. Ledebur 16, die v. Natzmer 14, die v. d. Osten 16, die v. Prittwitz 19, die v. Puttkammer 17, die v. Treskow 23, am meisten aber die v. Wedel, 38.

Je mehr Söhne eine Familie dem Dienst des Königs weiht, desto loyaler ist sie, desto mehr hat sie sich Verdienste erworben. Von den gräflichen Familien muß daher in dieser Beziehung die Stollberg'sche genannt werden, welche 6 Söhne dem Vaterlande zum Opfer gebracht; die gräflich Solms'sche weist deren 10, die Grafen v. d. Schulenburg 9, die Grafen v. Röder 5 auf, u. s. w. Dagegen haben 57 bürgerliche Schmidt die Mitglieder des Adels aus ebensovielen Offizierstellen verdrängt, die ihnen von Rechtswegen zukommen, und die sie unbedenklich erhalten hätten, wenn der leidige Zeitgeist nicht dazwischen getreten wäre. Welch eine Menge armer Edelleute hätten hier ihre Versorgung finden können! Der bürgerlichen

Müller ſind es gar 70; ein Namen, der den meiſten Raum in dem vorliegenden Regiſter einnimmt.

Dies waren meine Betrachtungen auf dem letzten Nachtquartier in meine Heimath! — Wann wird Griechenland eine ſo adelige Rangliſte aufweiſen?!! Sollte ich mich in dem Grafen v. Armansperg getäuſcht haben, ſo daß er nur dem Namen nach ein alter Edelmann wäre und eigentlich zu den modernen Liberalen, zu den Demagogen gehörte, die nur für ſich uud ihren Beutel ſorgen?! Dann wird er ſich freilich wenig darum bekümmern, ob Griechenland einen Adel bekomme oder nicht, und die Freude, welche ich mir vorſpiegelte, in unſern Zeiten, in einem neu errichteten Königreich, aus einem Lande, das früher keinen Adel hatte, einen neuen, kräftigen Adel emporſproſſen zu ſehen, welcher dereinſt hiſtoriſch werden würde, war nur ein eitler Traum!

Vetus nobilitas, majorum facta fortia, cognatorum et affinium opes, omnia haec praesidio adsunt.

Sallust.

Pracht-Ausgaben

Illustrationen und andere Unternehmungen

im

Verlag der Classiker.

Tausend und eine Nacht.

Arabische Erzählungen

zum ersten Male

aus dem arabischen Urtext

treu übersetzt von

Dr. Gustav Weil.

Mit einer Vorhalle

von

August Lewald.

Mit zweitausend Bildern und Vignetten von F. Groß.

Erster Band

oder

1ste bis 118te Lieferung

à 1 gr. oder 4 kr.

Die Lieferungen dieser Pracht-Ausgabe werden nunmehr rasch auf einander folgen, da die Schwierigkeiten, die uns bei Anfertigung der feinen Holzstiche entgegenstanden, beseitigt und wir bereits im Besitz des größten Theils der Hölzer sind.

Geſchichte

des

Gil Blas von Santillana.

Illuſtrirte Ausgabe

nach

Zeichnungen von Johann Gigoux.

Dieſe Pracht-Ausgabe wird in Einem Bande erſcheinen und in Heften ausgegeben werden. In Format und Druck, wie auch hinſichtlich der Schönheit und Originalität der in den Text gedruckten Holzſtiche, ſchließt ſie ſich unſerer illuſtrirten Ausgabe des Don Quixote an und wird gewiß den Beſitzern derſelben ganz willkommen ſeyn.

Ausführliche Proſpecte ſind in allen Buchhandlungen zu haben.

Unter der Preſſe:

Eine Ueberſetzung des neueſten Werkes von Lord Brougham:

STATESMEN

OF

THE TIMES OF GEORGE III.

1 Vol. mit zwölf Stahlſtichen.

Dichtungen und Novellen

von

Dr. Hermann Kurtz.

kl. 8. Velinpapier.

Paul und Virginie

und

die indiſche Hütte.

Von

Bernardin de Saint-Pierre.

Illuſtrirt

nach Zeichnungen von Tony Johannot und andern Künſtlern

mit

400 Vignetten und 30 großen Bildern.

Ein Prachtband in gr. Octav

auf feinſtes Velinpapier und mit ganz neuen Schriften gedruckt.

Dieſe Prachtausgabe wird in Heften erſcheinen; das Nähere beſagen in allen Buchhandlungen einzuſehende Proſpecte.

Blaſedow

und

ſeine Söhne.

Komiſcher Roman

von

Karl Gutzkow.

Drei Theile.

8. Elegant broſchirt Rthlr. 6. oder fl. 10. 30 kr.

Die vier

heiligen Evangelien

unseres Herrn

Jesu Christi

nach den heiligen Evangelisten

Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes.

Aus der lateinischen Vulgata

getreu übersetzt von

J. P. Silbert.

Mit vorhergehender Einleitung und biographischen und historischen Umrissen der Lebensgeschichten der heiligen Evangelisten, der Stadt Jerusalem und des heiligen Landes; und der Zugabe eines lieblichen Passionsgartens des Herrn.

Geschmückt mit sechs prächtigen, auf die Hauptgegenstände sich beziehenden Titelkupfern und vielfältigen andern im einfach-erhabenen Style des Mittelalters durch die christliche Kunst geheiligten und zur Colorirung geeigneten Vignetten und Verzierungen.

Besondere Prospecte, die in allen Buchhandlungen zu haben sind, enthalten das Nähere.

Illustrationen

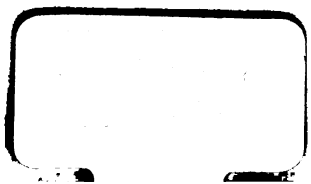
zu

Schiller's sämmtlichen Werken.

150 Bilder in feinstem Holzstich.

In Heften: je 5 Bilder 12 kr. oder 3 gr.

Die Illustrationen zu den Gedichten sind nun vollständig erschienen und an alle Buchhandlungen versandt. Auch werden wir sie für Diejenigen, welche dieselben apart zu erhalten wünschen, als Bilder-Almanach in Goldschnitt und Futteral elegant binden lassen. — Die weitere Folge zu den dramatischen und historischen Werken wird demnächst ausgegeben werden.



Geog 4308.39.7
Tuttolasso's Wanderungen durch Deut
Widener Library
006776474
3 2044 082 186 578